

Die Ortenau



Veröffentlichungen
des Historischen Vereins
für Mittelbaden

27. Heft 1940



Offenburg i. B.
Verlag des Historischen Vereins
für Mittelbaden

Inhalt.

	Seite
Apotheker Dr. Oskar Köhler †. Von H. Buschert	III
Rückblick. Von Dr. A. Staedele, Professor in Offenburg	V
Aus der Geschichte des Dorfes Steinach im Kinzigtal. Von Dr. O. A. Müller, Professor in Offenburg	1
Der „Blutegel“ Wernikau. Ein Beitrag zur Grimmelshausenforſchung. Von D. Göller, Studienrat a. D. in Haſlach	31
Ein Jahr der Not. Von D. Göller, Studienrat a. D. in Haſlach	49
Der Niederschlag der Kriege des 17. und 18. Jahrhunderts in den Gengenbacher Kirchenbüchern. Von Geiſtl. Rat Aug. Kaſt, Pfarrer a. D. in Gengenbach	58
Hegen in Haſlach und Umgebung. Von D. Göller, Studienrat a. D. in Haſlach	79
Georg Ehreſ. Leben und Wirken eines heimat-treuen Deuſch-Amerikaners. Von Dr. O. Kähni, Profeſſor in Offenburg	86
Die Niederſchopſheimer Junft. Von Dr. O. Kähni, Profeſſor in Offenburg	91
Die Lebensverhältniſſe in der ehemaligen Benediktinerabtei Schutttern. Von Dr. O. Köhler, Lehramtsaſſeſſor in Walldürn	102
Die Baukoſten der Pfarrkirche Durbach vom Jahre 1790. Von K. Lehn, Pfarrer in Durbach	107
Die Grenz- und Wegbeſchreibungen in den Dorfbüchern von Unterachern. Von W. Zimmermann, Anſtaltſapotheker a. D. in (Illenau) Berlin	115
Heinrich Medicus. Ein badiſcher Sagenſammler. Von Aug. Feßler, Ver- waltungsiniſpektor in Karlsruhe	128
Sagen aus Waldulm (Achartal). Zuſammengeſtellt nach Niederschriften von Schülern. Von W. Zimmermann, Anſtaltſapotheker a. D. in (Illenau) Berlin	140
Handwerkſskunſt im Bühler Heimatmuſeum. Von E. Huber, Hauptlehrer in Bühl	151
Die Verteilung der Hausarten in der Ortenau. Verſuch eines Beitrags zur Be- ſiedlungsgelchichte. Von H. Schilli, Studienrat in Freiburg	156
Anhang zu der Geſchichte des Kapuzinerkloſters in Baden-Baden („Ortenau“, 18. und 26. Heft). Von F. X. Lenz, Pfarrverweſer in Niederwühl	188
Kleinere Mitteilungen.	
Der Gründer der Pfarrei Durbach. Von K. Lehn	190
Der Stand der Pfarrei Gengenbach und der Schulen in derſelben im Jahr 1811. Von Aug. Kaſt	191
Die Auflöſung des Offenburgſer Kapuzinerkloſters. Von D. Kähni	193
Der „Boliſbock“ von Münchweier. Von E. Baader	194
Bücherbeſprechungen	
	194

Apotheker Dr. Oskar Rößler †

Am 20. Mai 1939 starb im nahezu vollendeten 80. Lebensjahre Dr. Oskar Rößler an den Folgen eines Schlaganfalles. Leicht und langsam, ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben, ist Dr. Rößler in die Ewigkeit hinübergeschlummert und hat ein Leben beschossen, das reich an Arbeit und reich an Erfolgen war.

Was der Entschlafene für die Bäderstadt gewesen durch seine mehr als fünfundzwanzigjährige Tätigkeit als Stadtrat, durch seine wissenschaftliche Tätigkeit in seinem Beruf und durch seine lokalschriftstellerische Betätigung, das kann nur der ermessen, der sich ebenfalls um die Geschichte und Geschehnisse der Stadt Baden-Baden bemüht hat. Er wie seine weltbekannte Apotheke sind unzertrennbar mit der Bäderstadt verbunden. Die bekanntesten Namen von Baden-Badens Besucherprominenz, Könige, Fürsten, Staatsmänner, Gelehrte, wißbegierige Journalisten und Hochstapler, sind über die Schwelle von Dr. Rößlers Hofapotheke geschritten. So machte ihn sein immer regsamer und beobachtender Geist auf die natürlichste und lebendigste Weise zum Lokalhistoriker unserer Stadt. Ein umfangreiches Wissen von der Gesamtgeschichte Baden-Badens, eine Unmenge von Historien und Anekdoten hat er gesammelt, ein unschätzbar wertvolles Archiv hat er angelegt. Immer hat er auch bereitwilligst von seinen Schätzen und seinem Wissen unzähligen Befragern mitgeteilt. Er war, um es richtig zu sagen, die lebende Stadtchronik. So oft man ihn auch mit Fragen über das alte Baden-Baden belästigte — stets gab er gerne und erschöpfende Auskunft. Wir erinnern uns z. B. noch gerne, daß er 1872 das

letzte Spiel in der Spielbank mitgemacht — und der erste war, der bei der Wiedereinführung des Spiels die weiße Kugel rollen ließ.

Als Apotheker-Schüler und Freund des großen Bunsen bemühte sich der Verstorbene zeit seines Lebens um die Hebung des Heilbades. Zunächst interessierten ihn die fachlichen Fragen der Quellen und Bäder. Da er aber nicht nur Chemiker war, sondern auch Künstler und zudem mehrere fremde Sprachen beherrschte — seine Apotheke liefert ja täglich in die ganze Welt — interessierte ihn mit der Zeit alles, was in allen möglichen Kultursprachen über Baden-Baden geschrieben wurde. So entstanden neben den feinen medizinischen Aufsätzen die zahlreichen kulturhistorischen kleineren Arbeiten, die vielfach zum erstenmal das Quellenmaterial erschlossen. Quellenforschung im wahrsten Sinne des Wortes war die Lebensarbeit dieses Mannes, ob es sich um medizinische oder literarische Dinge handelte.

Mit Dr. Kößler ist auch ein alter, angesehener Bürger unserer Stadt dahingegangen. Die Familie Kößler stellt gute, alte Badener Bürger-Dynastie dar. Ein verstorbener Bruder des Apothekers war der Vater des jetzigen Besitzers des Holland-Hotels, ein anderer der Besitzer des Neuweierer Schloßgutes und Vorsitzender des Historischen Vereins. Die Gattin des Verewigten stammt aus dem ehemals weltbekannten Hotel Meßmer.

Heinrich Buschert.

Hofapotheker Dr. Oskar Kößler war von Anfang an ein begeistertes Mitglied unseres Vereins. Er hat immer gern und bereitwilligst sein geschichtliches Wissen in Wort und Schrift in den Dienst unserer Sache gestellt. So war er II. Obmann der Ortsgruppe Baden-Baden und Ausschußmitglied des Hauptvereins. In der Hauptversammlung in Achern erfolgte durch ihn die Begrüßung, und in der Hauptversammlung in Wolfach hielt er eine Rede auf die Stadt Wolfach. An Aufsätzen schenkte er unserer „Ortenau“: Aus der Baden-Badener Franzosenzeit. Jagdhaus Sandweier. Aus dem Baden-Badener BADELEBEN: Dr. Anton Guggert (1804—1864). Der Baugrund der Stiftskirche und seine Umgebung.

Der Historische Verein wird Dr. Kößler ein treues Andenken bewahren, das immer getragen sein wird von der Verehrung derer, die ihn näher kennen durften.

Rückblick.

Entsprechend der Anregung, daß die Ausschußmitglieder bezirksweise zusammenkommen sollten, trafen sich Vorstand und Ausschußmitglieder der unteren und mittleren Ortenau am 17. Juni 1939 im Schloß Neuweier. Es konnte zwar keine Ausschußsitzung stattfinden, doch wurde um so mehr ein reger Gedankenaustausch und eine persönliche Fühlungnahme der einzelnen Mitglieder ermöglicht. Was aber der Zusammenkunft eine besondere Weihe gab, das war das Heimatspiel „Die Huldigung vorm Türkenlouis“ im Schloßhof zu Neuweier, verfaßt vom Schloßherrn Dr. Hans Waag. Das war ein reizvolles Spiel, das uns in Anwesenheit von Innenminister Pflaumer Lehrer, Schüler und einige Laienspieler des Weindorfs Neuweier vorgeführt haben. Nach der Aufführung machten wir es uns in der famosen Schloßschänke gemütlich und unterhielten uns in den stimmungsvollen Nischen. Nachher hielt uns Dr. Waag im Plauderton einen Vortrag über Geschichte und Einrichtung des Schlosses, das heute ein interessantes Museum birgt. Ähnliche Zusammenkünfte waren für September und Oktober in Gengenbach, Lahr und Haslach geplant. Der Aufforderung, einen Heimatabend und eine Heimatwanderung zu veranstalten, ist die Ortsgruppe Oberkirch getreulich nachgekommen, indem sie im Winter einen Heimatabend mit Vortrag von Herrn Hauptlehrer Heid abhielt und am 4. Juni eine Heimatafart nach dem Lühelhardt bei Lahr ausführte. An dem Treffen in Neuweier war auch die Ortsgruppe Bühl beteiligt.

Anfangs Juli kam die neue „Ortenau“ zur Verteilung. Die Schriftleitung war bestrebt, aus jedem Gebiet unserer Ortenau etwas zu bringen. Dies ist geglückt von Rastatt bis Rippenheim, Haslach und Schiltach, leider fanden sich keine Mitarbeiter für Hornberg und Triberg. Manche schöne und aneifernde Anerkennung für das Jahreshft 1939 ging der Schriftleitung zu. So wurde geschrieben: Die Ortenau-Hefte sind mir immer eine Quelle der Belehrung, da ich im Rahmen des mir Vertrauten jedesmal wieder etwas Neues erfahre. — Besondern Dank auch für die Übermittlung des in altgewohnter Weise so schön und inhaltsreich ausgefallenen Heftes der „Ortenau“ mit dem wehmütigen, hochgemuten Nachruf für meinen lieben Vater. — Herzlichen Dank für die Übersendung des wieder so reichhaltigen und interessanten diesjährigen Heftes der „Ortenau“. —

Die 24. ordentliche Hauptversammlung unseres Vereins wurde am 16. Juli 1939 in Kehl, der Hauptstadt des Hanauerlandes, unter zahlreicher Beteiligung und in Anwesenheit von Vertretern aus Partei, Staat und Stadt abgehalten. Im festlich geschmückten Bürgeraal des Rathauses eröffnete Frhr. von Glaubitz die Geschäftssitzung und berichtete über die geleistete Arbeit im abgelaufenen Geschäftsjahr. Der Wunsch nach einer stärkeren Arbeitsauswirkung des Hauptvorstandes nach den einzelnen Ortsgruppen bewirkte den Beschluß, künftig innerhalb des Jahres wechselnd im Tätigkeitsgebiet des Vereins Ausschußsitzungen zu veranstalten. Ein anderer Weg, seine Arbeit, deren Zweck und Ziel mehr in die Öffentlichkeit zu tragen, soll über die Veranstaltung von Heimatabenden und Wanderungen führen. Damit wird die Anteilnahme des Volkes an seiner Heimatgeschichte geweckt und diese ihm näher gebracht. Vor allem aber ist die Jugend an die Geschichtsforschung ihrer Heimat heranzuführen. Wie in vergangenen Jahren, so befonkte der Vorsitzende wiederum

die Notwendigkeit engster Fühlungnahme mit den zuständigen Parteidienststellen. Sodann gedachte er des im verfloffenen Jahr verstorbenen Mitarbeiters Apotheker Dr. Rößler in Baden-Baden. Daraufhin erstattete der Rechner den Rechnungsbericht. Trotz Mitgliederrückgang im Hauptverein und in den Ortsgruppen ist der Vermögensstand günstig, er muß aber durch Mitgliederwerbung eine Erhöhung erfahren. Bei der nun folgenden Wahl wurden die ausscheidenden Ausschußmitglieder einstimmig wieder- und die Herren Landrat Schindeler, Bürgermeister Dr. Reuter, Hauptlehrer Gräßlin und Hauptlehrer Schlörner hinzugewählt. Als Ort für die nächstjährige Hauptversammlung wurde Baden-Baden bestimmt. Es wurde noch der Besuch und die Besichtigung des oberrheinischen Militärmuseums in Karlsruhe empfohlen, eine Sammlung bedeutender altertümlicher Werte. Schließlich dankte der Vorsitzende besonders Herrn Studienrat Rusch für seine Bemühungen um das gute Gelingen der Tagung und schloß mit dem Bekenntnis zum Führer. Den Vorspruch zur anschließenden öffentlichen Versammlung hielt ein allerliebstes Hanauer Mädel. Die Willkommenverse hatte D. Rusch verfaßt:

Mir henn's mit großer Freud' vernomme,
daß Ihr desmol nach Kehl wollte komme.
Sin, bi Gott, achtzehn Johr schun her,
daß Ihr uns gän han solche Ehr.

Es freut uns deshalb allewil,
un d' Hanauer au grad so viel,
daß Ihr mol widder an i's denke,
nach Kehl her Eure Schritte lenke.

Ich Kehl und des Hanauerland
als reizlos von Natur bekannt,
so henn mer doch e r i c h e G ' i c h t
un do druff sin Ihr jo erpicht!
Ihr were Interessantes höre
un hoffentlich ebbs Guts verzehre!

Bürgermeister Dr. Reuter begrüßte sodann die Gäste in der Grenzstadt am Rhein. Er gab einen kurzen Überblick über das wechselnde Geschick der Stadt Kehl und des Hanauerlandes. Heute ist Kehl wieder eingerückt in die große deutsche Geschichte, heute ist es das Tor ins Großdeutsche Reich und hat mannigfaltige und wichtige Aufgaben zu erfüllen. Des weiteren würdigte er die Leistungen der Heimatgeschichte, die im nationalsozialistischen Staat zu einer Angelegenheit des ganzen Volkes geworden ist. Im Auftrage des zur Erholung weilenden Kreisleiters überbrachte Ortsgruppenleiter Pg. Pink die Grüße des Kreisleiters, er konnte die Versicherung abgeben, daß die Kreisleitung möglichst alles tun werde, um die Arbeit des „Historischen Vereins“ zu fördern. Dann sprach der verdiente Heimatforscher Dekan Stengel über das Hanauerland in Vergangenheit und Gegenwart. In freier Rede breitete der Redner einen gewaltigen Reichtum an Wissen aus. Aber nicht minder groß als dies ist die Liebe zum Hanauerland, die aus den Worten des Redners sprach: Unsägliches hatte wie Kehl das ganze Hanauerland im Verlaufe der Jahrhunderte zu leiden. Zum Schluß sprach Herr Stengel von eigenem Erleben während der Besatzungszeit. Hauptlehrer Schlörner aus Diersheim führte den Zuhörern dann die Schätze alemannischer Gräberfunde in Diersheim vor Augen. Man steht in stiller Ehrfurcht vor diesen mit der Hand geformten Urnen, vor diesen kunstvollen Schildspitzen und Schwertern, vor den Spangen, Schnallen und Schmuckstücken, die alle mit einfachen, aber stilvollen Ornamenten geschmückt sind. Wie ungemein interessant ist es doch, anhand dieser Gräber

feststellen zu können, daß zuerst die Sueben unsere engere Heimat bewohnten, daß dann eine vorübergehende Überfremdung durch die von Straßburg herkommenden Römer einsetzte, daß diese aber dann den von Norden eindringenden Alemannen weichen mußten. Frau Ch. König bot, am Flügel von Assessor P. König begleitet, zwischendurch einige besonders schöne musikalische Gaben: mehrere vor etwa vier Jahren im Elsaß entdeckte alte Volkslieder. Frau König sang sie mit sanfter, beseelter Tongebung und fand begeisterte Zuhörer. Erwähnt sei auch die kleine Hanauerin, die J. P. Hebels hübsches Gedicht über die Hebelinsel bei Odelshofen auf sagte. Noch etwas aber hatte uns entzückt. Das waren die im Vorraum aufgestellten wunderschönen Modelle der alten Feste Kehl und des alten Willstätts, die Schlossermeister Heiß mit erstaunlicher Kunstfertigkeit und größter geschichtlicher Gewissenhaftigkeit angefertigt hat, und die zu erklären Herr Heiß nicht müde wurde. Zum Mittagessen fanden sich die Tagungsteilnehmer und Freunde des Vereins im „Rössel“ zusammen. Der zweite Vorsitzende, Direktor Dr. Steurer, hielt die übliche Tischrede und gedachte in warmen Worten des allzu früh verstorbenen langjährigen Schriftführers des Vereins, unseres unvergeßlichen Ernst Bacher. Kurz nach 17 Uhr begab man sich nach dem altertümlichen, reizvollen Marktflecken Kork. Die Führung hatte Hauptlehrer Gräßlin übernommen. Nachdem eine kurze Geschichte des „Schlosses“, des ehemaligen Amtshauses und jetzigen Altersheimes, gegeben war, wurde dieses besucht und begegnete lebhaftem Interesse. Dann wanderte man auf die alte Thingstätte, den „Korker Bühl“, eine unbedeutende Bodenerhebung, die Urzelle des Dorfes Kork. Unter der großen Eiche tagte das Korker Waldgericht alljährlich Mitte Mai bis zum Jahre 1796. Um den Bühlhof herum lagen die sieben Bühlbauernhöfe, die heute noch genau festgestellt sind und deren Liegeplätze inzwischen durch feste Steinhäuser überbaut sind. Hierauf begaben sich manche Teilnehmer in die Kirche, um den aus dem späten Mittelalter stammenden Chor mit den Wandgemälden zu besichtigen. Pfarrer Frischmann gab mit sichtlicher Freude in einer kurzen Darstellung eine Übersicht über das schon alte Gotteshaus. Ein fein ausgeführtes Orgelspiel von Fr. Schäßner aus Offenburg gab der Besichtigung einen besinnlichen Ausklang. Geschlossen ging's nun in die altehrwürdige „Krone“, wo die Tagungsteilnehmer noch einige gemütliche Stunden im geselligen Kreis beisammen verbrachten. Als Geschenk hatte der Bürgermeister der Stadt dem „Historischen Verein“ eine größere Zahl der von Studientrat Rusch bearbeiteten Kehler Stadtkronik überreicht.

Vom 16. Juli bis 23. Juli beging die Stadt Gengenbach die Carl-Isenmann-Gedächtniswoche, an der auch Mitglieder des Vorstands vom Hauptverein und von den Ortsgruppen teilnahmen. Am 20. Oktober vollendete Herr Schlossermeister Emil Scheurer, Offenburg, das 70. Lebensjahr. Er ist seit Gründung unseres Vereins sein begeistertes Mitglied. Möge er es noch lange bleiben dürfen! Kurz vor Weihnachten gestattete sich der 1. Schriftführer, an die einzelnen Ortsgruppen in Verbindung mit den besten Wünschen für Weihnachten und Neujahr die herzliche Bitte zu richten, auch weiterhin den Verein in seinen Bestrebungen zu unterstützen. Auf dieses Schreiben gingen ihm gleich zusagende Antworten ein. Eckenheim konnte außerdem eine Zunahme der Mitgliederzahl berichten. Auch betätigt sich der dortige Obmann an Ausgrabungen. Ortsgruppe Oberkirch ließ auf ihre Kosten die Lautenbacher Altargemälde wieder instandsetzen. Einigen Wehrmachtsangehörigen wurden Kartengrüße übersandt.

Offenburg, den 15. Januar 1940.

Der 1. Schriftführer: Dr. Staedele.

Wer Gefahr und Tod nicht scheut,
ist Herr der Erde, Herr der Geister.

Goethe.

Aus der Geschichte des Dorfes Steinach im Kinzigtal.

Die Herrschaftsverhältnisse.

Die Herrschaftsverhältnisse — die grundherrlichen wie die gerichtsherrlichen — sind im Mittelalter in Steinach ziemlich verwickelt, und erst seit Beginn der Neuzeit, als im Laufe des 16. Jahrhunderts die Fürstenberger alles in die Hand bekommen, kann man die Feststellungen mit vollständiger Sicherheit machen. Es ist anzunehmen, daß Steinach schon früh zum Kloster Gengenbach gehörte und mit diesem 1007 an Kaiser Heinrichs II. Lieblingsgründung, an das Bistum Bamberg, kam. Um diese Zeit (1016) bekam Bezelin von Villingen, der Stammvater der Zähringer, die Grafschaft Ortenau und hat wohl zu gleicher Zeit auch die Vogtei über die bambergischen Güter in der Ortenau erworben. Sicher ist, daß sein Sohn Berthold I. diese Vogtei in Besitz hatte¹⁾. Danach wären die Zähringer Gerichtsherrn in Steinach gewesen, das Kloster Gengenbach aber Grundherr. 1139 wird jedenfalls von Papst Innozenz II. dem Kloster Gengenbach der Besitz von Steinach bestätigt, und diese Bestätigung wird später immer wieder erneuert: 1275 z. B. von Kaiser Rudolf, 1289 von Papst Nikolaus, 1293 von König Adolf, 1300 von Albrecht von Osterreich, 1309 von Kaiser Heinrich VII., 1331 von König Ludwig dem Baiern und 1353 von Kaiser Karl IV.²⁾.

Gerichtsherrn blieben die Zähringer wohl bis zu Beginn des 13. Jahrhunderts, mit Ausnahme vielleicht von der Zeit, als Berthold I. und Berthold II. als Gegner Kaiser Heinrichs IV. nicht mehr Grafen der Ortenau waren. 1218 aber tritt dann durch den Tod Bertholds V. in der Vogtei ein Wechsel ein. Während der Erbschaftsstreitigkeiten zwischen Bertholds Neffen, dem Grafen Egeno V. von Urach einerseits und den Markgrafen von Baden und den Herzögen von Teck (abgezweigte Zähringer Linien) andererseits, kauft nämlich Kaiser Friedrich II. den Herzögen von Teck das Erbrecht ab, nimmt das bambergische Kirchen-

¹⁾ M. Krebs, „Die Ortenau“, XVI, 93/94. S. Baiern, ebenda, S. 225/26.

²⁾ Dümgé, Regesta Badensia Nr. 82. S. Baiern, „Die Ortenau“, XVI, 226; F. u. B., IV, Nr. 485 und Anm. 2, 3, 5.

lehen 1218 in Besitz und sichert es sich noch besonders dadurch, daß er einige Jahre später dem Bischof von Bamberg 4000 Mark Silber dafür bezahlt¹⁾. Dadurch wird Steinach für einige Zeit Reichsgut. Doch schon 1245, während der Kämpfe zwischen Papst und Kaiser, nimmt der Straßburger Bischof Heinrich III. von Stahleck, ein Anhänger des Papstes, das ganze Kinzigtal von Offenburg bis Hausach in Besitz. Graf Heinrich von Fürstenberg, der jüngere Sohn Egenos V., verzichtet darauf 1250 auf das untere Kinzigtal, behält sich aber im mittleren Kinzigtal Biberach, Steinach und Haslach vor²⁾. Diese Orte dürfte er auch über die „kaiserlose Zeit“ hinübergereift haben. Sie wurden ihm, der ein treuer Anhänger der Habsburger war, wohl dann von Kaiser Rudolf von Habsburg als Reichslehen bestätigt. Denn 1283 bekam er für seine Verdienste von Rudolf von Habsburg Villingen und Haslach und damit wohl auch Steinach, das z. B. 1412 als schon immer zu Haslach gehörig bezeichnet wird. Der Sohn dieses Heinrichs von Fürstenberg, Graf Egen von Fürstenberg-Haslach, der Stammvater der Haslacher Linie, verzichtet zwar 1288 gegen Bezahlung von 50 Mark Silber und unter dem Vorbehalt des Wiederkaufsrechts auf die Reichslehen „valles Milinbach (Mühlenbach) et Niederinbach (Niederbach) et villam Steina“ zu Gunsten des Hermann von Geroldseck. Es wurden diese Lehen jedoch entweder bald wieder eingelöst oder die Geroldsecker verloren sie. Sie waren nämlich in den Streitigkeiten um den deutschen Königsthron Gegner Albrechts von Österreich und Anhänger Adolfs von Nassau, und nach des Letztgenannten Tod (1298) nahm Albrecht ihnen nicht nur, was sie von seinem Gegner erhalten hatten, sondern wohl auch sonstige Reichslehen weg³⁾. Auf alle Fälle sind die Fürstenberger bald wieder im Besitz von Steinach.

Aber jetzt beginnen längere Auseinandersetzungen zwischen den Fürstenbergern und dem Kloster Gengenbach, bis Graf Johann von Fürstenberg 1380 die „Vogteu zu Steynach, welche er vom Reich zu Lehen hat, sowie alles, was zu diesem Dorf und Gericht gehört, zu Steynach, Nydernbach, Oberenbach, Toffenberg, Bogsbach, Ruoczengraben, Halden, den Hof Lachen, den Hof zu Sare ...“ als Apterlehen an Kloster Gengenbach gibt⁴⁾. Doch als Graf Johann von Fürstenberg 1386 in der Schlacht bei Sempach fällt, zieht König Wenzel Stadt und Herrschaft Haslach als erledigte Reichslehen an sich und überläßt sie 1388 — wohl unter Nichtachtung der Abmachungen von 1380 — dem

¹⁾ „Die Ortenau“, XVI, 95/96 und 100/101.

²⁾ „Die Ortenau“, XVI, 103.

³⁾ F.u.B., I, Nr. 601, und „Die Ortenau“, XVI, 116.

⁴⁾ F.u.B., II, Nr. 481.

Bis t u m S t r a ß b u r g¹⁾. Damit kommt Steinach, das zur Herrschaft Haslach gehört, in den Besitz der Bischöfe von Straßburg. Diese geben zwar schon 1389 nach einem gütlichen Vergleich die erhaltenen Reichslehen als Pfisterlehen wieder an die Fürstenberger weiter, und in der folgenden Zeit werden die Fürstenberger beim Regierungsantritt immer wieder von den Bischöfen von Straßburg neu belehnt, so z. B. 1410, 1433, 1441, 1479, 1491, 1507, 1542, 1551, 1596 (vgl. F. U. B. und Mitteilungen). Aber noch lange Zeit bleibt das Verhältnis zwischen dem Kloster Gengenbach und den Fürstenbergern in bezug auf Steinach ungeklärt. Die Grafen von Fürstenberg beweisen zwar 1412 urkundlich, daß Steinach Zubehör von Haslach sei, daß demnach der Bischof von Straßburg bzw. der Graf von Fürstenberg „das Dorf Steinach mit allen Rechten und Nutzen ungeirrt vom Abt und Convent zu Gengenbach zu genießen hätten“. Der Streit konnte jedoch nicht entschieden werden. Erst 1423 schließt man einen Vergleich²⁾. Für 65 R Pfg. kaufen die Fürstenberger vom Kloster Gengenbach den Zins zurück, den dieses von der Vogtei Steinach hat. Damit haben die Fürstenberger wieder die Vogtei und deren Einnahmen (Gerichtsbefehung, Gerichtsfälle, Ungeld usw.), außerdem noch Einzelgüter³⁾, während dem Kloster die Eigenschaft der Leute mit Zinsen, Zehnten, Allmenden, Weide, Wald, Fällern usw. bleibt. Aber schon wieder 1487 muß der Bischof von Straßburg schlichtend eingreifen, damit die beiden Parteien sich gegenseitig in ihren Rechten ungestört lassen⁴⁾. Die „Gotteshauszinsler“ in Steinach waren aber anscheinend immer etwas „lau“. Sie müssen z. B. 1512 an ihre Pflichten erinnert werden, und als dann in der Reformationszeit sich für das Kloster die Schwierigkeiten im Einzug der Leibgefälle steigern, verkauft dieses 1558 mit andern Gerechtigkeiten auch die strittigen Leibgefälle in Steinach an die Fürstenberger und bietet ihnen 1571 die sonst noch verbleibenden Gerechtigkeiten und Besitztitel im „Kinzigertal“ zum Kauf an. Für 12 400 Gulden werden diese dann 1573 von den Fürstenbergern gekauft, und nach neuen Streitigkeiten erfolgt 1579 die endgültige Übergabe der letzten Rechte des Klosters an das Haus Fürstenberg. Es wird eine neue Urkunde über alle verkauften Gerechtigkeiten aufgestellt — in Steinach z. B. sind dies alle Gefälle von den Zinsleuten, die drei Teile des großen Fruchtzehnten, der Wald und die Waldgerechtigkeit —, es wird dabei jetzt festgelegt, daß der Entersbacher Zehnte vom Steinacher getrennt wird und dem Kloster verbleibt.

¹⁾ Ernst-Dechsler, „Die Ortenau“, III, 64/68.

²⁾ F. U. B., III, Nr. 77 und Nr. 159.

³⁾ Urbar von 1493 in F. U. B., VII, Nr. 163, S. 299/300.

⁴⁾ F. U. B., IV, Nr. 74.

Darum gehört weiterhin der „Abtshof“ Stöckhen dem Kloster. Doch muß noch 1751 nach einem Vergleich der „Steckenmayer“ (Meier = Klosterschaffner) den Fürstenbergern gewisse Abgaben leisten¹⁾.

Von jetzt ab haben die Fürstenberger²⁾ die grundherrlichen und die gerichtsherrlichen Rechte in Steinach, bis der Ort 1806 an das neu geschaffene Großherzogtum Baden kommt, an das die Bauern jetzt ihre Abgaben zu zahlen haben, teilweise noch in alter Form. So muß u. a. nach wie vor der „kleine Zehnten“ entrichtet werden (Privaturkunde von 1811). Erst 1850 werden die Zehnten restlos abgelöst. Um diese Zeit stoßen die Fürstenberger auch allmählich ihren Einzelbesitz ab. 1843 wird so die schon genannte Trotte für 1100 Gulden an den damaligen Adlerwirt Karl Feger verkauft (Privaturkunde). Die Erinnerung an die Fürstenberger und an das Kloster Gengenbach blieb aber bis heute erhalten, und noch im 19. Jahrhundert war der Flurname Abtsmatte beim Gewann Großmatt bekannt.

Mit den vorhergehenden Ausführungen konnte aber auch nicht annähernd klargelegt werden, wie groß der Wirrwarr hinsichtlich der Herrschaftsverhältnisse im Mittelalter in Steinach war, wie zahlreich die Herren waren, die gleichzeitig oder nacheinander ihre Zinsen, Zehnten und Zehnteile heischten. Nur selten hatten die Fürstenberger, deren Rechte, wie ja schon gezeigt, teilweise und zeitweise selbst strittig waren, ihren ganzen Besitz fest in der Hand. Sie waren fast ständig in Geldnot, mußten immer wieder Geld aufnehmen und dafür Teile ihrer Berechtigkeiten an Fürsten, Adelige und Bürger verpfänden³⁾. Das Wiederkaufsrecht wurde zwar jeweils vorbehalten. Doch wenn die Fürstenberger dann gelegentlich von dem verpfändeten Besitz einzelne Teilstücke einlösten, geschah dies meist nur, um sie wieder ganz oder nochmals in Teilen an andere Geldgeber weiter zu verpfänden. Die Pfandherren gaben dann ihrerseits oft wieder die Pfänder ganz oder wieder in Teilstücken weiter, bald als Mitgift für Töchter, bald im Austausch gegen andere

¹⁾ Mitteilungen, I, Nr. 36 und Nr. 883, II, Nr. 310 und Anm. 2, 3. Außerdem „Übereinkommen zwischen dem Fürstl. Haus Fürstenberg und dem Reichgotteshaus Gengenbach, den Abtshof Stöckhen betr.“ (Registratur der Pfarrei).

²⁾ Es konnte nicht immer im einzelnen angegeben werden, ob es sich bei der Bezeichnung Fürstenberger um die Hauptlinie oder um die verschiedenen Seitenlinien handelte. Darum ein kurzer Überblick: 1250 gehörte Steinach zur Hauptlinie, von 1258 (etwa) — 1386 zu Fürstenberg-Haslach, 1389—1407 zur Hauptlinie, 1407—1490 zur neuen Haslacher Linie, 1490—1509 und 1549/59 wieder zur Hauptlinie. Dazwischen war es im Besitz der Elisabeth zu Solms, der Witwe eines Fürstenbergers. 1559—1744 besaßen es verschiedene Teillinien der Fürstenberger, bis ab 1744 alle fürstenbergischen Gebiete in einer Hand vereinigt wurden.

³⁾ Im Laufe des 13. und 14. Jahrhunderts verloren sie dabei ihren ganzen Besitz im Renchtal an das Bistum Straßburg („Die Ortenau“, XVI, 111).

Gebiete bei irgendwelchen Geldgeschäften. Der eine oder der andere Graf von Fürstenberg kaufte zwar einzelne Pfandstücke wirklich zurück. Meist hat aber schon sein Nachfolger dann wieder das Doppelte verpfändet. So wuchs die Zahl der heischenden Herren ständig. Hinzu kamen noch Gefolgsleute der Fürstenberger, die für Dienste und Verdienste Teilstücke als Lehen in Steinach bekamen. Ob die Steinacher überhaupt noch wußten, wohin sie gehörten? Trotz der großen Zahl von Herren, die in Steinach nebeneinander oder nacheinander Besitzrecht hatten, ist es fraglich, ob im Ort je ein bodenständiges Rittergeschlecht gesessen ist. 1240 wird zwar ein „Rulinus de Steinache, ministeriales“ (Ritter, der aus dem Dienstadel kommt) genannt. Doch bleibt dies die einzige Erwähnung¹⁾.

Durch eine beschränkte Auswahl aus der großen Zahl der Verpfändungen soll jetzt wenigstens der Versuch gemacht werden, einen gewissen Einblick in die damaligen Verhältnisse zu geben: 1351 verpfänden die Fürstenberger für eine geliehene Summe von 500 Mark Silber einen jährlichen Zins von 50 Mark an Bertholt Gebur und Johanns Geburen Witwe, Elisabeth Kochin (oder Köchin) von Freiburg. Unter den Pfandstücken ist auch das „meigerampt ze Steinach“. 1358 werden 4 ℥ Straßburger Pfennig jährlicher Zins aus der Steuer des Dorfes Steinach für 40 ℥ Pfg. an Ritter Bertolt von Sneit, genannt von Grebern, der Stadtschultheiß von Gengenbach war, verkauft. 1380 sind Teile der jährlichen Gilt des Dorfes an Hans Sneider, Wernher von Greberen, Ulrich von Burnebach und die Messe von Kippenheim verpfändet. 1381 verkauft Wernher von Greberen 4 ℥ Pfg. Zins aus dem Dorf „Tuschen Steinach“ an „Walthern von Sneite und Guten von Lichtenveilz, dessen eheliche Wirthin“ (Frau), und 1426 gibt ein Göri Schneider, Sohn des verstorbenen Bertholt Schneider von Nordrach, aus seiner Erbschaft einen Teil des Steinacher Zinses um 15 ℥ Pfg. an den „festen Hansen Hefinger von Schowenburg, derzeit Vogt zu Husen“, weiter²⁾.

Als Graf Heinrich später von diesen Zinsen aus Steinach einlöst, sind sie unterdessen schon wieder in andere Hände gekommen: 1436 gibt solche z. B. Bertholt Hadmerspach zurück, 1442 Bernhart und Hans Stoll, Gebrüder zu Stoffenberg, und Jacob von Bern, Schultheiß zu Zell³⁾. Besonders um 1500 häufen sich dann aber wieder die Verpfändungen von fürstenbergischem Besitz vor allem an Klöster, Spitäler, an

¹⁾ Krieger, II, 1071.

²⁾ Vgl. dazu F. u. B., II, Nr. 287, 335, 481, 491, 493; III, Nr. 183.

³⁾ F. u. B., II, Nr. 491, Anm., III, Nr. 254.

Straßburger, Offenburger und Haslacher Bürger. Und Steinach ist verschiedentlich unter den Pfandstücken.

Jetzt noch einige Belege dafür, wie der Rückkauf der Pfänder oft ausah. Da werden 1442 von den Fürstenbergern 13 R Pfg. jährlicher Zins vom Dorf Steinach bei den Sneytern für 200 fl. eingelöst. Dieses Geld gibt aber die „Ann Lichtenvelsin“, die dafür den genannten Zins bekommt. Als „Annen Lichtenvelserin“ 1481 das Geld zurückbezahlt wird, geben die 200 Gulden der geistliche Herr Cunrath Beck, Frühmesser zu Wolfach, der Kaplan Caspar Wyßler (Wyßler?) und der Bürger Lemp, die allerdings dafür jetzt nur noch 10 Gulden jährlichen Zins von Steinach bekommen. Oder: Für ein Pfand, das 1457 von dem „festen Hanns von Brunnbach“ (Burnebach?) eingelöst wird, gibt „Frau Nesen“ das Geld. Sie bekommt natürlich jetzt ihrerseits die „Gilt“, allerdings wieder nur 18 Gulden statt 22 R Pfg.¹⁾, und so geht es weiter.

Doch haben die Steinacher sicher manches ausgeglichen durch festes Zusammenstehen und gegenseitiges Helfen in der Dorfgemeinschaft wie durch straffe Verwaltung des Gemeinwesens. An der Spitze des Dorfes steht schon im Mittelalter als Vogt ein Bauer aus dem Dorf. Er vertritt die Gemeinde bei den „Kreistagen“, die die Herrschaft einberuft. Er ist aber auch Vertreter der Herrschaft im Dorf und hat über alle Anordnungen in seinem „Stab“ zu wachen. Unterstützt wird er von dem „Gericht“, dessen Angehörige, die etwa den heutigen Gemeinderäten entsprechen, Geschworene, Gerichtsmänner, Richter hießen. In Urkunden oder Kirchenbucheinträgen findet sich oft zu ihrer Kennzeichnung beim Namen der Zusatz „des Gerichts“²⁾. Vogt und Gericht dürfen „setzen“ den „Heimbürger“, den „Bannwarth“ und den Mesner; den letzteren allerdings nur „mit Vorwissen und gutem Belieben Eines Kirchen Herren oder Pfarrers“. Der Heimbürger besorgt vor allem das Rechnungswesen. Er entspricht etwa dem heutigen Gemeinderechner, hatte aber auch manche Arbeit wie der Ratschreiber. Der Bannwarth muß vor allem fleißig „auf den Forst gehen“ und „fürnemblich Fünfwäld . . . hieten, Benamtlichen das Holz der Bürenbaum, der apfelbaum, der Thannen, der Eichen und der Wisenbuechen“. Ohne Erlaubnis darf kein Holz gehauen werden. Zum Bauen bekommt einer, „der in den Forst

¹⁾ F.U.B., III, Nr. 324, 443, IV, Nr. 13.

²⁾ Vogt und Richter von Steinach hatten allerdings 1381 und 1446 noch kein eigenes Siegel. Es siegelt 1381 der Abt des Klosters Gengenbach und 1446 auf der Steinacher Bitte die Stadt Gengenbach für sie (F.U.B., IV, Nr. 452a). Folgende Steinacher Vögte früherer Zeit konnten mit Namen festgestellt werden: 1558 Gallus Demlin, „der alte Vogt“; 1568 und 1586 Hans Müller; 1632 Matern Drotter; 1749 Sebastian Wyßler; 1787 Nikolaus Schwendemann; 1797 Michel Krayer, Stabhalter; 1818 Vogt Mellert.

gehört“, einen „Beeden“, „das sind Siben aichene hölzer“. Wenn er mehr braucht und ihm auf neues Anhalten nichts gewährt wird, darf er „selbst nach Notdurft hauen“, doch muß er es vorher dem Bannwart sagen. Dieser hat also ein sehr verantwortungsvolles Amt. Erwischt er einen Waldfrevler auf frischer Tat, dann hat er gewisse Polizeigewalt. Ist es einer aus dem Dorf, soll er „gepfändet“ werden, „endtrinnt er ihm aber zu jener seiten in das Wasser, so ist er endtrunnen“. „Betrifft“ er einen, der nicht aus Steinach ist, und erwischt ihn nicht, „mag er dem geschleipf nach bis in den Hoff gehen“. Im „Wand Brieff“ sind die Verordnungen der Gemeinden in allen Einzelheiten aufgezeichnet. Immer wieder wird auch genau nachgeprüft, ob jeder Bürger seinen Anteil an der „Hofzaine“ um das Dorf und den Hag, der Weide und Ackerland voneinander trennt, in Ordnung hat, ob die Wässerungen richtig vorgenommen werden, ob nur in der gestatteten Zeit geweidet wird usw. Es gibt da teilweise bei Verstößen ganz empfindliche Strafen. Der Gemeinschaft gegenüber war jeder zu unbedingtem Einsatz verpflichtet. Wenn der Mesner Sturm läutet — er läutete übrigens auch, wenn ein Unwetter drohte, „gegen dem Wetter“ — muß jeder Stabsangehörige in und außerhalb des Dorfes sofort „der Glocke zulaufen“, darf sich nicht „abwendig“ machen lassen, außer er sieht die „Rott ziehen“, der er folgen muß, oder er wird unterwegs krank. Dann muß er aber seinen mitlaufenden „gespannen“ bitten, ihn zu entschuldigen. Auch zu „Stabsfrohten“, Arbeiten für die Gemeinde, ist der einzelne verpflichtet. Im Jahr 1821 werden diese nochmals genau festgelegt (Gemeindeakten).

Kirchliche Verhältnisse.

Steinach ist sicher ein altes Kirchdorf. Der erste Pfarrer, dessen Namen wir wissen, ist: Dietricus, rector ecclesiae (Kirchherr), in Steina. Bei einem Verkauf des Markgrafen Heinrich II. im Jahr 1285 ist er Zeuge¹⁾. Das Patronatsrecht hat wohl von Anfang an das Kloster

¹⁾ „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins“, X, 112. 1363 setzt „Johannes dictus (gen.) Korg, rector ecclesiae in Steinach“, im Auftrag des Bischofs von Straßburg den Pfarrer von Ringsheim ein (F.u.B., Nr. 374, Anm.). 1419 ist Conrat Bachzimmer „Kirchherr zu Duffschensteinbach“ („Mitteilungen der Hist. Kommission“, XXIV, 191), 1451 Cunrat von Ruedlingen (F.u.B., VI, Nr. 277, Anm. 2). „Kirchherr“ zu St. ist 1478 pfaff Georg Sprung (F.u.B., III, Nr. 660). 1576 wird ein Veit Agricola als Pfarrherr genannt („Mitteilungen“, II, Nr. 12), 1616 Eduard Berner, auch noch zu Anfang des 30jährigen Krieges, dann Balthasar Flick und Johann Eiselin (Freiburger Diözesanarchiv, XIV, 275, und N. F., IV, 299). Ab Mitte dieses Jahrhunderts bis heute findet sich eine lückenlose Aufzeichnung über die Pfarrer von Steinach im Pfarrbuch des 18. Jahrhunderts und in der Chronik der Pfarrei.



Steinach, Maria-Schnee-Kapelle.

Aufnahme von O. A. Müller, Offenburg.

Gengenbach. 1289 wird es ihm von Papst Nikolaus bestätigt. 1573 bzw. 1579 gibt das Kloster aber mit anderen Rechten auch die Kollatur (Bejehungsrecht) der Pfarrei und den Kirchensatz zu Steinach an die Fürstenberger, die bis heute das Patronatsrecht haben¹⁾. Schon immer wohl — sicher aber schon 1370²⁾ — gehörten zum „Kilchspel“ Steinach noch Bollenbach, Welschbollenbach und Schnelllingen. 1666 zählt die Pfarren 700 Seelen. Um 1780 waren es 1400; 1888 dann 1962, davon 1341 in Steinach, und die Zählung von 1933 ergab 2218³⁾.

Über das Schicksal der Pfarrkirche ist bis zum 17. Jahrhundert nichts bekannt. Im „Schwedenkrieg“ aber waren zwei Seitenaltäre entweiht worden. Erst 1661 wurden sie wieder durch den Straßburger Suffraganbischof Haug neu geweiht. 1750/51 wird unter Pfarrer Gengwisch die heutige Pfarrkirche erbaut. Vom alten Bau blieb jedoch zum mindesten der Unterbau des jetzigen Kirchturms stehen. Die Altäre hat 1777 der Schreiner Hansjörg Sutter von Haslach gefertigt. 1889 wurde eine nochmalige Erweiterung und Erneuerung der Kirche vorgenommen. Um diese Zeit (1888) mußte auch das sehr baufällige, alte Pfarrhaus, das noch aus dem Jahre 1667 stammte, durch ein neues ersetzt werden (siehe Chronik).

Kapellen stehen heute auf Steinacher Gemarkung zwei. Das „Kappelin am Urthenberg“, unterhalb der „Alinaths Matten“, das 1632 genannt wird, ist verschwunden, ohne daß irgendwelche Erinnerung daran im Volk geblieben ist. Die Kapelle wird auch sonst nicht mehr erwähnt.

Die Maria-Schnee-Kapelle ist seit dem 16. Jahrhundert (1537, 1550, 1575) sicher nachzuweisen. Sie geht jedoch vermutlich auf

¹⁾ F. u. B., IV, Nr. 485, Anm. 2; Mitteilungen, II, Nr. 310 und Anm.

²⁾ F. u. B., II, Nr. 430.

³⁾ Freiburger Diözesanarchiv, N. F., IV, 299; Pfarrbuch und Chronik.

das Mittelalter zurück. Anfangs scheint es nur eine kleine Feldkapelle gewesen zu sein. Der heutige Chor in gotischem Stil könnte den ursprünglichen Zustand zeigen. Als dann aber in den Notzeiten der Schweden- und Franzosenkriege die Kapelle sehr gelitten hatte, wurde sie um 1716 unter Pfarrer Walz mit Hilfe der Gemeinde und vieler Wohltäter wieder hergerichtet und vergrößert. Von da ab wurde sie stark besucht. Noch heute sind zwei Votivtafeln — 1720 von Johann Ketterer von Steinach, 1723 von Benedikt Groß aus dem Runzengraben — in der Kapelle aufgehängt. Seit dem Jahr 1727 durfte wöchentlich, aber nicht an Sonn- und Feiertagen, eine Messe gelesen werden. Die Erlaubnis wurde 1787 erneuert. Lange Zeit verrechnete ein eigener Rechner „Einnahm und Aufgab Gelt“ der Kapelle gesondert. Am 5. August jedes Jahres mußte er dem Steinacher Pfarrer Rechenschaft ablegen. Die Abrechnungen von 1791/92 und 1799/1800 sind noch in der Registratur der Pfarrei Steinach erhalten. Da aber die Rücklagen in Notzeiten fast ganz verloren gingen, mußte der Kapellenfonds später dem Kirchenfonds einverleibt werden. Aus diesem werden seitdem die Kosten für die Instandhaltung der Kapelle getragen. Größere Erneuerungen fanden 1868, 1889 und 1911 statt. In ihrer schlichten Würde ist die Maria-Schnee-Kapelle, die sich so harmonisch in die Landschaft einfügt, jetzt ein besonders schönes Denkmal in der Flur. An bestimmten Tagen werden noch heute in ihr Messen gelesen. Auch werden Messen bestellt. Als wirklich gute Arbeit ist noch das Holzkreuz mit der Darstellung der Marterwerkzeuge, das an der Vorderwand der Kapelle steht, beachtenswert.

Die Kapelle St. Wendel im Niederbach, eine kleine Feldkapelle, wurde vermutlich 1740 erstmals erbaut. Sicher aber haben sie 1788 Hans Georg Obert und Johann Neumaier neu erstellen lassen. 1889 wurde sie gründlich erneuert und wird heute vom „käppilibur“ unterhalten. Der Hof, zu dem die Kapelle gehörte, stand bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts noch am Weg, wurde dann aber etwas den Hang hinaufverlegt. Die Kapelle soll ein Bauer gelobt und später dann auch errichtet haben, als ihm in der Bergwiese, die dort früher sehr sumpfig war, zwei Ochsen zu versinken drohten.

Über die Pfarrgüter vergangener Zeiten sind wir gut unterrichtet durch das schon öfters genannte Verzeichnis der „Gesälle“ der Pfarrei von 1568, durch die Pfarrgüterverzeichnisse von 1575, 1632 und 1739, durch das „Repertorium parochialis“ des 18. Jahrhunderts und den Gemarkungsbeschrieb von 1824. Auch im Heischrodel von 1632 wird angegeben, was jedes Stück Feld der Pfarrei „gibt“. Schon sehr früh haben die Pfarrer ihre Felder meist nicht selbst genutzt, sondern haben

sie ausgeliehen. Die Inhaber der Grundstücke trieben dann oft Raubbau damit. So sind 1632 die meisten Acker ganz „ausgemergelt“.

In der Zahl wie auch in der Lage der Pfarrgüter hat sich in den letzten Jahrhunderten wenig geändert. 1575 waren es zwei „Bünden“ und 33 „beth“ Acker, die zwischen der Trotte und dem Gewann „Serren“ lagen, dann im „Thiergarten“ und bei Lachen. Dazu kamen vier „Lauen“ Matten am Artenberg, in der Schneid und in Schwenden, weiter ein „Grün“ über der Kinzig und je ein Reutbosch im Gewann Himmelreich, „am Epsenberg“ in der Schneid und am Artenberg. Im Pfarrbuch des 18. Jahrhunderts werden 34 Acker in den gleichen Teilen der Gemarkung verzeichnet, weiter vier Lauen Matten und ein Grün beim Fentschenberg, aber nur noch drei Reutbösch. Noch heute liegt das Pfarrgut etwa in den gleichen Gewannen. Die Reutbösch sind allerdings so ziemlich ausgestockt. Das unterdessen neu hinzugekommene Feld in den Gewannen Halterberg, Obere Grün, Mittlere Grün, Lachener und Entersbacher Grün und auf der „Großmatt“ stammt wohl zu einem großen Teil aus der Allmendverteilung, da ja der Pfarrer Bürgerrecht hatte und wie jeder andere Bürger 1786 sein „Loß“ bekam.

„Für sein Vieh oder zum Heuen“ hatte der Pfarrer auch „zu Nutzen den Kirchhof“. Außerdem war nach der Kinzigtäler Landesordnung von 1607 jeder Hausvater verpflichtet, pro Jahr und Person 4 Rappen „dem pfarrherr auf den Altar zu opfern“¹⁾. Dazu kamen natürlich noch die Gebühren verschiedenster Art. Nach dem Visitationsprotokoll von 1666 beliefen sich damals die Einkünfte des Pfarrers auf 120 Gulden, 12 Ohm Wein, 12 Viertel Frucht. 1692 waren es 16 Ohm Wein, 16 Viertel Frucht und ein gutes „Wittum“ mit Ackern und Wiesen. 1699 bestand dies aus „ca. 50 juggera agrorum et pratorum“ (Morgen Acker und Wiesen)²⁾.

Als heutiges oder früheres Pfarrgut sind schon am Flurnamen erkennbar: Die Pfarrmatt im Fußwinkel, die Pfaffenhalde, der Pfarrwäldesbühl, die Pfaffenmatt, die „Helgenreuthe“, die „heiligen äcker“ und die „Helg Reuthölzer“. Fraglich ist es bei den Gewannen „Pfaffenacker“ und „Helgenmatt“. Die Namen Kapellenacker, Kirchgrün, „Kirchgrien“ dagegen zeigen nicht kirchlichen Besitz an, sondern nur die Lage bei Kirche und Maria-Schnee-Kapelle.

¹⁾ Mitteilungen, II, Nr. 1107.

²⁾ Freiburger Diözesanarchiv, N. F., IV, 299 ff. Im 18. Jahrhundert hatte der Pfarrer auch kleine Einkünfte aus Prozessionen nach auswärts. 3 Gulden bekam er z. B. für die Prozession nach dem Hörnleberg (Elztal), 1,30 Gulden für die nach Zell (Pfarrbuch).

Wirtschaftliche Verhältnisse.

Längst ist Steinach kein reines Bauerndorf mehr. Zwar leben die Bewohner der Höfe fast ausschließlich von Landwirtschaft, zeigen auch in ihrer ganzen Lebenshaltung, in Sitte und Brauch, in Tracht und Hausbau noch stark bäuerliches Gehaben, im Dorf aber leben zahlreiche Gewerbetreibende und Arbeiter neben den Bauern. Und da sich bei vielen Bewohnern des Dorfes schon starke städtische Einflüsse in Lebenshaltung, Lebensart und Kleidung bemerkbar machen, wird gerade in kulturellen und wirtschaftlichen Fragen der Unterschied zwischen dem Dorf und den Höfen deutlich sichtbar.

Zahlen kennzeichnen am besten die wirtschaftliche Struktur der Gesamtgemeinde. 1933 waren von den erwerbstätigen Einwohnern Steinachs 430 in der Landwirtschaft, 494 in Industrie, Handel und Gewerbe tätig. 70 davon sind selbständige Handwerker. Die Arbeiter finden ihr Brot in privaten und staatlichen Betrieben; im Ort z. B. in einer Ziegelei, einem Säg- und Elektrizitätswerk, einer Senffabrik, zwei Zigarrenfabriken und zwei Steinbrüchen. Andere arbeiten in Haslach, Hausach, Hornberg usw. Von den landwirtschaftlichen Betrieben sind 38 im Besitz von Vollbauern, es sind Erbhöfe. Drei sind im Dorf (Sonnenwirt Gießler, Karl Kornmeyer und Obermüller Karl Schmidt), die übrigen in den Zinken. Im Stricker: Josef Hansmann, Hermann Wernet; in Sarach: Josef Dold, Michael Neumaier, Andreas Schöner, Josef Schwarz; im Dochbach: Wilhelm Benz, Mathias Himmelsbach, Albert Isemann, Franz Xaver Weber, Engelbert Winterer; auf Böllinsberg: Mathias Schwarz; im Borgbach: Desiderius Armbruster, Wendelin Willmann, Witwer; in Schwenden: Josef Dold („kolebur“); in Lachen: Heinrich Himmelsbach, Xaver Schmid; im Runzengraben: Franz Xaver Schnaitter, Heinrich Volk; im Oberbach: Wendelin Hansmann, Lorenz Neumaier, Mathias Schnaitter, Wilhelm Schwendemann; im Niederbach: Josef Beck, Josef Brosemer, Karl Buchholz, Paul Buchholz, Mathias Dorner, Josef Fehrenbacher, Wilhelm Fehrenbacher, Josef Heizmann, Hermann Heizmann, Anton Schultheiß, Anton Vögele; auf der Wanglig: Bernhard Schwörer. 36 Landwirte treiben einen Besitz von weniger als 7,5 ha um. Daneben gibt es noch 126 kleinbäuerliche Betriebe. Ihre Besitzer sind Gewerbetreibende und Arbeiter mit Grund und Boden.

Die bäuerliche Bevölkerung Steinachs lebt hauptsächlich von Landwirtschaft, Viehzucht und Obstbau. Angepflanzt werden: Kartoffeln, Mais, Rüben und sonstige Futterpflanzen, dann Roggen, Hafer, Mischfrucht, in geringerem Maße Weizen. Ganz in Abgang gekommen war der

Anbau von Hanf und Flachs. Die zahlreichen „Hanfreezen“ — noch 1843 werden gegen 100 von der Gemeinde an die Bürger abgegeben — waren eingeebnet worden. Nur die Flurnamen Rätzmatt, Plaulengrün (wo die Hanfplauel stand), „Röthselenbach“ erinnerten noch an den Hanfbau¹⁾. Bei der Arbeit im Feld verwendet der Hofbauer hauptsächlich Ochsen. Die Landwirte im Dorf aber müssen meist Kühe als Zugvieh einspannen. Ausgesprochene A u f z u c h t v o n V i e h bleibt darum meist den Hofbauern vorbehalten. Pferde gibt es noch etwa 30 Stück in Steinach.

Eine gute Einnahmequelle wurde infolge besserer Absatzmöglichkeit in der letzten Zeit der O b s t b a u , der allerdings auch schon in früheren Jahrhunderten bedeutend war²⁾. 1938 wurden 31 422 Obstbäume auf der Gemarkung gezählt. Es gab rund 16 000 Apfel-, 3600 Birnen-, 4850 Zwetschgen- und Pflaumen-, 4400 Kirschen-, 1750 Pfirsich-, 260 Nuß-, 230 Mirabellen- und 180 Quittenbäume. Bei Äpfeln, Birnen und Kirschen ist im Verhältnis zueinander und im Gesamtbaumbestand gegenüber dem vorigen Jahrhundert keine auffallende Veränderung eingetreten. Ihre Zahl ist in den letzten Jahren allerdings auch gestiegen. Auffallend stark haben aber gegen früher die Zwetschgen- und Pfirsichbäume zugenommen. Teilweise kann man geradezu von Neuanpflanzungen sprechen. Dem gegenüber ist die Zahl der Nußbäume bedeutend zurückgegangen. Vom Rebbaub blieb, wie schon gezeigt, so gut wie nichts übrig. Immer weniger sieht man in letzter Zeit auch das „Rittibrennen“. Die Reutfelder werden heute meist anders genutzt. Stark eingeschränkt hatte man die W a l d w i r t s c h a f t , da sie in den letzten Jahrzehnten oft nur geringe Rente abwarf. Doch aufgegeben wurde sie nie. Vor allem bei den Hofbauern hat sie immer noch eine Rolle gespielt, und jetzt hat der Wald ja wieder Zukunft.

Weniger auffallend vielleicht als die Änderungen in der Bodenbestellung, aber um so nachhaltiger und wirksamer sind die V e r s c h i e b u n g e n i n d e n B e s i ß v e r h ä l t n i s s e n der Bevölkerung. Es wurden diese Veränderungen zwar langsam teilweise schon in den letzten Jahrhunderten vorbereitet, beschleunigt wurde aber die Entwicklung im 19. Jahrhundert. Der Landhunger vergangener Jahrhunderte, hervorgerufen meist durch rasche Vermehrung der Bevölkerung, wurde immer wieder auf natürlichem Weg durch Seuchen und starke Menschenverluste in den Kriegen eingedämmt, er wurde herabgemindert durch gelegentliche Abwanderungen im 18. Jahrhundert, er wurde befriedigt dadurch, daß nach Aufteilung der Allmend ab 1786 große Teile der Gemarkung

¹⁾ Jetzt wird wieder in geringem Umfang Hanf und Flachs angepflanzt.

²⁾ „Die Ortenau“, XVI, 254, und Kolb, III, 249.

neu unter den Pflug genommen werden konnten. Und damit waren auch die Untertanen der Fürstenberger vorläufig meist zufrieden. Denn, teilweise noch leibeigen oder doch zum mindesten im Rahmen alter Gewohnheiten und obrigkeitlicher Gesetze herangewachsen, abgestumpft und unselbständig gemacht, verlangten sie nicht nach grundlegenden Änderungen.

Die französische Revolution und die überraschenden Veränderungen unter dem Franzosenkaiser Napoleon geben da plötzlich vielem ein ganz anderes Gesicht, wirbeln althergebrachte Vorstellungen oft bunt durcheinander. Ein neuer Geist — es ist leider der unselige des Liberalismus, der Vorläufer war des Marxismus und vieler anderer Übel, besonders nachteilig für Bauer und Boden — zieht in den folgenden Jahrhunderten ein, vor allem auch auf der alten Verkehrsstraße Kinzigtal. Hier wächst der Verkehr noch besonders, als die neue Straße Offenburg—Hausach—Triberg—Villingen—obere Donau 1836/39 gebaut wird. Die ersten Anfänge der Industrie machen sich bemerkbar, die Maschine und die Stadt locken und versprechen leichtere Arbeit. Und man erliegt diesen Verlockungen um so leichter, weil die Preise der landwirtschaftlichen Erzeugnisse ja zu gering sind im Verhältnis zu den steigenden Kosten des steigenden Lebensbedarfs, weil die Landwirtschaft, belastet noch durch Mißjahre, sowieso immer mehr zurückgeht. Da wird man — oft sehr plötzlich — aus dem alten Trost herausgerissen, man muß oder man soll sich wenigstens umstellen. Und man lebt einesteils infolge der geistigen Umstellung leichter und unbeschwerter in dieser Zeit und andernteils wegen der wirtschaftlichen Verhältnisse wieder schwerer.

Sehr verschieden sind darum die einzelnen Steinacher über diese Jahrzehnte hinweggekommen. Manche alte, ja ganz alte und wohlhabende Familie verschwindet jetzt ganz aus dem Ort oder wird durch *Abwanderung* doch stark geschwächt. So wandern z. B. zwei Heizmann 1828 und 1831 nach Amerika aus, und dieses alte Geschlecht, schon 1570 in Steinach belegt und immer in mehreren Vertretern da, stirbt aus. Oder ein anderes Beispiel: Erhard Buchholz aus einem weitverzweigten Steinacher Geschlecht aus dem Niederbach zieht mit seinem Sohn Moriz nach Wiberach, sein Sohn Mathias geht nach Amerika. Von den fünf Söhnen des Fidel Buchholz aus dem Niederbach gehen sogar vier dorthin. Ausgewandert oder doch verzogen sind die meisten Nachkommen der Obert aus dem Dorf, der Ketterer, der Mellert im Niederbach usw. Andere alte Bauerngeschlechter verlieren ihre Höfe, weil sie bei der Umstellung nicht mehr mitkommen. Bei andern aber wieder geschieht dies durch Leichtsin, durch Trunksucht, durch übergroßen Aufwand. Und wieder andere haben sich damals, als alles so im Fluß war und geradezu eine Bodenspekulation einsetzte, beim Kaufen übernommen.

Die Gemeindeakten zeigen, wie einzelne bald wieder alles abstoßen müssen und sogar dabei vergangen. Viele Höfe wechseln darum gerade im letzten Jahrhundert ihren Besitzer, manche sogar mehrmals. Jetzt blüht vor allem auch für die Juden, vor denen in früheren Jahrhunderten immer wieder durch herrschaftliche Verordnungen gewarnt wurde, das Geschäft. Sie nisten sich auf den Höfen ein, und wenn der Bauer dann ganz verschuldet ist, wird sein Besitz in Einzelteilen verkauft. Der „Speicheracker“ ist noch ein Überrest von solch einem zerrissenen Hof („jägglebuurehof“), und noch deutlicher redet die „judemadd“ bei Lachen.

Doch umgekehrt sind auch manche Steinacher damals vorwärts gekommen. Mancher Knecht, der sparsam ist und mit Überlegung langsam Stück für Stück kauft, kann sich ein kleines Gut erwerben, während verschiedene Großbauern in der gleichen Zeit verkleinern müssen oder ihre zweiten Söhne als Halbbauern (Landwirte) oder Handwerker mit etwas Ackerland weiterarbeiten. So ist das Ergebnis der Entwicklung dieser Zeit ein starkes Anwachsen der Kleinbauern und der Mittelschicht. Während noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts nur vereinzelt Tagelöhner genannt werden, sind 1843 (Gemeindeakten) unter 241 Bürgern 81 Bauern und 94 Tagelöhner, was gleichbedeutend mit Landwirten oder Kleinbauern ist. Selbst in den Zinken, wo früher doch wohl nur Vollbauern saßen, finden wir jetzt verschiedene Tagelöhner (z. B. Oberbach: 5 Bauern, 3 Tagelöhner; Niederbach: 14 Bauern, 6 Tagelöhner; Lachen: 5 Bauern, 3 Tagelöhner; Bellisberg: 1 Bauer, 2 Tagelöhner).

Die Zahl der Handwerker im Verhältnis zur Gesamteinwohnerzahl hat sich in diesem Zeitraum wenig geändert. Um 1780 werden bei 139 Familien 32 Handwerker und ein Händler genannt. Das sind etwa 23% der erwerbstätigen Familienväter. 1843 sind es etwa 27%, nämlich 65 Handwerker, ein Handelsmann unter 241 Bürgern. Heute hat Steinach etwa 70 Handel- und Gewerbetreibende bei 330 Familien (etwa 21%)¹⁾. Doch innerhalb des Handwerkerstandes tritt im Verlauf des letzten Jahrhunderts eine starke Veränderung ein. 1843 sind unter 65 mit Namen genannten Handwerkern allein 25 Weber und ein Stricker, und wenn sich in früheren Jahrhunderten Berufsangaben finden, sind die Weber immer in stattlicher Zahl vertreten. Sie hatten ihre eigene Zunft mit einem Zunftmeister und einem Zwölferausschuß im Bereich der Herrschaft Kinzigtal. 1597 kam eine besondere Ordnung des

¹⁾ Ähnlich war es auch 1632. Bei 50 bis 60 Bürgern sind etwa 12 Gewerbetreibende festzustellen, darunter 3 Küfer, 2 Müller, 2 Zimmerleute, 2 Schneider, 1 Wirt (Hans Heußmann), 1 „Vorster“ und „Adam Spielmann, der Scherer“. 1568 wird übrigens auch eine Badestube am Welschensteinacher Bach erwähnt.

Weberhandwerkes heraus mit Zusätzen von 1616. Damals war auch ein Jörg Meyer von Steinach „Zwölfer“¹⁾. Heute sind die Weber restlos verschwunden. Nur Haus- und Familiennamen wie „s'webers z'lache, s'weber lorenze“ erinnern noch an dieses einst blühende Gewerbe. Einer allerdings, Georg Schwarz im Niederbach, hat bis nach dem Weltkrieg ausgehalten. In den Steinacher Bürgerlisten des 19. Jahrhunderts findet sich auch ein Holzschuhmacher und ein Nagelschmied. Beide Gewerbe sind ausgestorben. Köhler werden zwar in keiner Aufstellung genannt. Daß aber Kohlen gebrannt wurden, sagen uns schon die Flurnamen Kohlberg, Kohlmatt und Kohlmattwäldle.

Viel Verkehr und manchen Verdienst brachte früher für das Kinzigtal der Bergbau. Gerade in der Haslacher Gegend sollen die Gruben sehr alt sein²⁾. Auf Steinacher Gemarkung hat man vom 14. Jahrhundert bis zum Dreißigjährigen Krieg und dann wieder im 18. und 19. Jahrhundert geschürft, und zwar in der Grube Prinz Karl bei den Strickerhöfen, an der Pfaffenhalde am Artenberg, in Schwenden, am Silberberg und im Niederbach. Die sogenannte „Wolfsgrub“ beim „Heideschlöfle“ ist ebenfalls eine alte Schürfstelle. Nach der quarzigen Gangmasse zu schließen, die ähnlich der mit Silbervorkommen bei Haslach ist, wurde hier auf Silber gegraben. Besonders alte Gruben sollen nach der Volksmeinung unterhalb der Kinzigbrücke gelegen sein. Man nennt die Stelle „Erzknappelöcher“. Auf den Bergbau weisen noch heute die Flurnamen Silberhof, Silberwäldle, vielleicht auch Grubacker, Grubreuthe, Grubritzenbühl und Schwefelbrunnen hin, kaum aber die Silberhalde im Dochbach.

Eine gewisse Bedeutung für Steinach hatte einst auch die Flößerei, wie umgekehrt Steinach bei den Flößern eine Rolle spielte. Es bestimmten z. B. die Floßordnungen von 1535 und 1564³⁾, daß bis Steinach verkaufte „holz und port“ nicht zu der Holzmenge gerechnet wurden, die den einzelnen Floßherrn jährlich zu „fleßen“ erlaubt war. Reges Leben herrschte auf der Kinzig, sogar noch bis Ende des 19. Jahrhunderts. 80 bis 90 Flöße kamen damals noch jährlich die Kinzig herab. Steinach war Floßstation, da hier zwei „Deiche“ zu überwinden waren. Der Adlerwirt von Steinach hatte eine Matte auf Bollenbacher Gemarkung, die „Bollenbacher Matt“, besonders zum An-

¹⁾ Mitteilungen, II, Nr. 948.

²⁾ Vgl. H. Fauß, „Kinzigtäler Bergbau vor dem Dreißigjährigen Krieg“, Rasse und Volk, Beilage zum „Führer“, 1934, Folge 38; dann „Die Kinzigthaler Bergwerkordnung von 1527 bzw. 1530“ (Mitteilungen, I, Nr. 250). Zahlreiche Urkunden sind auch im F. u. B., I—VII.

³⁾ Mitteilungen, I, Nr. 334, und II, Nr. 127.

legen der Flöße hergerichtet. Während das Wasser gestaut wurde — für das Stauen wurde ein Gulden bezahlt —, ließ einer der Floßbesatzung im „Adler“ das „Legel“ mit Wein füllen, der bis Gengenbach vorreichen mußte. Bis dahin oder auch bis Ortenberg leistete dann der Adlerwirt an schwierigen Stellen mit den Pferden Vorspann. Auch „Schitterholz“ wurde in der Kinzig „gefloßt“. Kolonnen bis zu 60 Mann begleiteten es am Ufer bis zum Holzfang in Offenburg. Gerade die Flußwindungen bei Steinach brachten da manche Schwierigkeiten. „Senkholz“ wurde im Grasgarten des „Adlers“ getrocknet und dann vom Adlerwirt nach Goldscheuer gefahren. Kamen die Flößer nach beendeter Arbeit wieder zurück, so war Steinach wieder „Station“. Die Erinnerung an ihre Gelage lebt im Volke fort, und im „Adler“ heißt heute noch das Zimmer, wo sie gewöhnlich übernachteten, die „Flößerkammer“¹⁾.

Steinacher Familien, Familiennamen.

Zur Geschichte eines Dorfes gehört auch die Geschichte seiner Familien. Der Wechsel der Familien oder die Stetigkeit mancher Geschlechter zeigt oft am deutlichsten die Struktur einer Zeit. Bei richtiger Auswertung dieser Tatsachen wird vieles, was die Urkunden über die äußere und innere Geschichte des Dorfes verschweigen, erschlossen werden können, werden sich vor allem aber auch Fäden aufzeigen lassen, die das Dorf in kultureller und wirtschaftlicher Hinsicht schon immer oder doch schon lange mit seiner Umgebung verbanden. Warum starben Familien aus? Infolge von Kriegsnöten und wirtschaftlicher Not und dadurch bedingter Ab- und Auswanderung oder infolge natürlicher Ursachen? (Geburtenrückgang). In welcher Zeit trat dies besonders stark ein? Woher haben sich die Familien ergänzt oder wurden sie ersetzt? Kamen sie durch Einheirat oder durch Einkauf in die Dorfgemeinschaft? Besonders häufig ist in Steinach natürlich immer schon der Zugang durch Einheirat aus dem Kirchspiel selbst, aus Bollenbach, Welschbollenbach und Schnellingen. Sicher sehr alt sind dann die Fäden, die in wechselseitiger Bindung Steinach mit Welschensteinach und mit der „Stadt“, mit Haslach, dem kulturellen und wirtschaftlichen Mittelpunkt, verknüpfen, und damit hat man auch sehr früh zu den Dörfern der dort einmündenden Seitentäler, zu Hoffstetten, Mühlenbach und zu Weiler-Fischerbach, Beziehungen aufgenommen. Im 19. Jahrhundert wird

¹⁾ „Schäferkammer“ wird es auch genannt, weil in ihm auch die „Pariser Schäfer“ schliefen, schwäbische Schäfer, die ihre Schafe bis Paris trieben, in Steinach aber immer Halt machten, weil sie ihre Schafe in der Troste oder in „Adlerwirts Grasgarten“ unterbringen konnten.

der Kreis dann größer. Jetzt lassen sich stärkere Verbindungen mit Unterharmersbach, Oberentersbach, Fußbach, Prinzbach, Schuttertal, Schweighausen, Elzach, Prechtal nachweisen.

Familiennamen sind für genauere Untersuchungen der tatsächlichen Abstammungsverhältnisse zum mindesten Leitlinien. Es sei darum eine Auswahl von Familienamen genannt, die heute oder ab dem 17. Jahrhundert, wo wir vollständige Einwohnerlisten herstellen können, in Steinach vorkommen, und die schon im 15. Jahrhundert, wo ja die Belege für Steinach sehr lückenhaft sind, sich auch in den schon immer mit Steinach in Verbindung stehenden Orten finden. In Haslach lebten: 1400 Erhart Buchholz (F.U.B., III, Nr. 55), 1475 Ludwig Kälblin (F.U.B., III, Nr. 620), um 1493 Baumann (2)¹⁾, Gir (2), Kälble (2), Keck, Schnider, Spilmann, Thürolt; auf dem Zundbühl bei Haslach: 1493 Kornmeyer (F.U.B., VII, Nr. 163, S. 298/99); in Hoffstetten: 1493 Burmann, Gißler (2), Keller (2) (ebenda, S. 297); in Mühlenbach: 1493 Becherer (2), Dirolt (2), Giger, Isimann, Keller, Swap, Vir (ebenda, S. 294/96); in Welschensteinach: 1411 Conrat und Hans Brosemer (Brosemers Lehen), Claus und Lawelin Bongart (Bomgarß Hof), Claus Melhart (Mellert), Hans Weber (F.U.B., III, Nr. 71), 1493 Brosamer (2), Himmelspach, Melhart (2), Moser, Schnider, Schüßelin (2), Swap, Walter, Weber (F.U.B., VII, Nr. 163, S. 300/01); Bollenbach: 1493 Jörn Dorn, Wilhelm Keck (ebenda, S. 299). Aus all diesen Orten könnten Vorfahren der später in Steinach auftauchenden Familien eingewandert sein. Genaue Nachprüfungen müßten natürlich in jedem Einzelfall die Richtigkeit der Vermutungen nachweisen.

In Steinach selbst werden genannt:

- 1493 Henßlin und Jacob Müller, Conradt Schnider, Claus Enßrit, vermutlich auch Hans Demlin (F.U.B., VII, Nr. 163, S. 295 f.).
1555 („Wand Brieff“) Jacob Stelker, Jacob Graf.

¹⁾ Die Zahl in Klammern bedeutet zwei und mehr Familien.



Frauentracht.

Aufnahme von E. Grüninger, Haslach i. R.

- 1568 (Gefälle der Kirche) Dold, Gassert, Graf (2), Gyr (2), Gyzler, Harat, Hell oder Holl, Held, Kornmeyer (2), Lienhart, Mangolt, Müller (2), Pfendler, Riedinger, Schenk (2), Schwendemann (2), Sibmacher, Studer, Süvert, Syder, Sider.
- 1570 („Waldverlochnung“ gegen Bollenbach und Schnellingen) Männer, die dabei Steinach vertreten: Jacob Hall oder Holl, Jacob Held, Hans Heißmann, Jacob Kist, Lienhardt Mangelt, Hans Müller (Vogt), Hans Schwendemann (Runzengraben), Jacob Stelzer, Hans Stauder; Buben: Georg Harret, Thomas Held, Hans Hueber, Jacob Kopf, Jacob Kornmeyer, Hans und Conrad Müller, Bernhart Seyfert, Hans Sibmacher, Hans Süder.
- 1585 („Wand. Brieff“) Paule Eysemann, Georg Weißlaib.
- 1632 (Heischrodel) Biehler, Bungarth, Doldt, Drotter, Geiger, Graf, Guetmann, Gür (2), Gyzler, Hansmann (2), Heldt (2), Heußmann, Horath, Horb, Huober (2), Ißemann (2), Keckh, Kopf, Kornmeyer (2), Maßer oder Moser, Mellerth, Müller (2), Mutschler (2), Neumaier, Nockh (2), Prinzbach, Ráppe, Rüedinger, Schenk (2), Schmider (2), Schneider, Schüßelin, Schwendemann (2), Schwaigert, Seuffert, Sibmacher, Spenle, Spilmann, Stelzer, Strehl, Sutor, Syder (2), Thyroldt (2), Weber, Wölflle.

Die meisten Familiennamen, welche die älteren Belege bringen, sind auch noch heute in Steinach anzutreffen. Das besagt natürlich noch nicht, daß die heutigen und die damaligen Namensträger im tatsächlichen Verhältnis von Ahn und Enkel stehen. Es konnten nicht alle Namen nachgeprüft werden, doch daß keine fortlaufende Geschlechterfolge zwischen den Familien von 1632 und den heutigen besteht — wenigstens in Steinach nicht — war festzustellen bei Biehler, Gyzler, Hansmann, Müller, Neumaier (im Oberbach, in Schwenden und im Dorf), Nock, Obert (im Dorf).

Umgekehrt kann an Hand der 1676 einsetzenden Kirchenbücher für eine Reihe von Familien nachgewiesen oder doch mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden, daß die heutigen Namensträger in gerader Linie zum mindesten von den im Dreißigjährigen Krieg genannten abstammen. Dies gilt vor allem für die Schwendemann. Sie haben ihren Namen wahrscheinlich vom Zinken Schwenden bekommen und sind schon immer in Steinach stark vertreten gewesen. 1568 werden vier Schwendemann genannt; 1632 heißen von 24 Hofbauern sieben Schwendemann. Außerdem gibt es noch Schwendemann im Dorf, ebenso im 18. Jahrhundert, wo wir wieder acht Hofbauern dieses Namens

feststellen. Immer auf dem gleichen Hof im Oberbach saßen mindestens seit Ende des 17. Jahrhunderts die Vorfahren des Wilhelm Schwendemann, Sohn des „jacobsburs“. 1677 und 1678 sind auch zum mindesten drei Dold (Johann, Jacob, Andreß) nachzuweisen, und soweit die Kirchenbücher zurückgehen, gehört der gleiche Hof in Schwenden den Ahnen des Josef Dold, genannt „kohlebur“. Im 18. und 19. Jahrhundert finden wir außerdem noch eine ganze Reihe Dold zu Lachen, im Dorf und in Sarach. Der Anschluß an das Jahr 1632 ist auch hier unbedingt gesichert. Ziemlich sicher setzt die Geschlechterreihe der *T h y r o l d t* von 1632 der schon 1678 als Vater genannte Hans Tyrholder fort. Eine Generation später (1706) wird ein Adam Dürholder, dem verschiedene Söhne geboren werden (1707, 1708, 1711), auf Lachen genannt und ebenda (1717) ein Anton Dürholder, dessen Vater Johannes hieß. Daneben heiraten allerdings noch zwei Dürholder 1713 und 1741 aus Hofstetten in Steinach ein. Den Dreißigjährigen Krieg haben mit Sicherheit auf dem Dochbach die *W ö l f l e* überstanden, denn schon 1677 läßt dort ein Andreas Wölfler taufen, und Wölfler wohnen auch in den folgenden Jahrzehnten in diesem Zinken. Doch tauchen außerdem schon Ende des 17. Jahrhunderts Wölfler aus Bollenbach in Steinach auf, und 1737 heiratet ein Müller Johann Wölfler aus Hausach im Dorf ein. Sofort mit dem Einsetzen der Kirchenbucheinträge sind die *K o p f* wieder da und gleich in mehreren Familien (1679, 1685, 1691, 1694 usw.). Sie sind ebenso in den folgenden Jahrhunderten immer mehrfach vertreten. — Ein Jecklin Kopf saß übrigens schon 1420 auf dem Hauenkopf oder Eschbach (Untereutersbach). — Die Ahnenreihe des Fridolin *K o r n m e y e r*, heute Landwirt im Dorf, reicht gesichert bis Josef Kornmeyer zurück, der gegen Ende des 17. Jahrhunderts lebte und wohl von den Kornmeyern des Jahres 1632 abstammte. Außerdem sitzt ja auch ein Jacob Kornmeyer 1632 und 1678 auf einem Hof zu Lachen. Nachkommen konnten immer wieder von Mathias *M u t s c h l e r* und Blasius Mutschler, die 1689 bzw. 1695 heiraten, festgestellt werden. Dagegen lassen sich wieder neben den Kindern und Kindeskindern des Christian *I s e n m a n n*, von dem u. a. 1678 und 1680 ein Sohn getauft wird, im 18. Jahrhundert noch Isemann aus Mühlenbach (1710, 1733) und Bollenbach (1743) in Steinach nachweisen, und neben den *H e i ß m a n n*, die in mehreren Familien und mit reicher Nachkommenschaft in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts im Dorf und auf Lachen vertreten sind, erscheint mit Johann Heißmann aus Osterbach bei Hausach, der 1764 im Niederbach einheiratet, eine neue Linie, von der die heutigen Heißmann im Niederbach abstammen. Als unbedingt gesichert darf die unmittelbare Geschlechterfolge bei der alten Familie *G ü h r* angesehen werden, und mit

großer Wahrscheinlichkeit gilt dies auch für die *Held* und *Mellert*. Allerdings heiratet da auch noch 1683 ein Xaver Mellert aus Welschensteinach in Steinach ein.

Neben dieser Stetigkeit ist jedoch bei den Steinacher Familien in den letzten Jahrhunderten oft ein Wechsel, manchmal sogar ein rascher Wechsel zu beobachten. So sind 1632 schon die *Gassert*, *Lienhardt*, *Kist*, *Mangelt*, *Pfendler* und *Schneider* verschwunden. Nach dem Dreißigjährigen Krieg sind u. a. die *Haret*, *Keckh*, *Schenk*, *Stelzer* nicht mehr nachweisbar, die *Syder* 1670 zum letztenmal, die *Horb* gegen Ende des 17. Jahrhunderts. Dafür tauchen z. B. die *Krayer* mit Beginn der Kirchenbücher gleich in mehreren Familien auf und haben bis heute Nachkommen in Steinach. Weiter erscheinen die *Ketterer*, die im 18. Jahrhundert in verschiedenen Stämmen im Dorf und auf den Zinken sitzen, schon 1676 mit Hans Ketterer auf Lachen, die *Burger* mit Mathis Burger 1679 im Dorf, die *Obert*, von denen ein Zweig heute noch im „Laimenloch“ wohnt, als Johann Obert im Niederbach 1694 taufen läßt, die *Schweiß* im gleichen Zinken mit Johannes Schweiß im Jahr 1700. Schon etwas früher sind im Niederbach die *Buchholz* da, denn Georg Buchholz wird hier 1684 als Sohn des Hans Buchholz geboren; von seinen Nachkommen sitzen heute noch als Hofbauern im Niederbach, der eine Zweig vielleicht sogar auf dem alten Hof. Es hat allerdings 1724 nochmals ein Michael Buchholz aus Mühlenbach im Niederbach eingeheiratet. Von ihm stammt vermutlich Philipp Buchholz, der um 1780 im Niederbach lebt. Ende des 18. Jahrhunderts und am Anfang des 19. Jahrhunderts sind die *Buchholz* nicht nur ein weitverzweigtes (1824: fünf Hofbauern)¹⁾, sondern anscheinend auch wohlhabendes Geschlecht. Die *Beckh* kamen wahrscheinlich schon während des Dreißigjährigen Krieges von Wolfach nach Steinach. Sicher nachzuweisen sind sie mit Simon Beckh, dessen Enkel, Hans Georg Beckh, 1716 den „Adler“ erbaute. Das Gasthaus blieb in der Familie bis 1933, wurde allerdings zweimal an Töchter vererbt.

Seit Jacob Neumaier auf „Sare Hof“, der 1706 (zum erstenmal vielleicht) taufen läßt, haben die Neumaier in Sarach ihren Hof in Besitz. Um diese Zeit etwa muß Johann Georg Schöner im Niederbach geheiratet haben. (Sein Sohn Matheus heiratet 1723.) Er stammt wohl von Welschenbollenbach. Daher kommen wahrscheinlich auch die *Schille* und *Hansmann*, die wir im Verlauf des 18. Jahrhunderts in Steinach treffen. Damals werden u. a. noch die *Künfle* von Bollenbach auf Lachen und im Niederbach ansässig. Auch *Bühler*

¹⁾ Außerdem sitzen noch mehrere *Buchholz* im Dorf.

und Schmieder, die nach dem Dreißigjährigen Krieg in Steinach nicht mehr festzustellen sind, gibt es durch Einheirat von Schnellingen und Welschensteinach wieder. Dafür erlöschen u. a. gegen Ende des Jahrhunderts die alten Geschlechter der R ä p p l e und der B u n g e r t im Mannesstamm.

Es folgen ihnen im 19. Jahrhundert von ganz alten Familien die G y f l e r. Von später Zugezogenen sterben wieder ganz oder doch im Mannesstamm aus die S c h w e i ß und einzelne L i n i e n der O b e r t. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts sterben der letzte B u r g e r und K e t t e r e r, auch der letzte N o c k, dessen Vorfahren schon 1632 in Steinach lebten.

Daß demgegenüber im 19. und 20. J a h r h u n d e r t zahlreiche neue Namen auftauchen oder neue Familien mit Namen, die schon früher in Steinach anzutreffen waren oder in dieser Zeit noch anzutreffen sind, ist bei den starken Umschichtungen dieser Zeiten nicht verwunderlich. Ich nenne statt vieler im Dorf nur die F e g e r, K ä l b l e, P f a f f, V ö g e l e; die G y f l e r (von Hoffstetten und Fußbach), K e t t e r e r (Mühlenbach), N o c k, N e u m a i e r (aus Mühlenbach, Hoffstetten, Schweighausen), O b e r t (Bollenbach, Haslach), S c h w e i ß (Bollenbach).

Auf den Höfen ist der Wechsel durch Kauf oder Einheirat besonders deutlich. So kommen z. B. D o r n e r, F e h r e n b a c h e r, S c h ü l e, S c h u l t h e i ß in den Niederbach, V o l k in den Runzengraben, A r m b r u s t e r in den B o r b a c h, W e r n e t in den Stricker, W i n t e r e r auf den D o c h b a c h. Aus Unterharmersbach stammen die S c h w a r z zu S a r a c h und auf dem Böllinsberg, die S c h n a i t t e r im Runzengraben und im Oberbach, von Schuttertal die H i m m e l s b a c h, die W e b e r auf dem D o c h b a c h, die V ö g e l e in Niederbach, von Oberentersbach die W i l l m a n n im B o r b a c h. Die H a n s m a n n im Runzengraben waren von Schnellingen, die B r o s e m e r im Niederbach sind von Hoffstetten, die N e u m a i e r im Oberbach von Mühlenbach.

V o n m a n c h e r v e r s c h w u n d e n e n F a m i l i e erzählen noch heute F l u r n a m e n, so z. B. die K u r i s h a l d e, die H a r a n d s m a t t (1632 H o r e t s M a t h; 1786, 1824 H a r e t s m a t t), der S c h n e i d e r a c k e r, der N o c k e n - d i s e n a c k e r; andere alte Geschlechter sind in früheren Gewannamen zu erkennen, wie: K e t t e r e s g r i e n (1751), b ü l e r s H a l d e n (1804), R ä p p e l s H a l d e (1786), M a n g o l d s m a t t (1735), S c h e n k h e n m ä t t l i n (1632), S c h w e i ß e n - a c k e r (1804), der B u n g e r t s b e r g, das B u n g e r t s ä c k e r l e (1824). Während bei den Namen G i r e n s t e i n (1550 und 1632), S c h ü l e s a c k e r, S c h ü l e s m a t t (1824) auf tatsächlichen Besitz einer Steinacher Familie geschlossen werden kann, ist bei den folgenden Namen sehr wohl möglich, daß eine entsprechende Familie im Dorf Besitz hatte, ohne daß sie in Steinach wohnte. So werden genannt: 1550 H e z e n g r i e n, K e l b l i s g r i e n; 1579, 1632,

1751 Kälblinsgrien; 1592 Geflersgrien; 1632 Kreilins Agger, Hafners Orien, Keflersgrien usw. Ortsfremde Besitzer konnten nachgewiesen werden beim „sage wald“ im Dochbach (Gewann „Edelwald“ und „Im finsteren Dobel“). Er gehörte dem Albert Sag in Haslach (später Zell), der ihn dadurch bekam, daß er die Witwe des Haslacher Kreuzwirts Heinrich Merkle heiratete. Er gab ihn später weiter an seine Tochter, die Frau des Fabrikanten Schmieder in Zell a. S. Dieses Namenbeispiel wird mit Absicht hier noch angefügt, um gerade in einer Arbeit, die viele Flurnamen als Beweisstücke heranzieht, vor phantastischen Ausdeutungen solcher Bezeichnungen zu warnen.

Alte Bauerngeschlechter.

a) Auf dem gleichen Hof:

Schwenden:

Jacob Dold
Mathias, geb. 1698
Michael, geb. 1738
Julius, geb. 1777
Xaver, geb. 1820
Xaver, geb. 1845
Josef („kolebur“),
geb. 1878

Oberbach:

Josef Schwendemann
Abraham, geb. 1706
Lukas, geb. 1748
Anton, geb. 1789
Wilhelm, geb. 1829
Jacob („jakobsbur“),
geb. 1856
Wilhelm, geb. 1895

Sarach:

Jacob Neumayer
Michael Neumayer
Joh. Georg, geb. 1736
Krispin, geb. 1789
Michael, geb. 1821
Michael, geb. 1856
Michael, geb. 1898

b) Im gleichen Zinken:

Niederbach:

Hans Buchholz
Georg, geb. 1684
Mathias, geb. 1720
Matheus, geb. 1758

Georg, geb. 1784
↓
Georg, geb. 1817
Paul, geb. 1858
Josef, geb. 1906

→ Josef, geb. 1824
Wilhelm, geb. 1859
Karl, geb. 1886

c) Im Dorf:

Joseph Kornmeyer
Mathias, geb. 1709 (Bauer)
Johann, geb. 1738 (Weber)
Georg, geb. 1766 (Leineweber)

Josef, geb. 1798 (Bürgermeister)
Josef, geb. 1839 (Landwirt)
Fridolin, geb. 1880 (Landwirt)

d) Alte, aber erst später in Steinach sesshafte Familien:

Christian Heizmann, Bauer im Osterbach
Johann S., verheiratet 1764 mit
Theresia Oberf im Niederbach
Moriz, geb. 1774
Stephan, geb. 1799 („steffesbur“)
Moriz, geb. 1843
Jacob, geb. 1869
Hermann, geb. 1907

Mathias Hansmann, Schnellingen
Michael, geb. 1696, Schnellingen
Jacob, geb. 1742, Schnellingen
Johann, geb. 1788, Schnellingen
(verheiratet mit Ludwina Roser im
Oberbach)
Wendelin, geb. 1836 im Oberbach
Wendelin, geb. 1863
Wendelin, geb. 1892

e) Altes Bauerngeschlecht mit Berufswechsel:

Mathäus Wölfl, 1632 Bauer im
Dochbach
Andreas W., Bauer im Dochbach,
verheiratet mit Barbara Kynast
Mathis W., Bauer im Dochbach,
verheiratet 1692 mit Anna Siphert
Thomas, geb. 1693, Dochbach (Bauer)
Johann, geb. 1721, Bellisberg (Bauer)

Johann Baptist W., geb. 1757 (Weber)
Andreas, geb. 1783 (Weber)
Moriz, geb. 1807 (Weber)
Michael, geb. 1860 (Weber)
Michael, geb. 1894 (Arbeiter)
Eugen, geb. 1922

Volkstum.

Gemeinsames Bluterbe ergibt gleiche Wesensart, die, in langen Jahrhunderten durch gemeinsames Erleben in gleichem Landschaftsraum eindeutig geformt, eine innere Gemeinschaft schafft, die Ausdruck findet in einem bestimmten Gehaben der Menschen einer Gegend, in ihrer Kultur. Dies äußert sich in gemeinsamer Kleidung (Tracht), in gleicher Sprache, in gleicher Haltung im Leben und zum Leben, das heißt in gleicher Art zu wohnen, zu leben und zu erleben (Kunst, Sitte und Brauch, Sage, Lied usw.). Unbeirrbar hält hier das Volk an uralten Vorstellungen fest, stößt Artfremdes meist sofort zurück oder doch bald wieder ab, zieht Artverwandtes in seinen Kreis hinein und schmilzt es, artgemäß umformend, langsam ein. Unwesentliches und mehr Außerliches mag da und dort geduldet werden, es kann für den oberflächlichen Beobachter sogar das Brauchtum umgestaltet sein. Im Wesentlichen aber bleibt das Volk sich immer gleich, solange es in seinem Wesen gleichbleibt. Da haben allerdings die letzten hundert Jahre in Steinach manche Veränderungen gebracht, die im eigentlichen Dorf bei seiner Lage an der Verkehrsstraße naturgemäß stärker in Erscheinung traten, so daß im Gegensatz zu den Höfen hier nur noch Reste in Tracht, Sitte und Brauch usw. feststellbar sind.

Die Steinacher Tracht ist in den wesentlichen Merkmalen die Tracht des mittleren Kinzigtales. Kleine Unterschiede bestehen zwar gegenüber anderen Dörfern bei der Frauentracht im „Peter“ und in der Haarfrisur. Die Männertracht ist heute restlos verschwunden. Der letzte Träger, der alte Mofzmann aus der „Kraftzig“, ist 1930 gestorben. Sonntags trug man zu blauen Zwillichhosen einen schwarzen Samtkittel, der innen rot ausgeschlagen war, vorn herunter eine rote Biese hatte und zweireihig mit glänzenden Knöpfen besetzt war. Dazu gehörte ein niederer, breiter Hut.

Bei der bäuerlichen Frauentracht kann man zwischen Alltags-, Sonntags- und Festtagstracht unterscheiden. Werktags im Sommer gehen die Frauen meist hemdärmelig. Bei großer Hitze haben sie



Trachten aus dem Kinzigtal.

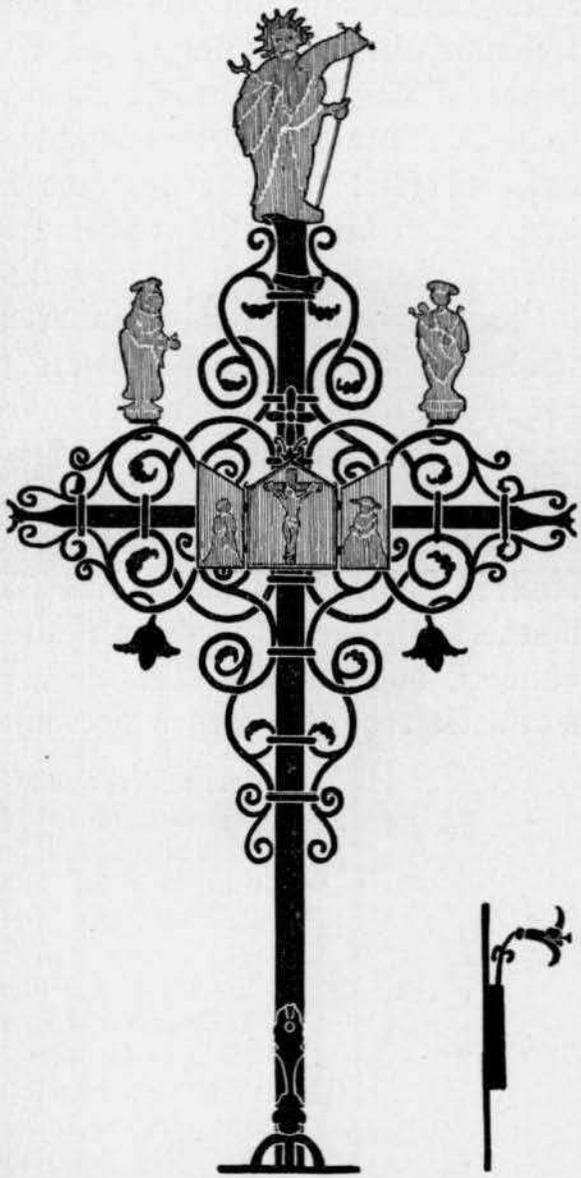
Aufnahme von E. Grüninger, Haslach i. K.

ein einfaches Kopftuch auf. Im Winter tragen sie einen Peter, eine kuffenartige Jacke in verschiedenen Farben, die zweireihig mit Knöpfen besetzt ist. Peter und Kopftuch, aber im besseren Stoff, werden im Sommer auch am Sonntag getragen, daneben aber auch ein Kleid mit aufgesetztem Leibchen, langen weiten Ärmeln, einem sehr langen, aber fußfreien Faltenrock mit glatter Vorderbahn in beliebigen Farben. Zum Kleid sind etwa zehn Ellen Stoff nötig. Der besondere Stolz der Frau sind der farbige Seidenschurz und das verschiedenfarbige Seidenhalstuch mit langen, teilweise handgeknüpften Fransen, das vorne in das Nieder gesteckt wird. Bei Trauer sind Kleid, Schurz und Halstuch schwarz. Als Schmuck wird zur Tracht gern eine böhmische Granathalskette angelegt. Die Kette aus dunkelroten, geschliffenen Stein-

chen wird mehrmals um den Hals geschlungen. Mädchen- und Frauen-tracht sind soweit gleich. Sie unterscheiden sich dadurch, daß die Frau oft schon am gewöhnlichen Sonntag, unbedingt aber am Festtag die typische Kinzigtäler Samtkappe mit vorn hochgeklappter schwarzer Spitze und der oft geradezu üppigen Goldstickerei auf dem Kappenboden aufsetzt, die Mädchen aber immer ihre zwei Zöpfe im Kreis um den Hinterkopf legen und ein Samtband darum schlingen. Nur am Kommuniontag und als Braut trägt das Mädchen einen Kopfschmuck, das „Schäppel“, einen niederen Kranz aus Glasperlen. Leider geht diese Sitte sehr stark zurück, und auch die Trägerinnen der Frauentracht werden seltener. Im Dorf tragen die Kinzigtälertracht nur noch Frauen, die von den Höfen hereingeheiratet haben. Daneben gibt es noch die sogenannte „Dorfertracht“, bei der das Kleid aus einem Stück ist und glatte Ärmel hat, die Hals- oder Schultertücher größer als bei der Bauerntracht sind und auf dem Rücken gebunden werden. Als Kopfbedeckung gehört dazu eine schwarze Kappe, deren Stirn-

seite mit glitzernden Perlen ausgestickt ist. Doch wird diese Tracht nur noch von einigen älteren Frauen getragen, die übrigen sind heute städtisch gekleidet. Gerade in der Tracht aber konnte man vor allem in Halstuch und Kappe schöne Stücke bäuerlicher Handwerkskunst sehen.

Auch sonstige *Klein Kunst* in Haus und Hof findet sich nur noch vereinzelt und zeigt besonders deutlich die Wandlung im Dorf im letzten Jahrhundert. Denn da sowohl Besteller wie auch Hersteller oder Ersteller dem gleichen landschaftlichen Kulturkreis entstammten, in der gleichen Vorstellungswelt lebten und so etwa das gleiche Kunstempfinden hatten, fand jeder Wechsel in der geistigen Haltung bald sowohl im Auftrag wie auch in der Ausführung seinen Ausdruck. Besonders auffallend sind die Veränderungen bei den Denkmälern der Flur, bei Grenzsteinen, Bildstöcken und Kreuzen. Sehr gut stand da noch der alte, schlichte, aber handwerklich gekonnte Holzbildstock unterhalb Lachen in der Landschaft. Recht gute Arbeit ist das schon genannte Holzkreuz an der Maria-Schnee-Kapelle. Und wenn der Bildstock, den Peter Meier und Anna Maria Katerin im Jahr 1806 im Oberbach erstellen ließen, auch eine bunte Mischung verschiedenster Stile darstellt, wegen der Vielheit der Formen überladen genannt werden müßte, die Übergänge der vielen, liebevoll und fein gearbeiteten Einzelteile sind gar nicht übel, und der Meister hat alles doch in eine gewisse Einheit gezwungen. Er hat sich mit den verschiedenen Ausdrucksformen der sogenannten „hohen“ Kunst auseinandergesetzt und sie mit Erfolg in die bäuerliche Umwelt und Vorstellungswelt eingepaßt. So ist ein „Prachtstück“ entstanden, wie es ein wohlhabender, kerniger Hofbauer sich selbst und seinem Ansehen schuldig ist. Fremdartig dagegen wirkt



Altes Grabkreuz an der Kirche.

Zeichnung von Hans Keller, Offenburg.

das sogenannte „Sonnenwirtsbildstöckle“ aus dem Jahr 1827. Es ist keine bodenständige Arbeit und zeugt von geringem Einfühlungsvermögen des Steinmehen. Und die übrigen Bildstöcke, wie auch fast alle Kreuze aus Stein sind typische Formen des 19. Jahrhunderts, nüchtern, seelenlos, viereckige Kästen aus Stein oder Holz, Ausdruck eines Jahrhunderts, das den Materialismus, den Liberalismus, den Ungeist auch aufs Dorf brachte. Leider machte sich die neue Zeit auch immer mehr auf dem Friedhof bemerkbar, wo die art- und landschaftsgemäßen Holzkreuze oder schmiedeisenen Kreuze immer mehr verschwanden. Ein sehr schönes Beispiel bester Handwerkskunst blieb Steinach allerdings noch in dem schmiedeisenen Grabkreuz des Adlerwirts Hansjörg Beckh (Sohn des Erbauers des „Adlers“) und der Magdalene Braun, das an der Kirche steht, erhalten und als gutes Vergleichsobjekt der unschöne, unbäuerliche Grabstein des Schwiegersohns, des Adlerwirts Wilhelm Feger, und seiner Frau. Das ist wieder so ein echtes Erzeugnis des 19. Jahrhunderts, genau wie der Grabstein daneben, der dem „Obermüller“ Tobias Hansjakob, einem Onkel des Heimatschriftstellers, gesetzt wurde. Viel besser ist da die alte Sandsteinplatte aus dem 18. Jahrhundert, das Grabmal für die „Fläschewirte“ Rosalia Baumann, bemerkenswert schon wegen der Inschrift:

Komm lieber Gast und lese da,
 Hier lieg ich tot Rosalia,
 Nachdem ich 44 Jahr
 Eine gute Eh- und Wirtsfrau war.
 Da nun mein Fleisch in Staub vergeht,
 Wie meinst, daß's um mein Seele steht?
 Wo ich kein Heller Zech mehr lös
 Als nur für das, was gut und böß.
 Ja, was ich auch nicht selbst getan,
 Rechnet man mir auf's genaueste an.
 Und muß bezahlen fremde Schuld,
 Wenn ich was bößes hab geduld.
 Laßt dieses Euch zur Warnung sein,
 Ihr Wirt und alle insgemein.
 Sprecht bei meinem Wirtshaus zu,
 Sprecht, Gott geb ihr die ew'ge Ruh.
 Anno 1780, 19. August.

Das Brauchtum Steinachs entspricht im wesentlichen dem Brauchtum des Kinzigtals. So erkundet man z. B. das Wetter des folgenden Jahres nach den „Lostagen“ zwischen Weihnachten und Dreikönig oder an dem Feuchtigkeitsgehalt von Zwiebelschalen. Die Dienstboten feiern am Tag nach dem Stefanstag den „Bündelestag“ und gehen zum „Bündelestmärkt“ nach Haslach. Verheiratete Kinder besuchen am Neujahrstag ihre Eltern. Von Neujahr bis Dreikönigstag

führen 14- bis 15jährige Burschen das „Dreikönigsingen“ durch. Das Spiel aber, erst nach dem Krieg wieder eingeführt, zeigt in Aufbau und Text starke Anlehnung an das Haslacher „Sternsingen“. Am Aschermittwoch verbrennt man jetzt wieder die Strohhege. Unbekannt ist aber der Funkensonntag, und auch das Scheibenschlagen wird seit etwa 80 Jahren von den Burschen nicht mehr geübt. Doch „Palmen“ werden noch wie seit Urzeiten aus frischem Grün, aus Weidenkätzchen, Buchs und Lebensbaum gemacht. Heute ist dies das Recht der Schulbuben, während in erster Linie die Schulmädchen am 15. August aus bestimmten Feldkräutern (Tausendguldenkraut, Ysop, Schafgarbe, Wermut usw.) und beliebigen Gartenblumen den „Kräuterbuschl“ machen, in den auch Ähren von jeder Fruchtart und Zwiebeln eingebunden werden. Die oft 10 m hohen „Palmstecken“ werden nach der Weihe in den Garten gesteckt, während die „Palmbuschl“ und die „Kräuterbuschl“ in den Zimmern, auf dem Dachboden und im Stall zum Schutz gegen Feuer und Blitzschlag aufbewahrt werden. Dem halbverkohlten Holz, das am Karfreitag im „Osterfeuer“, entfacht aus verwelkten Kränzen und alten Grabkreuzen, angebrannt wird („Judasverbrennen“), schreibt man ähnliche Schutz- und Heilwirkung zu. Bei schweren Gewittern hat man früher Stückchen davon ins Feuer geworfen. Krankem Vieh wird es ins Fressen gegeben, vor allem aber den Kalbinnen in die erste Tränke. Die gleiche Heilkraft soll auch das Salz haben, das am Dreikönigstag in der Kirche geweiht wird. Deutlich zeigt sich bei diesen Bräuchen, wie vorchristliches Heilsbrauchtum, wie uralte Vorstellungen später oft in christliche Formen eingebettet wurden. Sehr eifrig wird während der Zeit des Schlachtens das „S ä c k l e s t r e c k e n“ geübt. Wenn die Familie, bei der geschlachtet wurde, am späten Abend beim Essen sitzt, klopft es auf einmal ans Fenster. Wenn man nachsieht, lehnt eine Stange davor, und daran hängt ein Säckchen, in dem ein Zettel liegt, auf dem gewöhnlich folgende Verse stehen:

Guten Abend, Ihr lieben Mehgersleut.
 Ich wünsch Euch Glück für Vieh und Leut.
 Ich hab gehört, Ihr habt ein fettes Schwein geschlachtet.
 Ich bitt' Euch um ein Stück Speck
 Zwischen Kopf und Wedel weg,
 Um ein Stück Rippach,
 Daß mir das Herz im Leibe lacht,
 Um einen Schinken,
 Damit ich kann heimhinken,
 Um eine Bratwurst, die dreimal um den Ofen herumgeht,
 Zum Fenster hinaus und in mein Säcklein hinein.
 Das muß eine tapfere Bratwurst sein.
 Wenn Ihr mir etwas geben wollt,
 So gebt es mir recht bald,

Denn ich muß noch durch einen stockfinsternen Wald,
 Dann fressen mir die Füchse und Wölfe das Halb.
 Ich heiße Franz Keck,
 Wer herauskommt, werf ich in den Dreck.

Das Säcklein wird gefüllt und wieder an der Stange angebunden. Und jetzt beginnt das eigentliche „Kriegsspiel“. Der Bursche, der das „Säckle stretcht“, sucht ungesehen zu der Beute zu kommen. Junge Leute aus dem Haus liegen aber auf der Lauer, um ihn abzufangen. Stundenlang — auch bei schlechtem Wetter — harren oft beide Parteien aus. Groß ist die Schande für den „Säcklestrecker“, wenn ihn die Burschen aus dem Haus erkennen oder bei der Verfolgung gar erwischen. Er wird in die helle Stube geschleppt und dort mit lautem Gelächter empfangen. Manchmal wird er auch mit auf den Rücken gebundenen Händen mitten unter die schmausenden Gäste gesetzt. Zum Schluß bekommt er dann zwar seinen Teil am Geschlachteten, aber er ist eben „blamiert“. Bei Saat und Ernte und auch bei sonstiger Arbeit werden noch gelegentlich gewisse Regeln beobachtet. So soll es nicht gut sein, die Kartoffeln „im alten Mond“ zu setzen, umgekehrt sei „Mehgen“ im Neumond dem Speck abträglich. Vor allem wird das Wetter an bestimmten Tagen beobachtet. Karfreitag ist z. B. ein solcher Tag. Wenn es da regnet, sagen die einen, regnet es das Wasser aus dem Bach (gibt es große Trockenheit). Andere glauben, daß an Karfreitag dreierlei Wetter nötig sei. Im Brauchtum des Lebenslaufes kennt man noch das Sperren durch Kinder bei Taufe und Hochzeit im Ort; mit kleinen Geldmünzen wird die Schar befriedigt. Schwerer ist schon der Loskauf, wenn Erwachsene vor der ortsfremden Braut am Ortseingang sperren, wenn der Bräutigam die Braut sich aus den Zinken oder aus einem anderen Ort holt und dort freikaufen muß, oder wenn der Brautführer den der Braut mit List gestohlenen Brautschuh einlösen muß. Dem Brautpaar wird auf der Staffel des Wirtshauses, wo das Essen stattfindet, ein Trunk Rotwein gereicht. Braut und Bräutigam müssen mit den Gästen in bestimmter Reihenfolge Ehrentänze tanzen usw. So gibt es noch mancherlei altes Brauchtum; doch sind alle diese Bräuche nur noch Restbestände, sie sind nicht mehr in sich geschlossen, manche Unsicherheit hat sich eingeschlichen.

Ziemlich restlos verschwunden sind auch die alten Volkslieder. Ebenso ist der Steinacher Sagen schatz gering. Man erzählt sich zwar noch vom Breitebachgeist, vom Ruhmattenschimmel, von Lichtern am Bruckenbühl und Ecklistrain, vom Fentschen- und Eckgutwible, warum die Bollenbacher keinen Anteil am Einetwald haben, woher die Namen Marterberg, Heideschlößle, Henneloch kommen, warum das alte Kreuz beim Stricker, warum das „Livorikriz“ erstellt wurde usw. Die



Klaufebigger.

Aufnahme von Fotohaus Emil Grüninger in Haslach (Kinzigtal).

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, Herausgeber: Universitäts-Professor Dr. Eugen Fehrle, Heidelberg.

Sagen sind aber alle unsicher in der Formulierung und dürftig im Inhalt.

Einzigartig und eigenartig ist aber das Steinacher Brauchtum der Nikolauszeit. Vier Gestalten: zwei Santiklause, der Ruppelzer und der Klaufebigger gehen da durchs Dorf und kommen zu den Kindern in die Stube. Die weiß gekleideten Klause, von denen der eine einen Sack mit Äpfeln, Nüssen und Gebäck trägt, kennzeichnet in ihrer Würde die Krone. Sie sind im ganzen freundliche Gestalten. Unheimlich und wild wirkt dagegen der rußgeschwärzte Ruppelzer in seinen polternden Rohrstiefeln. Er rasselt mit der Kette und ist meistens wie anderorts in Fellen vermummt. Doch erscheint er in Steinach auch oft in der ursprünglichen Gestalt und hat dann zahlreiche „Nonerle“ (Schilfgras) an sich hängen. Ein großes, pferdartiges Ungetüm ist der „Bigger“. Wie entsteht er? Ein großes Aischtuch (manchmal auch ein Bettuch) wird in Form eines spitzen Pferdekopfes genäht. In die Hülle stopft man Heu, näht rote, schwarz umrandete Augen auf und zieht über die Ohren eine „Rohfkappe“. In die Heufüllung stößt man eine Heugabel, und daran trägt ein Bursche, der durch das herabfallende Tuch verdeckt wird, den Kopf, so daß die Gestalt bis zu 3 m hoch wird. Uralte Vor-

stellungen bergen Klausebigger und Ruppelzer in sich. Es sind Formungen aus vorchristlicher Zeit, wo unsere Ahnen unmittelbarer wie wir das Ringen in der Natur miterlebten, ein Ringen, das vom Beginn des Winters bis zum endgültigen Sieg in der Oster- und Pfingstzeit währte. Der Klausebigger gehört in die Reihe der Esels- und Bockgestalten, der Schimmel-darstellungen und Schimmelreiter, wie sie nicht nur in allen deutschen Gauen, sondern auch im skandinavischen Raum in den verschiedenartigsten Ausprägungen, im Wesenszug aber immer gleich, an den verschiedensten Tagen der Winters- und Frühjahrszeit erscheinen. Der Steinacher Ruppelzer aber mit den „Nonerle“, der früher vor allem die Mädchen mit Wasser spritzte, zeigt Züge, die den ganz in Moos oder Laub eingemummten „wilden Männern“, den „Eseumännern“ des Odenwalds, den „Tschämmelern“ der Schweiz usw. entsprechen. Die Klausen jedoch sind ins Christliche gewandelte Formen, die allerdings auch noch das alte Fruchtbarkeitsymbol, die Lebensrute, mit sich tragen. Jahrtausende alte Vorstellungen vereinigen sich also in der Steinacher Gruppe, wo das Alte wohl die neuen Formen neben sich duldet, sich aber nicht verdrängen läßt. Als Einzelgestalt finden wir zwar den gleichzuwertenden „Biggesel“ oder „Buckesel“, z. B. im Harmersbachtal und bis Gengenbach, auch in Löcherberg, in der Lahrer Gegend, bei Emmendingen, den „Eselsbock“ in Fußbach. In dieser Vielgestaltigkeit und vor allem in dieser gut durchgearbeiteten Form kennt man den Brauch aber nur noch in Steinach. Es zeigt die Steinacher Bevölkerung in diesem Punkt eine bewundernswerte Zähigkeit, ein unbedingtes Festhalten an alter Vätersitte. Und diese Tatsache ist besonders zu beachten, denn sie ist wohl kein Zufall, viel eher ein Beweis dafür, daß eben trotz aller äußerlichen Umformungen, trotz aller fremden Einflüsse und trotz aller zehrenden und zerstörenden Belastungen der Kern doch gesund und unverändert blieb.

Letzten Endes steckt ja auch in manchem, was heute die *Verein*e im Dorfe tun, noch alter Väterbrauch. An alten Brauch knüpft sicher an die Schützenabteilung der Kriegerkameradschaft, selbst wenn es den Schützen nicht bewußt ist. Den Umgang mit der Waffe hat der Bauer nie verlernt, und in Steinach selbst gab es zum mindesten seit dem 16. Jahrhundert „Gemeine Büchschützen“; wurden ihnen doch z. B. 1566 von der fürstenbergischen Herrschaft jährlich 6 Gulden „zu verschießen“ gegeben (Mitteilungen, II, Nr. 155). Vielleicht war ihr Schießplatz der „Schießgrün“ im unteren Kirchgrün, der im 18. und 19. Jahrhundert oft genannt wird. Heute üben die Steinacher sich auf dem schönen Schießstand über der Kinzig. Des Deutschen Liebe zur Wehr und sein Wille zur Wehrhaftigkeit stirbt nicht. O. A. Müller.

Der „Blutegel“ Wernikau.

Ein Beitrag zur Grimmelshausenforschung.

Breisach, Freiburg und Offenburg sind die drei starken Festungen, um deren Besitz in der zweiten Hälfte des Dreißigjährigen Krieges erbittert gekämpft wurde. Da sich Grimmelshausen viele Jahre in Offenburg als Sekretär des Festungskommandanten und Regimentsinhabers, des Obersten Reinhard von Schauenburg, aufhielt, muß er sowohl mit der Bürgerschaft als auch mit den Offizieren und der Mannschaft der Garnison in vielfache Beziehungen getreten sein, zumal er den ganzen schriftlichen Verkehr Schauenburgs zu besorgen hatte. Der Grimmelshausenforscher Dr. Bechtold hat uns in seinem Buche „Grimmelshausen und seine Zeit“ auf Grund der Ratsprotokolle der Stadt die Verhältnisse geschildert und gezeigt, wie sehr die Bürgerschaft unter den Kriegslasten und Kriegsbeschwerden zu leiden hatte. Der Umstand, daß es zum Unterhalt der Garnison nötig war, auch die nähere und weitere Umgebung beizuziehen, hatte zur Folge, daß auch diese Gebiete durch die Kontributionen Unsägliches zu erdulden hatten. Es war dies für die betroffenen Orte um so schlimmer, als auch die Kommandanten von Freiburg und Breisach ganz beträchtliche Geldsummen von ihnen forderten, gleichgültig, ob diese Festungen in Freundes- oder Feindeshand waren. Mehr wie einmal klagen die Beamten der Ämter Haslach und Wolfach, denen die schwere Aufgabe oblag, die Verhandlungen über die Höhe der Kontributionen zu führen und die festgesetzten Summen von den Bürgern und Bauern ihres Bezirks einzutreiben, darüber, daß die Freunde, die Kaiserlichen und Bayern, oft unbarmherziger ihre Forderungen stellten und betrieben, als die Schweden und Franzosen. Wenn man bedenkt, daß auch die jeweils im Tale im Quartier liegenden und die durchmarschierenden Truppen beider Kriegsparteien die Leute ausplünderten und quälten, so kann man ermessen, wie groß das Elend in diesem endlosen Kriege wurde und wie man sich nach dem Frieden sehnte.

Natürlich versuchten die Oberamtleute, Schultheißen und Vögte immer wieder, durch persönliche und schriftliche Vorstellungen bei den Festungskommandanten eine Herabsetzung der Forderungen oder wenigstens günstigere Zahlungsbedingungen zu erwirken. Die Berichte, die die

Amtleute an ihren Landesherrn über diese Vorgänge und alle andern Vorkommnisse in ihrem Bezirk richteten, enthalten öfters auch die dringende Bitte an ihren Fürsten, er möge doch bei den betreffenden Kommandanten oder bei Kaiser und Kurfürst für sie eintreten. In den meisten Fällen blieb der Erfolg dieser Schritte ganz aus oder war nur sehr gering.

Beim Studium der Haslacher und Wolfacher Amtsberichte aus jener Zeit, die mir das Fürstl. Fürstenbergische Archiv in Donaueschingen zur Verfügung stellte, konnte ich die Entwicklung der Dinge genau verfolgen, auch hatte ich das Glück, dabei ein Antwortschreiben des Obersten Reinhard von Schauenburg auf eine diesbezügliche Beschwerdeschrift des Grafen Friedrich Rudolf von Fürstenberg zu entdecken und durch genaue Schriftvergleichung feststellen zu können, daß es von der Hand *Grimmelshausen's* geschrieben ist. Aus den Amtsberichten wurde mir aber auch klar, daß der Hauptschuldige daran, daß die „assig-nierten Stände“ so schamlos ausgepreßt wurden, nicht so sehr der Oberst Schauenburg, als vielmehr der Kriegskommissar *Jakob Wernikau* war. Schauenburg scheint ihm bei seinem Vorgehen freie Hand gelassen zu haben. Er wies sogar, wenn er sich lästige Bittsteller vom Halse schaffen oder sich von der Verantwortung für unerhört harte Maßnahmen drücken wollte, darauf hin, daß er selbst mit diesen Dingen nichts zu schaffen habe, sondern daß sie zu den Obliegenheiten des Kriegskommissars gehörten. Je größere Summen aber Wernikau erpressen konnte, desto mehr hatte es auch Schauenburg selbst zu genießen. Wie Bechtold richtig bemerkt, betrachteten eben in jener Zeit Soldaten und Offiziere den Krieg als lohnendes Geschäft und als Spekulation. Die Bürgerschaft verarmte, und Schauenburg war am Ende des Krieges ein reicher Mann. Während sich aber dieser dadurch hohe Achtung erwarb, daß er im Jahre 1638 die Eroberung Offenburgs durch Bernhard von Sachsen-Weimar vereitelte und die Stadt bis zum Ende des Krieges in treuer Hut behielt, zog sich Wernikau den Haß und die Verachtung der Kinzigtäler zu, so daß sie ihm den Beinamen „*Blutegel*“ gaben. Als solchen finden wir ihn öfters in den Amtsberichten bezeichnet.

Es ist nun auffallend, daß auch Grimmelshausen im ersten Buch seines berühmten Abenteuer-Romans „*Simplizissimus*“ ein geradezu vernichtendes Urteil über die Tätigkeit der „*Commissarii*“ fällt. In einer Kriegsallegorie vergleicht er das Kriegsvolk mit einem Baum, dessen nährende und stützende Wurzeln die Handwerker, Bauern und Tagelöhner bilden. Diese werden von der Last des Baumes, das heißt dem Kriegsvolk, so schwer gedrückt, daß ihnen „das Geld aus dem Beutel hervorgeht. So es aber nicht hervorwill, striegeln die *Commissarii* die Leute mit

Besen, die man militärische Exekution nennt, daß ihnen die Seufzer aus dem Herzen, die Tränen aus den Augen, das Blut aus den Nägeln und das Mark aus den Beinen herausgeht“¹⁾. Auf den höchsten Ästen sitzen die höheren Offiziere, die den Vorteil genießen, daß sie „ihre Beutel mit demjenigen Speck spicken können, den sie mit einem Messer, das sie Kontribution nennen, aus der Wurzel schneiden“.

Es ist mir nach und nach zur Gewißheit geworden, daß Grimmels-
hausen in diesem Kapitel seines Romans die Zustände schildern und geißeln wollte, die er in seinem langjährigen Offenburger Aufenthalt tagtäglich beobachten konnte. Trefflicher hätte er die Tätigkeit des Kriegskommissars Wernikau nicht kennzeichnen können, als es in der Kriegs-
allegorie geschah. Er war ja Zeuge davon, wie Wernikau die um Barmherzigkeit flehenden Boten der gequälten Untertanen behandelte, wie er den Kommandanten zur Unnachgiebigkeit aufreizte, wie er mit dem Schultheißen von Wolfach und dem Stabhalter von Hausach umsprang. Alles dies blieb fest in seinem Gedächtnis haften und fand seinen Niederschlag in seinen dichterischen Werken. Da Wernikau später Schaffner des Bischöflich Straßburgischen Domkapitels wurde, stand Grimmels-
hausen als Bischöflich Straßburgischer Schultheiß von Renchen jedenfalls noch in dienstlicher Verbindung mit ihm und durfte in seinem Roman nicht allzu deutlich werden. Dies gebot ihm auch die Rücksicht auf Schauenburg, seinen Gönner und Freund.

Die mir als Beweisstücke dienenden Amtsberichte von Haslach sind von Oberamtmann Simon Finckh, Landschaffner Jakob Gebele und Landschreiber Franz Lipp geschrieben, die von Wolfach rühren von einem Vetter Simon Finckhs, nämlich dem Oberamtmann Bratislaus Finckh und dem Landschaffner Andreas Schneher her. Sie beginnen mit dem Jahre 1640. Zwei Jahre vorher hatte Herzog Bernhard von Weimar versucht, Offenburg nachts zu überrumpeln, was durch Schauenburg vereitelt wurde. Er wurde vom Kaiser zum Obersten über ein Regiment ernannt. Die Ämter Haslach und Wolfach kamen erst 1640 in die „Offenburgische Kontribution“. Vorher mußten sie den Unterhalt der im Tale liegenden bayrischen Truppen tragen. Offiziere des Wolff'schen Dragonerregiments lagen in Wolfach im Quartier. Sie waren sehr erbost auf Simon Finckh, weil er ihnen Quartiere in Haslach verweigert und auch die Kontributionen nicht nach Wunsch bezahlt hatte. Sie suchten, ihn zu schnappen und Lösegeld zu erpressen. Er befand sich aber wegen eines schweren Sickleidens in Straßburg in ärztlicher Behandlung. In

¹⁾ Siehe den Aufsatz Bechtolds in „Ortenau“, Heft 24 (1937), S. 33—43 mit Illustrationen.

Oberkirch lagen ebenfalls Wolff'sche Dragoner. Sie „partierten“ täglich (machten Streifzüge) zwischen Kehl und Offenburg, so daß Finckh nicht wagte, zurückzukehren. Die Bayern forderten hohe Kontributionen. Die Untertanen, die noch etwas besitzen, sollen „für die Gestorbenen, Entloffenen und die wüßt (unbebaut) liegenden Güter von andern bezahlen. So gehen alle zugrund“. Ende März gibt der bayrische General Mercy Befehl, zu „erequieren“. Gebele gibt Finckh Nachricht nach Straßburg, daß schon 15 Untertanen wegen der drohenden Exekution entlaufen seien und noch viele ihrem Beispiel folgen wollen. Mitte Mai schreibt Finckh von Haslach aus, er wolle wieder nach Straßburg, traue aber zu Land nicht und wolle deshalb ein — Floß benützen. Auch dem Grafen¹⁾ passe man auf, er möge also vorsichtig sein.

Anfangs Oktober 1640 wird das Amt Haslach der „Churbayrischen Contribution ledig“. Die förmliche Cession (Abtretung) an Offenburg wird am 18. 10. 1640 durch ein Patent des bayrischen Kriegskommissars und ein solches des kaiserlichen Oberkriegskommissars vom 20. 10. 1640 dem Kommandanten von Offenburg und dem „daselbst verordneten“ Kriegskommissar Jakob Wernikow zur weiteren Veranlassung bekannt gemacht. Die Oberamtleute von Haslach sollten sich darnach an einem von Schauenburg und Wernikau zu bestimmenden Tage nach Offenburg verfügen und „miteinander vergleichen, was sie nach ihrem Vermögen zur Unterhaltung bedeuteter Garnison monatlich beitragen und contribuieren“ könnten. In seinem Schreiben vom 25. 10. 1640 an die Amtleute beruft sich Wernikau auf die beiden beigelegten Patente und bestimmt, daß die Haslacher „edlen, hochgelehrten, ehrenvesten, hoch- und vorgeachten Herren“ oder ihre bevollmächtigten Vertreter am 4. November abends in Offenburg eintreffen und am nächsten Tag zu früher Tagzeit in seiner Behausung erscheinen sollten, um seinen Vorschlag anzuhören und das miteinander „gutwillig zu vergleichen“, was sie nach ihrem Vermögen zur Unterhaltung der Garnison Offenburg „zu prästieren und beizutragen“ helfen könnten. Er hofft, daß sie den schuldigen Gehorsam leisten werden, auch getröstet er sich „des wenigsten des Ausbleibens oder irgend einer Entschuldigung“. Das Schreiben ist in einer so hochmütigen und herrischen Art abgefaßt, daß man von vornherein auf nicht viel Verständnis Wernikaus für die Not des Volkes schließen konnte. Und wirklich muß das Ergebnis der Verhandlung recht ungünstig gewesen sein. Aus einem Schreiben Schauenburgs an Simon Finckh vom 16. 11. 1640 ist zu schließen, daß sich sowohl der Amtmann als auch der Graf von Fürstenberg beschwerdeführend an ihn gewandt und um erträglichere Kontributionen gebeten hatten. Schauenburg schiebt die

¹⁾ Er hielt sich meistens auf seinem Gut Feuerthalen bei Schaffhausen auf.

Sache auf Wernikau, fügt aber bei, er glaube, daß sie „verträglich belegt“ seien und sich nicht beschweren könnten. Finckh hatte bei der Cession der Kontributionen an die Garnison in Offenburg gehofft, die Untertanen würden jetzt „leidenlicher traktiert als von den Churbanern“. Er sah sich aber bald gründlich getäuscht.

Hatte es Simon Finckh und die Haslacher bei den Bayern verdorben, so luden die Wolfacher gegen Ende des Jahres die höchste Ungnade Schauenburgs und Wernikaus auf sich. Das kam so: Der schwedische Oberst Schaffalitzky von Muckenthal war 1634 von den Kaiserlichen gefangen worden. Nun war er wieder frei und forderte von den Wolfachern eine ihm 1638 versprochene, aber nicht bezahlte Kontribution von 4000 Gulden. Er führte nun neben dem General Erlach das Kommando diesseits des Rheins. Es war jetzt zu befürchten, daß er einen Streifzug unternehmen und alles mitnehmen werde, was „sich tragen und führen läßt“. Der Kommandant von Freiburg, der schwedische Oberst Kanoffsky von Langendorf, ließ Wolfach durch Boten sagen, man solle innerhalb 14 Tagen dem Obersten seine Forderung wenigstens zur Hälfte zahlen, sonst werde Schaffalitzky nicht mehr länger warten, sondern sie „überziehen und ausplündern“, zumal er von General Erlach zwei Regimente zu Fuß und Fuß erhalten habe, um sich selbst bezahlt zu machen. Angesichts dieser Drohung beschloß der Landschaftsausschuß von Wolfach, 1000 Gulden bar und den Rest in Terminen zu begleichen. Mit einer Barzahlung von 1200 Gulden und dem Rest in Terminen kam eine Einigung zustande. Als Schauenburg davon erfuhr, geriet er in höchsten Zorn, da die Wolfacher mit den „Feinden“ den Akkord abgeschlossen hätten, aber ihm, dem kaiserlichen Kommandanten, die geforderte und zur Unterhaltung der Festung dringend notwendige Kontribution nicht zahlen wollten.

Neben den außerordentlichen Kriegsabgaben, den sogenannten Schatzungen, sollten die Bürger und Bauern auch die gewöhnlichen Steuern entrichten. Von ihrem Ergebnis hing es ab, was dem Landesfürsten selbst abgeliefert werden konnte. Ende November 1640 gab der Oberamtmann Simon Finckh dem Landschaffner Jakob Gebele den Befehl, mit allem Ernst Geld für den Grafen einzutreiben. Wie Gebele selbst dem Grafen meldet, habe er es an Fleiß nicht fehlen lassen. Er sei in der letzten Woche selbst in allen „Stäben“ gewesen. Die Leute hätten ihm gesagt, sie gäben es gern, wenn sie es nur hätten. Der eine klage, er habe keine Kleider und müsse im Winter erfrieren, der andere habe keinen Ofen, der dritte keine Fenster und so fort. Welschensteinach habe nur 4 fl. 1½ kr., Hoffstetten 4 fl. 30½ kr., Mühlenbach 42 fl., Weiler nach Abzug von 11 fl. 12 kr. Frongeld 39 fl., Prechtal 25 fl., Bollen-

bach 16 fl., Haslach und Steinach noch gar nichts gegeben. Etliche, die noch Schweine zum Verkauf hätten, möchten noch 4 bis 5 Wochen Zeit. Wer noch zwei oder drei Stück Hauptvieh (Kühe, Ochsen) habe und noch schuldig sei, wolle nichts davon abgeben, sondern „seinen ferneren Nutzen damit schaffen“. Wolle Gebele zur Zahlung drängen, so antworteten sie, wenn sie die Herrschaft nicht aufkommen lassen wolle, so würden sie davonziehen und an andern Orten ihre Gelegenheit suchen. Er wisse sich nun keinen Rat. —

Am 31. 12. 1640 klagt Finckh, Schauenburg lasse keine Fruchtlieferungen in Offenburg passieren. Wolle man aber in Offenburg selbst etwas verkaufen, so gerate man in große Gefahr von seiten des Feindes, der es allen Orten, die in seiner Contribution seien, streng verboten habe, den Offenburgern etwas zuzuführen oder zu verkaufen. Im April 1641 fordert 1. der kaiserliche Oberkriegskommissar Penel von Perleberg von Offenburg aus an das Amt Wolfach die Bezahlung der vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Contributionen im Betrag von 4000 fl., sonst werde man in den nächsten Tagen „erequieren“; 2. befiehlt der bayrische Kriegskommissar Hohenleuthner, dem auf Hornberg liegenden Edelstädtischen Capitänleutnant 1500 fl. zu zahlen; 3. will Kanoffsky, der Kommandant von Freiburg, 1400 fl. ausständige und 800 fl. neu verfallene Contribution; 4. verlangt der kaiserliche General Gil de Has vom Kinzigtal die Lieferung von 200 Viertel Korn, 300 Viertel Hafer, 50 vierjährige Rinder, 100 Wagen Heu und von Wolfach außerdem noch 84 Hölzer, jedes 60 Schuh lang. „Wo wollen es die Leute herbringen?“ Jeder der vier Genannten will es mit Androhung von Gewalt haben. Die Quote für Haslach beträgt 1600 bis 1800 Gulden. Wenn der Graf nicht bei dem Kaiser, dem Kurfürsten von Bayern, dem Generalwachtmeister Gil de Has Abhilfe schafft, gehen beide Amtsbezirke Haslach und Wolfach zugrund. Abgeordnete beider Ämter seien bei dem General in Willstätt gewesen, hätten aber nichts erreicht. Es habe geheißt, es müsse eben sein. „In was für Kleinmütigkeit und Seufzen die armen Untertanen jetzt sind, wenn sie dieses und dabei betrachten, daß der Feind so gnädig und dagegen der Freund so unbarmherzig verfährt, möchten sie vor Leid verschmelzen. Ich kann den Jammer bei ihnen nicht sehen. Sie möchten gern schaffen und hausen, wenn ihnen nur dabei der bloße Unterhalt gelassen würde und daß sie auch ihre Schuldigkeit an den Grafen abrichten könnten. Der Graf möge ihnen doch so viel wie möglich helfen.“ Kanoffsky schickte eine starke Kompanie zu Pferd von Freiburg nach Wolfach, um das Geld zu erpressen. Welches Verfahren Schauenburg und Wernikau einschlugen, um Wolfach klein zu kriegen, geht aus dem Bittschreiben der Stadt an die Grafen Friedrich Rudolf und Bratislaus

von Fürstenberg vom 28. Mai 1641 hervor. Es zeigt so deutlich die Rücksichtslosigkeit und Bosheit, mit der Wernikau sein Ziel verfolgte, daß es im Wortlaut¹⁾ folgen soll.

Hochgeborene, gnädige Landesgrafen und Herren!

Euer Excellenzien seien unsere unfertänig gehorsam schuldige Dienste bevooran. Gnädige Landesgrafen und Herren!

Daß unbillige und ungereimte procedere (Vorgehen) des Obristen von Schauenburg, Commandant in Offenburg, welches er mit unserm Schultheiß Jakob Lempp, dem Stabhalter zu Hausach, Hans Fentsch, auch andern Euer Erz. Untertanen verübet, hat uns Ursache gegeben, Eure Erz. mit Gegenwärtigem zu molestieren (belästigen), solches aber Eure Excellenzien nachbeschriebenermaßen und in Gnaden zu vernehmen haben. Nachdem erstens der römisch-kaiserlichen Majestät bestellter Generalwachtmeister Gille de Hase vor etlich wenigen Wochen mit einem Corpetto sowohl zu Pferd als zu Fuß bei Offenburg angelangt, hat bemeldeter Obrist (Schauenburg) nicht geseiert, den gefassten und bisher handgreiflich gespürten Reid (so er bereits etliche Jahre lang wider die Herrschaft Wolfach, doch ohne irgend eine gegebene Ursache getragen) auszugießen, denn weil man ihm noch wegen prätendirender (beanspruchter) Kontribution (deren man sich mit ihm auf ein gewiß Leidliches und Billiges niemals hat vergleichen können, aber gleichwohl nach der armen Herrschaft Möglichkeit und so viel wie dem Gegenteil zu kontribuieren, er aber bei hochbeteuerlicher Verschwörung von 9, 8 und respektive 700 Gulden nit abweichen wollen und die Sache bis anher also unerörtert sitzen verblieben) zu tun gewesen, vermeinte er, diese occasion ihm ein erwünschtes Mittel zu sein, sich um sein unbilliges und unproportioniertes Fordern bezahlt zu machen, praktizierte deswegen mit obgedachtem Herrn Generalwachtmeister und dem bei sich habenden Generalkommissariatsverwalter, Herrn Peyel von Perleberg, daß er alsbald ein ernstliches Schreiben an die Beamten dieser Herrschaft, wie E. E. unter lit. C. zu ersehen²⁾ ausgewirkt. Darneben aber den Generalwachtmeister auch also angestiftet, daß er an allerhand Vivres (Lebensmittel) eine unmögliche Summe begehrt, welcher auch zu diesem Ende seinen Oberquartiermeister mit noch etlichen andern Reitern hierher (= nach Wolfach) geschickt und so lang hier verbleiben lassen, bis man sich mit ihm auf ein Namhaftes an Geld, Früchten und Vieh verglichen hat, also daß sich diese Unkosten über 1000 Gulden erstreckt haben und durch Schauenburg causiert (verursacht) worden sind. Nachdem aber der Generalwachtmeister diese Reviere wiederum quittiert (verlassen) gehabt hat, ist alsobald von des Schauenburgs Kommissar Jakob Wernikhaw (welcher mit seinem vergifteten Einblasen nicht der geringste Feind dieser Herrschaft ist) ein Citationschreiben (Vorladung) hierher abgelassen worden, des Inhalts, man solle sich in Angesicht dessen (= nach Kenntniznahme des Schreibens) und ohne Verlierung von Zeit bei ihm einstellen und der ausständigen Contribution halber sich mit ihm vergleichen, widrigenfalls aber und auf Nichterscheinen werde sein Oberst an Mitteln nicht manquieren (Mangel haben), uns zum Gehorsam zu bringen. Darüber hat man sich abermals wie zuvor anerbotten, die Möglichkeit zu prästieren, auch um einen Salvus conductus (= Urkunde für

¹⁾ Der leichteren Lesbarkeit wegen ist die heutige Schreibweise verwendet.

²⁾ Fehlt leider.

sicheres Geleit) für diejenigen gebeten, die zur Tractation (Verhandlung) möchten abgeordnet werden, was zwar anfangs abgeschlagen, hernach aber endlich ausgefolgt und heraufgeschickt worden. Die Urkunde ist neben eigenhändiger Unterschrift und aufgedrucktem adeligem Insigel des Tenors (Inhalts) gewesen, wie Lit. B. zu finden (fehlt ebenfalls). Wie aber der Obrist von Schauenburg sein Cavalierisches Wort gehalten und unsere Abgeordnete mit Passieren und Repassieren (ein- und ausreisen) auch sonst noch während des Arrests traktiert hat, was er auf das ernstliche Zuschreiben der beiden Churbayrischen Kriegskommissare Forstenhäuser und Hohenleutner gegeben hat, das erfahren unsere armen Verarrestierten in Offenburg mit großen Schmerzen und Wehmut, denn sie nit viel besser als das unnünftige Vieh traktiert werden. Es ist auch nit genug daran, daß man sie nur verarrestiert halte, sondern es hat mehr gedachter Obrist zur Aufreibung von mehr Unkosten und zum gänzlichen Verderben dieser Herrschaft (welches, da es seinem Kopf nach ginge oder gegangen wäre, gewiß erfolgen würde) über jeden Imbiß einen Offizier mit 12 oder 14 Musketieren zu ihnen ins Wirtshaus gelegt, daselbst so lang dominieren (wohnen), bis alle satt worden, hernach aber ablösen und wiederum andere erhungerte Knechte (Landsknechte) hineinlegen lassen. Dieses hat so lang gewähret, bis man ihm 550 Gulden baren Geldes geschickt, auf welches hin er die Knecht wiederum delogiert (ausquartiert) und darneben versprochen, die Verarrestierte wieder loszulassen. Es ist aber ein solches Versprechen gegen unsern Schultheiß und den Stabhalter zu Hausach ebenjowenig als sein gegebener Conductus beobachtet und gehalten worden.

Sonst haben Eure Erz. in beigefügter Churbayr. Assignation zu sehen, was und wieviel diese Herrschaft dem Edlinstettischen Regiment für das Winterquartier beitragen muß, woran der halbe Teil zwar bereits entrichtet ist. Wie aber der Rest (neben des Gegenteils erschrecklicher Prätension, so auch bei angedrohtem Feuer und Schwert liegen muß, wie nicht weniger neben dem tyrannischen Prozedere Schauenburgs) wird können bezahlt werden, das weiß der liebe Gott.

Diesem nach gelangt an Eure Erz. in Betrachtung so unleidlicher Pressuren und ungegründeter Prozeduren unser untertäniges Bitten, zu geruhen, die Sache bei oftgemeldetem Schauenburg also und dahin zu disponieren, daß er nicht allein unsere bereits in die 6 Wochen Verarrestierten alsbald los und ledig lassen, sondern auch bei den vier ihm assignierten leidlichen Monatsgeldern verbleiben, freien und sicheren Paß auf Straßburg gestatten, die Ranzion (Lösegeld) der Billigkeit nach moderieren und den Ausstand auf leidliche Termine setzen und annehmen wolle, widrigenfalls und da er (Schauenburg) auf solches hochvermögliches Zuschreiben Eurer Erz. nichts geben und wie zuvor auch beschehen, in Wind schlagen würde, so werden Eure Erzcellentien, ohne Maßgabe jedoch, ein solches an höherem Ort zu klagen wissen.

Wie wir nun nit zweifeln, es werden Eure Erz. Ihre armen Untertanen in gnädigen Schuß und Schirm noch länger zu erhalten geneigt sein, also tun wir uns zu dero beharrlichen Landgräflichen Gnaden in aller Untertänigkeit befehlen.

Wolfach, den 25. Mai 1641.

Eurer Erzcellentien

untertänig gehorsamschuldige

Bürgermeister¹⁾ und Rat daselbst.

¹⁾ Wolfach hatte wie Haslach einen Schultheißen und 2 Bürgermeister.

Der Graf Friedrich Rudolf erfüllte die Bitte der Wolfacher und ließ dem Offenburger Kommandanten ein bezügliches Schreiben durch das Wolfacher Amt zustellen. Leider ist das Antwortschreiben Schauenburgs nicht erhalten. Es muß aber abschlägig gelautet haben, denn das Amt richtete am 13. Juni 1641 ein Schreiben an den Grafen, er möge doch nochmals für die armen Untertanen und die Arrestierten ein bewegliches Schreiben an Schauenburg richten und die Beschwerden der Herrschaft Wolfach an die kaiserliche Majestät, auf die sich Schauenburg in seinem Schreiben auch berufe, gelangen lassen.

Aber es half alles nichts. Als die Wolfacher die viermonatliche Kontribution vom 15. August bis 15. Dezember 1640 bezahlt hatten, verlangte Schauenburg noch einen weiteren Monat mit der Bemerkung, er werde die Arrestanten erst nach Ablieferung des Geldes entlassen. Die Unkosten für den Arrest beliefen sich am 17. Juni 1641 schon auf 400 Gulden. Schauenburg schröpfte auch die Wolfacher Flößer derart, daß sie ihr Gewerbe nicht mehr betreiben konnten. „Er behandelt die Wolfacher so, wie wenn sie seine Sklaven wären.“ Der Kommissar *W e r n i k a u s p o t t e n o c h d a z u*: Der Graf möge den Obersten nur beim Kaiser verklagen; der Bruder des Grafen habe es vor zwei Jahren auch getan. Was habe er damit ausgerichtet? Er habe sich nur selbst verklagt.

Zwei Tage nach Abfassung dieses Berichtes geriet Wolfach in eine überaus gefährliche Lage. Der Generalmajor Erlach war mit 2000 weimarisch-französischen Soldaten zu Fuß und Roß in das Kinzigtal marschiert und am Morgen des 19. Juni 1641 auf einen unfern von Wolfach gelegenen hohen Berg, der *Happach*¹⁾ genannt, gerückt, allwo man Wolfach und das ganze „Revier“ übersehen kann. Er hielt bis 3 Uhr dort und hatte auf Wolfach „einen sehr gefährlichen Anschlag“ vor. „Wenn es der Allmächtige nicht sonderlich verhütet, hätte der Feind den armen Untertanen zweifelsohne höchsten Schaden in das Werk gerichtet“. Der in Wolfach liegende Edelstädtische Obristwachtmeister *Bartholomäus Andreas Landtreutter* von Erb hätte sich entschlossen, mit seinen zwei Kompanien zu Fuß dem „Gegenteil“ zu resistieren (Widerstand zu leisten) und den Ort auf das Äußerste zu defendieren (verteidigen) (außer der Vorstadt, die er quittiert hatte), auch Herrn Obristen von *Neunck* um *Sukkurs* (Hilfe) nach *Sulz* geschrieben, ferner auf den Berg, wo Erlach gelegen sei, etliche Musketiere in einem Busch verborgen gehalten, die auf die Reiter tapfer Feuer gegeben hätten. Daraufhin habe Erlach den Berg um 3 Uhr verlassen, habe sich durch die *Frohnau*, ein

¹⁾ Heute heißt ein kleines Tälchen so. Entweder ist der *Wolfsberg* oder der *Hohe Lochen* gemeint.

enges Tälchen, das Tal (Kinzigtal) hinab gewendet, sei neben Hauslach vorbei marschiert, habe die vergangene Nacht in und neben Haslach logiert. Näheres sei nicht bekannt. Es sei den Untertanen kein besonderer Schaden geschehen, drei Bauern aber sei etlich Vieh gemetzet, auch die Höfe, wo etwa die Völker gelegen, ganz ausgespoliert und verderbt worden. Die Bürgerschaft habe trotz des Beschlusses des Obristwachtmeisters rund erklärt, sich nicht zu wehren, besonders, weil die Vorstadt, die sonst gewiß verbrannt worden wäre, geräumt worden sei. Wenn es gefehlet wäre, hätte es gewiß ein Oberkirchisch Wesen gegeben¹⁾. Die in Offenburg verarrestierten Schultheißen hätten gehofft, loszuwerden.

Gegen Ende des Jahres 1642 wurden die Bedrückungen immer stärker. Zur Abwechslung forderte Hauptmann Hördt unter Androhung von Gewalt ausständige Kontributionsgelder. Schauenburg ließ keine „Last“ Wein aus Offenburg heraus, wenn man nicht ebensoviel Getreide hineinführte. Die Steuern gingen sehr schlecht ein. Manche Bauern gingen fätlich gegen die Einzieher vor. Da sie die Lasten nicht mehr tragen konnten, verließen mehrere das Land. Gebele ließ einmal einige Stück Vieh holen, um sie zu verkaufen und mit dem Erlös die Herrschaft bezahlt zu machen. Da erhob sich ein solches Weinen und Jamern, daß die, die es kaufen wollten, davongingen und nicht einen Baten darauf boten. Sie hätten es nicht genommen, wenn man es ihnen halber geschenkt hätte. Er behielt das Vieh einige Tage, überließ es aber dann den Eigentümern wieder.

Das Jahr 1643 war das schlimmste Kriegsjahr. Die Feinde fielen am 26. Februar in Haslach ein und hausten dort dermaßen, daß alle Bewohner in der Nacht nach allen Himmelsrichtungen flohen und volle 14 Wochen in der Fremde blieben. Die Akten des Amtes, der Stadt und Pfarrei wurden „verderbt“. Auch im August und November flüchteten die Einwohner vor den Feinden und hielten sich in der Fremde auf. (In einer besonderen Arbeit werde ich dieses furchtbare Jahr schildern.)

Als im August des nächsten Jahres die Franzosen Lahr, Waldkirch und Elzach in Streifzügen gänzlich ausplünderten, geriet man in Haslach in große Angst. Wieder suchten alle Einwohner Zuflucht in den Bergen und Wäldern. Der Landschreiber Franz Lipp floh auf die Nillhöfe, der Schaffner Gebele nach Wolfach, um sich in der Nähe zu halten, bis sie sich wieder in die Stadt trauen konnten. Simon Finckh, der wieder in Straßburg war, schrieb, wenn der Graf in den „Sauerbrunnen“ (Rippoldsau) wolle, so werde er ihm „gar zu sauer“ werden. Auch in Wol-

¹⁾ Oberkirch war am 19. Februar 1641 von den Franzosen nach kurzer Beschießung erobert, ausgeplündert und verbrannt worden.

fach war man ängstlich, trotzdem der bayrische General Mercy, der Freiburg besetzt hatte, ihnen eine *Salva guardia* (Schutzwacht) gestellt hatte. „Niemand traute; es sind keine Fuhren zu bekommen, nichts ist an andere Orte zu bringen. Der Allmächtige stehe uns bei!“

Am 26. September erfolgte das schon erwähnte, von der Hand Grimmlshausens herrührende Schreiben des Obersten Hans Reinhard von Schauenburg an den Grafen Friedrich Rudolf von Fürstenberg. Seinen Wortlaut möchte ich in der ursprünglichen Schreibart mittheilen.

Hochwohlgeborener Graff Genediger Herr,

Auß E: Excell.: schreiben vom 21. huius (des Monats), so mir gestrigs tages zue Handen kommen, hab Ich mit mehrern Vernommen, waß dieselbe wegen dero Underthonen in dem Kinkinger thal an Mich sehr empfindlich überschriben, und gn. darvor halten wollen, ob (als) weren erstermelte dero underthonen nicht schuldig, zu fernerer Conservation hiesiger Nothleidenden Guarnison weiter zue concurriren (beizutragen); unnd daß nun erstlichen einiche assignation bey dem Kay: Hoff gesuecht unnd abgeschlagen worden seye, weiß Ich Mich dessen gar nicht zu erinnern. Seintemahlen Ich, die contribution Betreffent, keiner newen (neuen) assignation von nöthen, sonder Mich billich der Ersten so lang Bediene, biß dß (daß) solche durch Ein Jüngere aufgehebt würdt: Wan derohalben E: Excell. einiches Kay: inhibition rescript (Einstellungsschreiben) deßwegen zuekommen, unnd Sie Mir solches intimiren lassen, werde Ich Mich darnach zue Verhalten wissen; Waß nun von der Röm: Kay: May: mir negsthin allergdß überschriben worden, haben E: Excell.: auß beygeschlossener Copia (fehlt leider) zu ersehen. Wie dan auch E: Excell.: gleichfahls ein Kay: rescript sub dato Wien den 5. July dißes 1644er Jahres den Magazin Zehenden betreffent einkommen sein würdt; Meines theils möchte Ich herzlich wünschen, daß hiesige Guarnison auß dem Lufft¹⁾ Leben kündte, wolte Ich alßdan Meniglichen mehr dan gern Verschonen. Weilen Es aber ohnmüglich, ist Ja nicht ohnbillich, daß Ich die conservation bey den angewissenen Ständen so guet müglich suechen, So Ich auch bey allerhöchst gedacht der Röm: Kay: May: in alle weg allerunderthgß (alleruntertänigst) zue verantworten wissen werde. Unnd daß Bißweilen wider willen Executionis Mittel gegen E: Excell.: Underthonen gebraucht werden müessen, Solches thuen dero Herren Beambte, welche (wie Leidenlich auch die Underthonen belegt werden) Jedoch continuirlich tergiversieren (verzögern, sich weigern) selbstnen Verursachen: E: Excell.: dabey versicherent, wan deroselben zue underth: Ehren unnd respect ein mehrere consideration hätte, gewißlich mit so wenig die Guarnison würde contentiren lassen.

Welches E: Excell.: Ich zue underth: widerantwort ohnverhalten, zuemahlen dieselbe in den Schuß deß Allerhöchsten, Ihro aber mich zue Beharrlichen gnaden underth. empfehlen wolle.

Offenburg den 26. 7bris 1644.

E. Excell.

Diener und Knecht

Hanß Reinhardt von Schauenburg.

¹⁾ Luft wird noch heute im Alemann. in der Bedeutung „Luftzug, Wind“ männlich gebraucht.

Fürstlicher Excellenz Herr Oberst Schauenburgs Brief,

Einl. d. Excell. Schauenburg, dem 21. Julius, so mich gestern nacht
 zu Hauau kam, hab ich mit unserm Vorwissen, was
 dinstags von dem Hofe in dem Reichthum an mich
 sehr freundlich übergeben, und gleichdarüber nachher,
 ob wir nicht vielleicht dem Hofe mit gleichem
 Conseruation seiner Wohlthaten Guarnison in der Conseruation
 und des uns selbst nicht assignation bei dem Kaiser
 gescheit, und abgeklagt worden sey, was ich mich desto
 gar nicht zu entschuldigen, und zu sagen, die Conseruation
 unterstand, keine neuen assignation von mir, sondern mich
 selbst dem Hofe, so lang Carlus, bis ich diese Briefe für
 einige aufgestellt wird; (Denn der selbe Excell. d.
 nicht Kaiser inhibition rescript abzuwas zu lassen,
 und die mich selbst intimen lassen, was ich mich desto
 zu entschuldigen will; Was mich dem Hofe, dem Kaiser,
 mich entschuldigen allenthalben übergeben, so wie d. Excell. auch
 beigefügt, was Copie zu schicken, Also dem Hofe, d. d. gleichfalls
 mich Kaiser rescript bei dem Hofe, d. d. 2. Juli, so ich über
 dem Kaiser Hofe, so wie dem Hofe, so wie dem Hofe,
 Mich selbst nicht ich selbst entschuldigen, was diese Guarnison
 aus dem Hofe, so wie dem Hofe, so wie dem Hofe,
 mich dem Hofe, so wie dem Hofe, so wie dem Hofe,
 Ich nicht abschließend, was ich die Conseruation bei dem Hofe,
 Mich nicht zu entschuldigen, so wie dem Hofe, so wie dem Hofe,
 Mich nicht zu entschuldigen, so wie dem Hofe, so wie dem Hofe

Die erste Seite des Antwortschreibens des Obersten R. v. Schauenburg,
geschrieben von Grimmelshausen.

Dieser Brief hatte noch ein amüsanter Vor- und Nachspiel. Der Landschaffner Gebele in Haslach schrieb nämlich am 30. d. M. an den Grafen, Schauenburg habe ihm ein vom Kaiser unterzeichnetes Schriftstück gezeigt, das neben anderm noch einige Zeilen enthalten habe, die ungefähr so gelaute hätten: „Aus deinem Schreiben haben wir ersehen, daß Du den Unterhalt nicht haben kannst, also sehe bei den nächstliegenden Orten solches zuwege zu bringen, und da sie sich nit dahin bequemen wollen, so suche sie mit darzu nötigen Mitteln“.

Da sich dieser angebliche Inhalt des kaiserlichen Schreibens mit dem der Kopie nicht deckte, die Schauenburg seinem Briefe beigelegt hatte, so

Armen Mitleiden, aber da hört man keine andere Stimme als *e r e - q u i e r e n*. Wenn wir mit Freiburg nit ledig werden, wird es einen herben Winter geben.“ In dieser Not wandte sich das Amt Haslach dieses Mal an Schauenburg um Hilfe, da diesem wegen der Offenburger Kontribution daran gelegen sein müsse, daß das Kinzigtal von Freiburg aus nicht so stark belastet werde. Aber Schauenburg scheint nicht darauf eingegangen zu sein. Zu Beginn des nächsten Jahres stellte er an Wolfach so hohe Anforderungen (120 Römermonate in $\frac{1}{2}$ Jahr), daß der Amtmann schrieb, man könne nicht zahlen, und wenn man ihnen die Haut abziehe. Früher, als Deutschland noch „in flore“ gewesen, habe man ihnen zu einer solchen Summe zwei Jahre Termin gegeben. Zu den Wolfachern habe man in Offenburg „einen bösen Magen, nicht s als Drohen, Arrestieren und bei dem Kopfe nehmen“.

Der Krieg artete immer mehr in eine allgemeine Räuberei aus. Streifpartien zogen durch die Täler und trieben den Bauern das Vieh weg. So holten schauenburgische Reiter im Mai 1645 in Hauserbach 20 Stück Vieh, das sie zum Teil wegtrieben, zum Teil aber auch den Bauern für 8 Gulden das Stück wieder verkauften!

Als Erlach an Ostern Oberkirch, Willstätt und Gengenbach besetzte und so Offenburg blockierte, mußten die Haslacher und Wolfacher viele Schänzer nach Gengenbach schicken, ebenso Heuträger, den Offizieren etwas Unterhalt liefern und dem Leutnant für einen Monat 180 Gulden zahlen. Am 11. Mai räumten die Feinde wieder Gengenbach. Nun begann Schauenburg wieder mit seinen Drohungen und Forderungen. 40 Wagen Heu sollten aus beiden Ämtern nach Offenburg geführt werden. Simon Finckh bat Schauenburg um schriftlichen Paß und Repaß für Personen, Vieh und Wagen. *W e r n i k a u* hieß die Boten mit *h a r t e n , h ö h n i s c h e n* Worten fortgehen; er gebe weder Paß noch Repaß, Finckh solle sehen, daß das Heu hinunter geschafft werde, oder er wolle es ihm weisen. Er werde von jetzt ab anders mit ihnen verfahren; die Offenburger Garnison sei jetzt nicht mehr kaiserlich, sondern bayrisch. Sie achteten deshalb nichts, was der Graf von Fürstenberg bei dem Kaiser „ausbringe“ (erreiche). Da durch den Kaiser ein Nachlaß an der Kontribution erreicht worden war, fürchtete Finckh, daß *W e r n i k a u* die Begleiter der Heufuhre und das Zugvieh mit Arrest belegen oder das Vieh behalten werde als Ausgleich des Nachlasses. Dem Kommissar hatte man immer auf jedes Hundert Gulden, die der Kommandant erhielt, noch vier Gulden für seine Besoldung geben müssen. Durch den Nachlaß blieben ihm 115 Gulden zurück, was ihn anscheinend sehr verdroß und gegen die Kinzigtäler aufbrachte. „Wenn es nach dem Obristen Schauenburg und dem Kommissar ginge, würde den Untertanen

die Haut abgezogen werden. Anstatt daß viele Untertanen aus Bayern und der Schweiz wieder heimkommen, werden uns andere, die noch da sind, davonlaufen.“

Wernikau begnügte sich nicht mit den Geldkontributionen, sondern verlangte auch Lieferung von Frucht als sogenannten Magazinzehnten und den Weinzehnten. Mit Recht fragt der Wolfacher Amtmann: „Was hat Schauenburg den Weinzehnten nötig, da er mitten im Weinland sitzt?“ Sobald die Franzosen von dem Magazinzehnten erfuhren, forderten sie ihn ebenfalls. Beide Ämter sollten an Erlach, der Kommandant in Breisach geworden war, 100 Viertel Korn, 30 Viertel Weizen und 20 Viertel Gerste liefern. So waren Haslach und Wolfach dauernd zwischen zwei Feuern. Schauenburg ließ kein Wolfacher Floß passieren, bis seine Forderungen erfüllt seien. Als der Kurfürst von Bayern Schauenburg den Befehl gab, den Magazinzehnten von den anliegenden Ständen einzuziehen und im Falle der Hinauszögerung Gewalt anzuwenden, wurden die „Pressuren“ immer schlimmer. Es scheint, daß damals Schauenburg den Hauptmann Hörde auf das Schloß Geroldseck abordnete. Von dort aus ließ dieser unter Zuthun des Hornberger Kommandanten Untertanen des Amtes Wolfach acht Ochsen unter dem Vorwande wegnehmen, Wolfacher Bürger hätten für den Feind über den Rhein Pferde verkauft. Wollte man die Beute wieder haben, so müsse man 100 Reichstaler nach Hornberg schicken, wo sich die Ochsen befänden. Es ist nun auffallend, daß die im Reichsarchiv München befindliche Skizze der Geroldseck¹⁾ von der Hand Grimmelshausens aus eben diesem Jahre 1645 stammt. Sollte vielleicht damals der Dichter mit Hörde auf der Burg geweilt und die Skizze gefertigt haben? Sie beruht sicher auf persönlicher Anschauung, wie ja auch die bekannte Schilderung Grimmelshausens von der Lage des „hohen Schlosses zwischen seinen benachbarten Bergen“, die ihm das Ansehen gebe wie „der König in einem aufgesetzten Kegelspiel“, nur von einem genauen Kenner der Burg stammen kann.

Da Wolfach mit seinen Lieferungen rückständig blieb, erhielt es anfangs Dezember 1645 wieder eine Exekution, die ziemlich Kosten verursachte. Als der Schultheiß persönlich in Offenburg vorsprach, erreichte er es, statt 2840 Gulden nur 2000 Gulden zahlen zu müssen, 1200 Gulden bar, 800 Gulden bis Weihnachten. Haslach war nicht davon verständigt worden. Ein Rittmeister von Offenburg kam deshalb drei Tage später mit seiner Kompagnie nach Haslach, um zu fragen, ob man die schuldigen 666 Gulden 40 Kreuzer zahlen wolle. Da eine achttägige Exe-

¹⁾ Siehe Burgenbuch der „Ortenau“, S. 343.

kution ebensoviel gekostet hätte, willigte man ein, 400 Gulden bar und den Rest bis Weihnachten zu zahlen. Schritte des Grafen bei dem Kurfürsten von Bayern um Nachlaß der Restsummen blieben erfolglos, auch der Schaffner Gebele von Haslach, der im April in Offenburg um Milderung der Lasten bat, richtete nichts aus. Jetzt gerieten aber Wolfach und Haslach selbst hintereinander, da sie wegen der Verteilung der Lasten auf die beiden Ämter nicht einig werden konnten. Endlich kam bei einer Zusammenkunft in Einbach ein Vertrag zustande (Einbacher Vertrag). Im allgemeinen verlief das Jahr ruhiger, bis am 25. November Wernikau wieder 1 Kornet und 20 Reiter nach Haslach und Wolfach schickte, weil man mit der Zahlung von 233 Gulden vierzehn Tage im Rückstand war. Als einige Tage später von Billingen die Nachricht kam, die alliierten Armeen seien in vollem Marsch gegen das Kinzigtal, da machte sich Simon Finckh auf und floh mit seinem Weib und allen Amtsschriften nach Straßburg. Auch das Jahr 1647 war sehr hart. Im April, Mai und Juni lagen Franzosen 75 Tage lang im Quartier in Haslach. Die Kontributionen wurden ohne Gnade eingetrieben. In einem Jahre mußten die Untertanen des Amtes Haslach 12 908 Gulden zahlen und 4 969 Sester Hafer nebst 322 Wagen Heu zu je 8 Zentner liefern!

Das Jahr 1648 begann für Wolfach gleich unglücklich. Wernikau schickte am Neujahrstag einen Fourier mit neun Pressern. Sie erhielten täglich „vollen Hals“, außerdem bekam der Fourier täglich 1 Gulden und jeder Musketier 30 Kreuzer. Ferner mußte für die drei verflossenen Monate der Haber zusammengebracht und nach Offenburg geliefert werden. Ebenso seien die zwei übrigen Wintermonate zusammenzubringen und bereit zu halten. Die Kontribution solle in Zukunft schon nach einem halben Monat, statt nach dem verflossenen Monat gezahlt werden. Anfangs August meldet Schauenburg, daß er sich keiner Sachen mehr annehme, da die Befehle alle von W e r n i k a u kämen. Ein Klagen gegen ihn selbst werde er schwer empfinden.

Als endlich am 24. Oktober 1648 der Friede zu Münster und Osnabrück geschlossen wurde, da atmete das gequälte Volk auf. Aber noch stand ihm Schweres bevor. Rückständige Kontributionen wurden mit einer unerhörten Rücksichtslosigkeit eingetrieben. Sowohl die Frucht- als die Weinernte waren vollkommen mißraten. In Wolfach lag im November und Dezember der Ohmische Regimentsstab und die Leibkompanie, denen täglich 78 Rationen gereicht werden mußten, was für 61 Tage eine Auslage von 4 498 Gulden ausmachte! Am 8. Januar 1649 klagt der Oberamtmann Bratislaus Finckh, in diesem dreißigjährigen Kriegswesen habe er außer den feindlichen Einfällen dergleichen Drangsale nicht erlebt. Am 13. Januar 1649 schreibt er: „Es ist ja von Gott zu

erbarmen, daß dieser Blute gel (Kommissar Wernikau) bei obhabender unserer schweren und ihm wohlbekannter Winterverpflegung noch den Reiterhaber und die schwere monatliche Contribution haben will“. Er könne dies mit keiner kaiserlichen Ordre bescheinigen, und es sei aller Billigkeit und dem Friedensschluß zuwider. Am 17. Januar 1649 wandte sich der Graf an den Fürsten Lobkowitz. Seine Untertanen seien schon zwei Monate mit Franzosen belegt. General Douglas sei mit vierzehn schwedischen Regimentern zur Eintreibung der Satisfaktions- und Assignationsgelder im Kreis angelangt. Offenburg verlange ohne Recht Kontributionen. Er bitte um einen kaiserlichen Befehl gegen Schauenburg. „Die Untertanen müssen ihr Armütlein verlassen und in Bettelstab ziehen. Ich kann mit Wahrheit bekennen, daß sie seit geschlossenem Friedensschluß viel mehr und vierfach soviel als während des Krieges auszustehen haben.“

Noch einmal wird in den Amtsberichten der Name Wernikau genannt. Der Oberamtmann B. Finckh klagt am 30. Januar 1649 über ihn und nennt ihn nochmals „Blute gel“.

Nach Abschluß dieser Arbeit fand ich in einem Aufsatz Bechtolds im ersten Hest unserer Zeitschrift eine Erzählung Grimmelshausens, die meiner Annahme einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit verleiht und zugleich wieder ein grelles Licht darauf wirft, wie Schauenburg und Wernikau mit den „Kontribuenten“ umgingen. In dem Buche „Teutscher Michel“ erzählt der Dichter folgendes: Ein Bauernsohn habe sein Studium wegen des frühzeitigen Todes des Vaters aufstecken müssen, um das väterliche Anwesen zu bewirtschaften. Er sei Stabhalter seiner Heimat geworden und als solcher in „verstrichenem langwürigem teutschen Krieg zu dem Gubernator und Kriegs Commissario einer nahe gelegenen Garnison geschickt worden, um der Monatlichen Contribution halber auf ein leidenlichs zu tractiren. Er sei anfänglich, wie es zu geschehen pflegt, rauh angefahren und ihm mehr gefordert worden, als er zu geben getraut habe. Als der Obriste und Commissarius allerlei Anschläge in Latein gemacht, durch was für Vörthel (Vorteile), Bedrohungen, Executionen und andere militärische Mittel die neu assignirten Kontribuenten zum Bohren zu bringen seien, habe er sich einfältig gestellt, habe aber alles verstanden und es fertig gebracht, daß die Kontribution auf ein Leidenliches herabgesetzt wurde. Als er das erste Monatsgeld dem Commissar gebracht und der Obrist indessen erfahren habe, was für einen gelehrten Bauern er vor sich gehabt habe, habe er ihn zu sich kommen und an seine Tafel setzen lassen. Er habe ihm soviel Ehre angetan, wie sonst einem Gelehrten und

habe ihm gestanden, daß ihn keiner so meisterhaft betrogen wie er. Bechtold spricht die Meinung aus, der „Gubernator“ sei Reinhard von Schauenburg und der Kriegskommissar sei Jakob Wernikau gewesen. Er vermutet weiter, der gelehrte Bauer sei der Stabhalter Bernhard Schlosser von Renchen gewesen. Dessen Frau ist 1669 als Patin eines Kindes von Grimmelshausen im Taufbuch von Renchen aufgeführt. Im dortigen Totenbuch ist auch sein am 18. Januar 1675 erfolgter Tod verzeichnet. Bechtold glaubt, das Vorkommnis mit dem Vogt in das Jahr 1645 legen zu können. Gerade in diesem Jahre ließ es Wernikau, wie wir gesehen haben, an Drohungen, Exekutionen und andern militärischen Mitteln auch gegenüber dem Kinzigtal nicht fehlen. Damit dürfte auch der letzte Zweifel daran beseitigt sein, daß der Dichter des „Simplizissimus“ bei seiner Brandmarkung der Kriegskommissare das Bild des „Blutegels“ Wernikau vor Augen hatte und dessen unheilvolle Tätigkeit als unmittelbarer Augen- und Ohrenzeuge kennzeichnen konnte. Wie muß es ihn geschmerzt haben, tatenlos zusehen zu müssen, wie man das arme Volk belog und betrog! Im Grunde genommen war es aber die unselige innere Zerrissenheit, die solche entsetzlichen Zustände schuf und dadurch Deutschland in den Abgrund zog.

Otto Göller.

Ein Jahr der Not.

Die Bewohner des Kinzigtales mußten im Dreißigjährigen Krieg unendlich viel Schweres erdulden. Abwechselnd kamen die Landsknechtsscharen von Osten, von Westen und durch die Seitentäler auch von Süden. Was die Bauern nach harter Arbeit ernten wollten, wurde häufig eine Beute der Söldnerscharen. Schließlich kam es soweit, daß bei der Kunde von nahenden „Kriegsvölkern“ sämtliche Einwohner der Städtchen und Dörfer in die Wälder oder in abgelegene Orte flohen. Wie es bei einer solchen *F l u c h t* zuging, konnte der Verfasser aus zwei Briefen ersehen, die er in den Akten des Fürstlich-Fürstenbergischen Archivs in Donaueschingen gefunden hat. Sie sind unter dem furchtbaren Eindruck des Selbsterlebten so anschaulich geschrieben, daß der Leser ein deutliches Bild der damaligen schlimmen Zustände erhält. Der Schreiber ist der 1601 geborene fürstenbergische Landschaffner *J a k o b G e b e l e* in *H a s l a c h*. Er hatte die wirtschaftliche Verwaltung des Amtsbezirkes, der aus dem Städtchen Haslach und den fünf benachbarten Ortschaften bestand, zu besorgen und auch die vielen Kriegsabgaben einzutreiben, ein wegen der allgemeinen Verarmung überaus trauriges Geschäft. Mit dem Oberamtmann *Simon Finckh* stand er dadurch in doppeltem verwandtschaftlichem Verhältnis, daß dieser Gebeles Schwester in zweiter Ehe heiratete und Gebele selbst eine Tochter Fincks zur Frau nahm, weshalb er ihn in den Briefen „Vater“ nennt. Finckh, ein vertrauter Ratgeber seines Herrn, des Grafen *Friedrich Rudolf von Fürstenberg*, war schwer leidend und hielt sich mit Genehmigung des Grafen wegen des Arztes öfters längere Zeit in *Strasbourg* auf. Er konnte dort auch, ungehindert vom Feinde, seinem Herrn in politischen Angelegenheiten nützlich sein. Im Jahre 1638 war er von Kaiser *Ferdinand III.* mit dem Prädikat „von *Wallstein*“ in den Adelsstand erhoben worden. Ein dritter im Briefe genannter Beamter war der Landschreiber *Franz Lipp*, der ebenfalls mit *Finckh* verschwägert war.

Geschrieben hat *Gebele* die Briefe in *Schonach* bei *Triberg*, das damals *Schonau* hieß. Empfänger der Briefe war der Obervogt *Christian Sandhaas* in *Neustadt*, der eine Tochter *Finckhs* zur Frau hatte, also auch *Gebeles* Schwager war. Nach diesen, das Verständnis erleichternden Erläuterungen, möge der Wortlauf der Briefe in heutiger Schreibweise folgen.

Erster Brief.

Insonders freundlich geliebter Herr Schwager!

Bei dieser Gelegenheit habe nit unterlassen wollen, Ihm unseren zu Haslach hochbetrübten Zustand zu erkennen zu geben. Vor acht Tagen, ist Donnerstag ¹⁾ gewesen, sind die Weimarischen ²⁾ unversehens ins Tal kommen, zu Haslach spornstreichs, mit bloßen Degen, aufgezogenen Hahnen ins Städtel gesprengt, die Leute mit Hauen, Stechen, Prügeln, Aren, Hämmern dergestalt und also traktiret, daß eben ein Jammer und Elend zu hören und zu sehen gewesen, alles ausgeplündert, aufgeschlagen und verderbt. Mich betreffend, als ich deren Ankunft vernommen, daß sie oben bei der Mühle ³⁾ herabreiten, habe begehrt, zum Tor zu gehen, welche mir gleich innerhalb des Tors begegnet, haben mich gleich wie die Wüteriche genommen, ins Haus geführt, alles unter und über sich geworfen, das Geld begehrt, welches hin müssen. Darauf führen sie mich aus der Schaffnei in eines Bürger's Haus, traktieren mich, bis ich 100 Taler für mein Leben versprochen; weil ich nun solche nit zu Haslach haben können, haben sie mich an ein Pferd gebunden, nach Hausach, welches jetzt ganz verbrannt, geschleppt, daselbst die Hände auf den Rücken hart und sehr schmerzhaft gebunden und hoch über sich, als wenn sie mich wippen ⁴⁾ wollten, welches 7 in 8 Stunden gewährt, unterdessen mit Degen also erschlagen, daß mein Kopf aller (ganz) erschupft und der Rücken ganz blo worden, welches neben anderen in wenig Zeit her ausgestandenen dergleichen Stößen mir viel Arbeit macht. Nun habe ich keinen Menschen zu Hausach haben können, der mir helfen können; denn selbige Leute, was gekonnt, auch entlossen, die aber, so ertappt, sind erbärmlich und barbarisch traktiert worden. Als ich nun in solcher Not kein ander Mittel als den Tod gesehen, hat unser Herrgott fünf Canoffkische ⁵⁾ Reiter, welche allda Salvaguardi (Schußwache) liegen sollen, geschickt, die haben mir geholfen, Geld gelehnet, daß ich mit 20 Reichstaler ledig worden und in der selben Nacht um 12 Uhr wieder nach Haslach kommen, um ½ zwei Uhr sind Weib, Kind und alles aus dem Städtel, eines da, das ander dorthin gezogen, dabei ich mit meinen Kindern ⁶⁾ auf Elzach und dann aus fernerer daselbst gesehener Gefahr auch wieder um Mitternacht mit selbigen Bürgern, die auch ihr Städtel verlassen, allhero kommen. Was für ein armseliger und elender Zug, zu Mitternacht in finsternen Wäldern und großer Kälte in so hoch überstiegenen Bergen zu sehen und zu hören, indem manche Mutter oder Vater mit den Kindern gefallen, daß beide Teile von einander kommen und nit wissen können, wo das Kind hingewählt, bis man's hören schreien, und es laufen noch die Stunde Eltern und Kinder, die einander suchen, herum. Die Herren Capuziner behelfen sich mit ledigem Kraut und nichts dazu. Landschreiber Lipp ist auf's Hemd, Stabhalter ⁷⁾ und andere ganz nackt ausgezogen worden. Alles der gnädigen Herrschaft und Bürger Vieh, Wein und Frucht ist hin. Die Schaffneischriften sind verworfen und verstreut, daß ich in der wenigen Zeit, so zu weichen übrig gehabt, nit sehen können, was zusammenzubringen, hab's meinem Jungen (Schreibgehilfen?) befohlen, der ist aber auch gefangen und weggenommen worden.

¹⁾ 26. Februar 1643.

²⁾ Es waren Truppen des französischen Generals Guébriant, die von den Generalen Werth und Mercy aus Württemberg vertrieben worden waren.

³⁾ Die ehemalige Stadtmühle, 1558 von den Grafen von Fürstenberg erkaufte, lag etwa 500 m von dem 1831 abgerissenen oberen Tor entfernt.

⁴⁾ Eine Art der Folter.

⁵⁾ Kanoffsky war Kommandant von Freiburg.

⁶⁾ Gebele war damals Witwer; seine 1638 gestorbene Frau, die Tochter Finckh's, hatte ihm 4 Kinder hinterlassen, von denen der älteste Sohn 1643 erst 10 Jahre alt war.

⁷⁾ Hans Engeller.

Weil jetzt wieder 6 Regimente zu Haslach liegen, frage ich Sorge, es werde wenig davon zu finden sein, welches gnädiger Herrschaft großen Schaden verursacht. Der liebe Gott wolle es vor Feuer bewahren. Ich kann, weiß und mag den Jammer nit allen erzählen, bräuchte ein ganz Libell (Büchlein). Wenn Herr Vater Oberamtman bei Haus gewesen, versichert (sicherlich) lebte er nicht mehr, hat schon etliche Sachen vorgefickt und auch kommen wollen. Gengenbach hält sich noch ¹⁾, zu Zell am Harmersbach ist's Hauptquartier. Es bleibt in Summa nichts über. Ich vermeine, es werde Herr Oberamtman in Wolfach (ein Vetter des Haslacher Oberamtmanns) allen Verlauf Ihrer Erzellenz (dem Grafen) überschrieben haben. Wenn ich die Kinder versorgt hätte oder könnte, wollte ich, wenn die Schaffnei mich nicht hielte und ich besser gekleidet wäre, weil ich um meine Kleider kommen, selbst zu ihrer Erzellenz²⁾.

Weil jetzt die Zeit, daß einer sich der sieben Werke der Barmherzigkeit theilhaftig machen kann und solches Werk an mir und meinen Kindern der Zeit nit verloren sein wird, so bitte (ich) den Herrn Schwager dienst-, freund- und schwägerlich, weil ich, sobald es sein kann, nach Haslach zu begeben vorhabens, alldorten aber nichts mehr finden, sondern alles, was ich zu äußerster Notwendigkeit bedürftig, kaufen muß, der Herr Schwager wolle mir die Freundschaft erzeigen und auf 10 oder 12 Maß Anken (ausgelassene Butter) zusammen in ein Geschirr ordnen lassen und bei sich behalten, bis ich darum entbieten täte; will's, sobald ich kann, mit Dank bezahlen.

Zu Steinach, Schnellingen, Weiler hat's große Brünste gehabt. Wenn's ist, wie man hört, so ist der Herrschaft Trotte und des Matern³⁾ Häuser auch verbronnen. Vom Pfarrhof daselbst (in Steinach) habe noch nichts gehört. Es ist beinahe alles Vieh in der ganzen Herrschaft verloren, außer was die Mühlenbacher hier oben auf dem Wald⁴⁾ haben, welches sie aus Mangel des Futters auch nit mehr erhalten können. Ich mag eben von diesem Jammer weiter nichts mehr schreiben, befehle Herrn Schwager und liebe Zugehörige neben freundlichem Gruß in Gottes Schutz.

Schonau, Freitag, den 6. März Anno 1643.

Herrn Schwagers

Dienstwilliger

J. Gebele.

P: S: (Postscriptum = Nachschrift).

Verzeihe mir's, habe keinen ganzen Bogen Papier. (Der Brief ist auf zwei einzelne Blätter geschrieben). Große Krankheiten werden folgen. Ich gehe herum, wie eine taube Gans; hätte ich meine 2 Truben zu Villingen, wie ich's Willens gehabt, holen lassen, so hätte ich nit mehr (soviel, um) einen Finger zu verbinden, habe auch noch ein ganzes Bett, Gottlob, alldorten.

Der zweite Brief lautet:

Ehrenfester, insonders geehrter Herr Schwager. Hiermit all mein Dienst.

Und benebens, daß (ich) dein geliebtes Schreiben vom heutigen Dato⁵⁾ zu Treyberg (Triberg), allwo ich dir auch eines überschrieben und eben vor deinigem fortgeschickt, empfangen habe. Betreffend die beiden (Schreiben) an die Herren Oberamtleute⁶⁾ ist nit möglich gehöriger Orten zu übersenden; in Wolfach (hinein).

¹⁾ Randbemerkung: Eben kommt Zeitung (Nachricht), daß vorüber mit Akkord, (daß es sich ergeben hat.)

²⁾ Der Graf hielt sich in Feuerthalen bei Schaffhausen auf.

³⁾ Der Adlerwirt und Vogt Matern Trotter in Steinach.

⁴⁾ Im oberen Schwarzwald.

⁵⁾ Ist leider nicht erhalten.

⁶⁾ Bratislaus Finckh in Wolfach und Simon Finckh in Haslach, zur Zeit in Straßburg.

wie ich verstehe, komme man schwerlich und noch weniger heraus. Was an Herrn Vater¹⁾ Oberamtmann gehörig, das muß per Basel nach Straßburg geordnet werden, also habe (ich) beide wieder zurück dem Boten, Weisern (Vorweisern) dieses; aufgegeben. Ich wünschte, daß Herr Vater¹⁾ wüßte, wo ich und meine Kinder wären, habe seit unserer Flucht von ihm und er von uns nichts empfangen; zweifle nit, er werde ein groß und schmerzliches Verlangen haben. Wollte zwar nicht, daß er unser großes Elend spezialiter (im einzelnen) wüßte, sintemal es ihm mehr Trauerns als Freuden erwecken täte.

Den angedeuteten Lärm in Simonswald betreffend hätte Jetland (?) nit weichen dürfen (brauchen), kann zwar wohl gedenken, daß das Geschrei größer gewesen, als das Werk. Es sind 400 aus Haslach dahin marschirt und vermeint, alldorten in Simonswald Beute zu machen, so aber abgetrieben worden, sind mit etlich wenig Stück Vieh wieder zurück auf Haslach gangen.

Es hört einer länger je mehr von solchem Elend und Jammer, dergleichen in Historien nit zu finden oder zu hören. Sind zu Haslach in Wäldern zwei Kinder von den Eltern im Jagen (auf der Flucht) beiseite gelegt und dann von Wölfen gefressen worden, und sind noch viele Eltern und Kinder, das keines das ander weiß. Haben mit ganzen Regimentern die Wälder und Berge umzogen, hernach mit dem Trommelschlag aller Orten darein gefallen, daß niemand entweichen mögen. In Summa, wie gemeldet, ist von dergleichen niemals gehört worden und menschlich zu gedenken. Unmöglich, daß solcher Mutwill von Gott länger kann geduldet werden. Herr Obrister Wolff hat das Schloß Hornberg²⁾ proviantiert und etlich von ihnen³⁾ ertappt, niedergemacht und einen Capitän gefänglich mitgenommen. Zu Wolfach, wie ich höre, gehet es auch, wie heute gemeldet, schwer her; selbige Bürger und Untertanen müssen den Paß vor der Gutach von einem Berg zum andern verhauen, daß niemand herabkommen kann, haben Furcht vor den Bayerischen. Die zu Haslach sind wieder aus Wolfach auf 3 Tage proviantiert und, wie verlaudet, sollten sie noch 4 Wochen liegen bleiben. Beschiebt's, bleibt kein Haus aufrecht. Dem lieben Gott sei alles befohlen.

Vom Schlosser Boten habe nichts erfahren können, glaube, daß er nach Wolfach kommen sei; kann aber gewiß nit mehr heraus. Ich vernimm, daß noch auf 40 Soldaten alldorten liegen, die auf alles ein wachbares Auge haben und nichts verändern lassen, also das Ansehen hat, daß es endlich Haslach, wovor es Gott behüte, gleichgemacht werde.

Bürgermeister Senwig⁴⁾, dessen Weib und Kinder nunmehr acht Tage allhie (sind) und auch keines das ander unter der Zeit gewußt, kommt eben diesen Abend aus dem Peterstal allher, berichtet, daß es zu und um Oberkirch und selbigem Thal viel elender und grausamer dahergehe. Er habe die durchgehende Bagage gezählt und 6125 Wagen und Kärren gefunden. Da gedenke man, was für ein Leben sein muß. Man will von starkem französischem Succurs sagen, so ihnen zukommen solle. Ist's, gehen diese Lande ganz zu Scheitern.

Dies dem Herrn Schwager zur Nachricht und Gottes Schuß befehlighend ergeben
Schonau, 7. März 1643.

Herrn Schwagers

Dienstwilliger

J. Gebele.

¹⁾ Eigentlich Schwiegervater.

²⁾ War damals von Kaiserlichen besetzt.

³⁾ Weimaranern.

⁴⁾ Von Haslach. Hier gab es einen Schultheißen und 4 Bürgermeister, von denen 2 Dienst taten und von den andern 2 jährlich abgelöst wurden.

Die Befürchtung Gebeles, der Feind werde noch vier Wochen in Haslach bleiben, wurde weit übertroffen. Volle 14 Wochen (26. 2. 1643 bis 3. 6. 1643 = 98 Tage oder 14 Wochen) mußten die armen Flüchtlinge in der Fremde bleiben, bis er abzog und sie die übel zugerichtete Heimat wieder auffuchen konnten. Was mögen sie in der langen Zeit alles erduldet haben! Im Taufbuch von Klosterreichenbach im oberen Murgtal, bei Freudenstadt, sind Kinder von Flüchtlingen aus dem Kinzigtal eingetragen, die während oder nach der Flucht geboren wurden! Welche Qualen des Leibes und der Seele mußten diese werdenden Mütter ertragen, als sie auf unsicheren Landstraßen und beschwerlichen Gebirgspfaden dahineilten, um den Händen des erbarmungslosen Feindes zu entinnen! Unter den 17 Kindern, die in der Zeit vom 15. März bis 25. August 1643 in Klosterreichenbach getauft wurden, befanden sich auch drei, deren Eltern aus Haslach geflohen waren. Die übrigen Eltern stammten aus Harmersbach, Steinach, Fischerbach, Einbach, Oberwolfach, Schapbach, Schenkenzell und aus dem durch Christoph von Grimmelshausen bekannten Gaisbach bei Oberkirch (eines der Haslacher Kinder, Maria Erath, die Tochter des Hafners Johannes Erath und der Barbara Krausbeckin, hatte eine ältere Schwester Katharina, die den Witwer Johannes Hansjakob heiratete. Von ihm stammt der bekannte Volkschriftsteller Dr. Heinrich Hansjakob ab, allerdings aus der dritten Ehe dieses Ahnen. Auch ein anderer Haslacher Flüchtling, Jakob Thoma, trat später in den Familienkreis der Vorfahren Hansjakobs ein, indem er in zweiter Ehe eine Stieftochter von Johannes Hansjakob aus dessen erster Ehe heiratete). Kurze Zeit, nachdem die weimaranisch-französischen Truppen abgerückt und die Flüchtlinge wieder heimgekehrt waren, fielen die Schweden (das „Alt-Rosische“ Regiment) ein und blieben drei Wochen im Tal. Dieses Mal flüchteten Gebele und die Haslacher nach Offenburg, wo Hans Reinhard von Schauenburg kaiserlicher Kommandant war; sein Sekretär war der schon genannte Simplizissimus-Dichter Christoph von Grimmelshausen¹⁾. Nach der Rückkehr, Ende August, war den armen Bürgern nur etwa zwei Monate Ruhe gegönnt. Plötzlich kam die Schreckenskunde, daß der französische Marschall Guebriant wieder das Kinzigtal heraufziehe. Dieses Mal floh man nach Hornberg und harrte dort der kommenden Dinge. Nicht lange darauf kehrte das französische Heer zurück; der Marschall aber hatte bei der Belagerung von Rottweil den Tod gefunden. Das Städtchen Haslach war übel zugerichtet; die herrschaftlichen Gebäude hatten schwer gelitten, die Fensterscheiben mußten wieder ersetzt und viel Unrat entfernt werden. Das

¹⁾ In den Amtsberichten von Haslach fand ich ein von seiner Hand geschriebenes Schriftstück des Kommandanten Reinhard von Schauenburg.

vordere Dachwerk des Rathhauses war verbrannt und mußte wieder neu aufgerichtet werden. Auch die städtischen Akten waren der unsinnigen Zerstörungswut der Soldaten zum Opfer gefallen, so daß der Geschichtsforschung ein unersehlicher Verlust zugefügt wurde. Das Kaufhaus (sogenanntes Salzhaus) brannte ab, das Schulhaus, die beiden Wachtstuben unter den Stadttoren und viele Privatgebäude trugen nur zu deutlich die Spuren der Besatzungszeit. Leider gingen 61 Jahre später bei einem großen, durch die Franzosen verursachten Brand auch die meisten Pfarrakten zugrunde, so daß wir nicht mehr feststellen können, wieviel Menschen in diesem Schreckensjahr dem Hunger und den Krankheiten zum Opfer fielen. Von sämtlichen fünf Pfarreien des Amtsbezirkes Haslach war nur die der Amtsstadt Haslach besetzt. Die durch Tod oder Wegzug verwaisten Pfarreien wieder zu besetzen, war unmöglich, da eine den bescheidensten Ansprüchen genügende und den Lebensunterhalt sichernde Bezahlung nicht gewährleistet werden konnte. Der Kirchenschaffner Simon Finckh hatte, um die schon in den Jahren zuvor von den Soldaten „ausgebrochenen, verderbten und verwüsteten“ Kirchen und Pfarrhöfe des Bezirks nach und nach instand setzen zu können, von 800 Dielen die schönsten 129 Stück ausgesucht, angekauft und im Haslacher „Kirchenkasten“ zum Austrocknen aufgeschichtet und den beiden Wolfacher Holzhändlern Georg und Blasius Gebele 19 Gulden 21 Kreuzer, ferner ihnen für 144 Latten 8 Gulden 24 Kreuzer bezahlt, außerdem hatte er von den drei Haslacher Schmieden 4300 Nägel auf Vorrat machen lassen; alles das wurde von den „Weinmarischen unnd Franzößischen Völkhern in ihrem 14wöchigen Quartier totaliter verbrenth und zue Nichten gemacht“. Sie rissen sogar den Holzboden der Pfarrkirche heraus und verbrannten ihn samt den Kirchenstühlen, so daß man den Gottesdienst nach der Rückkehr von der Flucht in der Kirche der Kapuziner halten mußte. Nicht einmal die kupfernen Rinnen am Kirchendach „bei unser lieben Frauen Chörlein“ entgingen ihren räuberischen Händen! Etwa 4 r Wachskerzen und mindestens 85 r „ungemachtes“ Wachs¹⁾ im Werte von 44½ Gulden wurden ebenfalls eine willkommene Beute der ungebetenen Gäste; ein Fäßchen, 45 Maß Öl enthaltend, und in anderen Fäßchen noch weitere drei Maß im Wert von 24 Gulden waren auch nicht zu verachten. Wie mögen aber die Kriegsknechte erst gelacht haben, als sie in dem Schopf bei dem Hause des Oberamtmanns²⁾, der zugleich „Verweser der Kirchengefälle“ für

1) Manche Strafen, z. B. für Gotteslästern, Fluchen, auch Abgaben an die Kirche wurden mit Wachs bezahlt.

2) Simon Finckh hatte das Haus von den Erben des Adeligen Jodokus Stähelin von Stockburg gekauft.

die fünf Kirchen des Bezirks war, vergraben eine Büchse mit Geld und Kleinodien Finckhs, sowie etwa 40 Gulden seines Schreibers Johannes Volk und 140 Gulden Kirchengelder fanden! Zum Glück fanden sie nicht auch das der Stadt gehörende bare Geld im Betrag von 173 Gulden, das irgendwo in drei eisernen Büchsen verborgen lag (Haslacher Stadtrechnung 1643/44).

Den Gottesdienst der verwaisten Pfarrei in Weiler besorgten die Haslacher Kapuziner, auch hörten sie dort Beicht, wofür sie mit Wein, Brot, Fleisch und anderem versorgt wurden. Die übrigen Amtshandlungen wurden dem Pfarrer Johann Rambstein in Haslach übertragen; Mühlenbach wurde ganz von ihm besorgt, während ihm in Steinach und Welschensteinach wie in Weiler das „Kindertaufen, Hochzeiteinsegnen und Kranken zu versehen“ oblag und die Kapuziner das „Predigen, Messlesen und Beicht hören“ übernahmen. Auf die Dauer war das natürlich ein ganz unhaltbarer Zustand, und der Landesherr, dem die Besetzung der Stellen oblag, bemühte sich eifrig, wenigstens für Steinach und Welschensteinach zusammen einen Geistlichen zu bekommen, was aber aus den angeführten Gründen erst nach mehreren Jahren gelang.

Ganz schlimm ging es den Bauern im Kinzigtal. Die im Herbst 1642 gesäte Frucht wurde im Sommer des nächsten Jahres von den Feinden auf den Feldern ausgedroschen und verzehrt. Da man im Frühjahr 1643 auf der Flucht war und in der Fremde weilte, konnte man keine Sommerfrucht und andere Feldgewächse säen und ernten. Die vom letzten Jahr in den Zehntscheuern noch lagernde Frucht wurde natürlich sofort von den Soldaten beschlagnahmt. Wie öde muß es auf den vielen Feldern, die nicht „angeblümt“ (angesät) worden waren, ausgesehen haben! Gar mancher Bauer ist in jenem Unglücksjahre an Hunger und Entkräftung gestorben. Nur mit großer Sorge konnte man in die Zukunft sehen. Da auch die Frucht zur Saat für das Jahr 1644 mangelte und Geld zur Beschaffung derselben kaum vorhanden war, mußte die Hungersnot immer höher steigen.

Die Not des Bauern rief naturgemäß auch eine Not der Handwerker hervor, manche wohlhabende Familie in den Städtchen des Kinzigtals verarmte ohne ihre Schuld. Aber auch die Beamten waren nicht auf Rosen gebettet; ihr Gehalt bestand zu einem großen Teil aus Getreide, das ihnen sonst aus den Zehntscheuern verabfolgt wurde. So hatte der Oberamtmann Simon Finckh jedes Jahr 4 Viertel 2 Sester Weizen zu erhalten. Bis Georgi (23. April) 1643 hatte er 20 Viertel 2½ Sester zu wenig erhalten, und im laufenden Jahr bis Georgi 1644 bekam er nur 2⅞ Sester! Entsprechend war es mit Roggen, Gerste und Haber und mit dem baren Geld.

Infolge der ungeheuerlichen Kriegskontributionen, der Plünderungen und Verwüstungen war es unmöglich, daß das verarmte Volk noch die für den herrschaftlichen Hofhalt nötigen Steuerbeträge auch nur halbwegs aufbringen konnte. Deshalb griff die Not des Volkes auch auf den Landesherrn über, dem die Beschaffung von Leihgeldern und deren Verzinsung schwere Sorge bereitete.

Aber nicht nur für Haslach, Hausach und Wolfach, sondern auch für Offenburg und ganz besonders für Gengenbach war 1643 ein ganz verhängnisvolles Jahr. Pater Leonhard Feinlein in Gengenbach, damals Stadtpfarrer, hat seine Erlebnisse selbst geschildert¹⁾. Darnach war eine Reiterabteilung des Feindes am Sonntag, dem 1. März, also vier Tage nach dem von Gebele geschilderten Einfall in Haslach, vor Gengenbach erschienen, aber von dem Obristleutnant Bissinger²⁾ an der Spitze von 100 Reitern bis Haslach verfolgt worden, wo 500 Weimarische lagen. Diese machten einen Ausfall, hieben etliche Soldaten nieder und nahmen andere gefangen. Am nächsten Morgen schlossen 1000 Reiter des weimarischen Heeres Gengenbach ein; Bissinger gelang es, zu entfliehen. Die aus 70 Mann mit einem Leutnant bestehende Besatzung von Gengenbach wollte sich nicht ergeben. Am 3. März kam aber die ganze Weimarische Armee mit dem General von Guebriant vor dem Städtchen an und beschoß es mit „Stücken“ (Kanonen), worauf die Übergabe erfolgte. Eine Zeit der schlimmsten Leiden brach nun für Gengenbach an, bis die Feinde am 29. Mai wichen. Vor dem Abzug verbrannten sie die drei Stadttore, sprengten zwei Türme und verbrannten zwei andere. Am 26. Juli erschienen sie wieder; die Bewohner flüchteten bis auf den letzten Mann, worauf die Soldaten, besonders in dem Kloster und der Kirche, wie Wilde hausten und die kostbaren Kirchengüter raubten. Am 31. August gingen sie über den Rhein zurück. Zum dritten Male kamen sie am 4. November wieder und raubten, plünderten und mißhandelten die Leute auf das Erbärmlichste, steckten das Rathhaus und neun Häuser in Brand. —

Die Nachricht, die Gebele in Schonach erhielt, daß es in Wolfach „schwer hergehe“, beruhte nur zu sehr auf Wahrheit. Blättert man in dem ehrwürdigen, 1606 begonnenen Totenbuch der Pfarrei Wolfach, so findet man folgenden an den Leser gerichteten Eintrag, der die lange Reihe der in gleichmäßiger Form verzeichneten Gestorbenen unterbricht:

¹⁾ Siehe Freib. Diöcesan-Archiv, 16. Band, S. 172—174.

²⁾ Er wurde am 14. Juni 1647 von Kaiser Ferdinand III. in den Reichsfreiherrenstand erhoben. (Freundl. Mitteilung des Herrn Grafen Cajetan von Bissingen an den Verfasser.)

Anno Di 1643

Candide Lector¹⁾.

Im anfang dises Jahrs gleich nach dem Fest Matthiae Apl.²⁾ sein allhie die Weinmarische Kriegs Völkher eingefallen, 15 wochen beständig verbliben, durch welche bennabe alle Pfarrkinder in das ellendt vertriben, in selbigem erfroren oder sonsten wegen Kummernus gestorben sein.

Es folgen nun die Namen von elf Verstorbenen, worauf der Pfarrer fortfährt: Dise alle sein von Mathiae ernenten biß auff den 21. tag Julij thails von Soldaten jahmerlich geschlagen, plagt, gequelet, umbgebracht worden oder auß lauter Trawrigkeit und Laid gestorben. —

In das Jahr 1643 fällt auch die einzige Erwähnung der Kriegstätigkeit des durch Hansjakob verherrlichten „Leutnants von Hasle“. In seinem Tagebuch berichtet der Abt Gaizer in Billingen am 16. August 1643, daß die kaiserlichen Truppen ihre Gegner, die Weimaraner, durch Streifzüge daran gehindert hätten, die Ernte in der Nachbarschaft von Billingen zu schneiden. Großen Schaden habe den Gegnern ein Veteran zugefügt, der früher den Kriegsdienst quittiert und ein Gasthaus in Haslach geführt, dann aber sein Vermögen durch die Weimaraner verloren habe und deshalb wieder in das Heer eingetreten sei. Das Volk nenne ihn „den Leutenant von Haslach“. (Alles, was Hansjakob sonst über seine angeblichen Eltern, seine Jugend, seine Heldentaten, die Gefangennahme, Verwundung und den Eintritt in das Kapuzinerkloster in Haslach erzählt, ist Dichtung). Nach Kriegsende kehrte Lienhard Rupp — so hieß er — wieder nach Haslach zurück und führte das Gasthaus bis zu seinem im Winter 1671/72 erfolgten Tode weiter.

Wenn auch die Jahre bis zum Friedensschluß (1648) nicht mehr so ganz schlimm waren wie das geschilderte Jahr 1643, so brachten sie doch noch viel des Leides und bittere Not. Wohl traten im nächsten Jahre schon Vertreter der beiden feindlichen Mächte zusammen, um über den Frieden zu beraten, doch hofften noch beide Parteien, durch einen entscheidenden Sieg den Gegner zu möglichst günstigen Bedingungen zwingen zu können. Erst als man auf beiden Seiten ganz zermürbt war, machte man Schluß und unterschrieb die Verträge. Den Schaden aber, den das furchtbare dreißigjährige Ringen verursachte, mußte das arme deutsche Volk tragen.

Otto Göller.

1) Lieber Leser.

2) Fest des Apostels Matthias (24. Februar).

Der Niederschlag der Kriege des 17. und 18. Jahrhunderts in den Gengenbacher Kirchenbüchern.

Es ist etwas Eigenes um diese schlichten Totenverzeichnisse. Da erscheinen sie alle, die einstens da gegangen sind und gewirkt haben, wo auch wir gehen und wirken. Deswegen sagen sie aber auch so viel. Man lernt aus ihnen die ganze ständische, politische und wirtschaftliche Zusammensetzung des Ortes kennen; da erscheinen sie alle, der Schultheiß und der Stadtschreiber, die Herren Zwölfer und der junge Rat mit ihren Stettmeistern bis zum Oberbott und zum „Bläser auf dem Kinzigtorturm“ und zum Scharfrichter; der Abt und die Insassen des Klosters vom Oberschaffner und Sekretär bis zu den Klosterschreibern, -fischern und bis zur „Gastfrau“ und der „Wäscherin im Kloster“ und von draußen alle die Geschäftsleute, der „Papiermeister“, der einfache „Papyrer“, der Goldschmied und Grobschmied bis zum Schneider- und „Zieglerknecht“, der „Bastetenbeck“ und die Wirte zum Adler, zur Linde, zur Blume, zum Salmen usw. und bis zu den so häufigen „armen Männern“, „armen Frauen“ und „Vagabunden“, die im Spital sterben, mitsamt dem Spitalmeister.

Auch in Friedenszeiten ist die Todesart oft sehr verschieden. Wie viele Bauern der verschiedenen Nebenorte Gengenbachs werden im Walde von fallenden Bäumen erschlagen oder fallen von einem Baume herunter! Erstaunlich viele ertrinken in der Kinzig, einige sogar in der Rench bei Oppenau, bei Oberkirch und Griesbach oder bei Riegel in der Elz. Einer zündet einen „Reithbosch“ an und wird nachher „in dem Feuer gebraten“, ein Schönberger wird in „einer Mergelgrube zerdrückt“, eine Sondersbacherin erfriert im Schnee, einer stürzt auf einer Reise ins Schwabenland vom Pferde und stirbt; einer gerät nachts in den Stadtgraben und ertrinkt, und am 11. Dezember 1620 stürzt der Schulmeister Johannes Christoph Heinkelmann beim Salmen die Treppe herunter und stirbt. Das Kloster läßt ihm die Auszeichnung zuteil werden, daß er nicht bei der Leutkirche draußen, sondern auf dem kleinen Klosterfriedhof begraben wird. Nur ein einziges Mal in 100 Jahren ist der Fall verzeichnet, daß jemand sich selbst das Leben nimmt; der Pfar-

rer gestattet das kirchliche Begräbnis dennoch, weil sie schon seit Jahren an Melancholie gelitten habe. Das Totenverzeichnis nennt nur die Erwachsenen; näherhin sind damit alle gemeint, die bei ihrem Tode bereits zur hl. Kommunion gingen; die Kinder sind in den alten Totenbüchern nie mit Namen aufgeführt; vielmehr ist nur jeweils die Zahl der verstorbenen Kinder angegeben. Das Totenbuch der ersten Jahrzehnte faßt die Verstorbenen immer von Quatember zu Quatember zusammen. Die Quatember- oder Fronfasten waren zu jener Zeit auch noch dem Gedächtnisse der Verstorbenen gewidmet.

Wenn man nun die Zahl der verstorbenen Erwachsenen mit der der Kinder vergleicht, so fällt einem sofort die unverhältnismäßig hohe Zahl der Kinder auf. Sie war nicht bloß ebenso hoch wie die der Erwachsenen, sondern in manchen Jahren und Zeiten sogar noch höher. Allerdings war auch die Zahl der Geburten wesentlich höher als heute. Das älteste Taufbuch der Pfarrei Gengenbach umfaßt die 40 Jahre von 1584—1624. In dieser Zeit fanden hier fast 5000 Kindertaufen statt; etwa 120 im Jahre.

Im Jahre 1617 sind 49 Todesfälle von Erwachsenen verzeichnet und fast ebenso viele Kinder. Im folgenden Jahre waren es 45 Erwachsene und 61 Kinder. Das mögen normale Friedensjahre gewesen sein, die letzten Jahre vor dem entsetzlichen **Dreißigjährigen Kriege**. Allerdings wurde unsere Gegend nur in der zweiten Hälfte desselben von ihm direkt berührt. Wir werden sehen, wie in Gengenbach die Todesfälle gewaltig anwachsen, sobald auch unsere Gegend Kriegsgebiet geworden ist.

Am 6. Mai 1622 hatte Tilly die Feinde des Kaisers im Unterland bei Wimpfen geschlagen. Das ist dann auch das Jahr, in welchem man zum ersten Male im Gengenbacher **T o t e n b u c h e** auf **S p u r e n** d e s **K r i e g e s** stößt. Die Zahl der Toten verdoppelt sich: 117 Erwachsene und 103 Kinder müssen der kühlen Erde anvertraut werden. Unter ihnen sind auch erstmals zwei Soldaten; am 18. März stirbt Hans Miller, „ein Soldat aus dem Simonswald“, und am 5. April 1622 Andreas Giselhardt, „ein Soldat allhie, aus Rottweil“. Beide waren bei Ortseinwohnern einquartiert; damit hängt es wohl auch zusammen, wenn am 28. Februar 1622 Gertrud, die Frau des Michael Danner aus dem Oberdorf, stirbt und von ihr gesagt wird, sie sei „der Soldaten wegen aus ihrem Hause geflohen und bald darauf verstorben“. Sie war offenbar von Soldaten an Ehre und Leben bedroht worden. Ebenso stirbt am 19. März die Frau Maria Hermann von Ohlsbach im Kindbette, während ihr Mann Hans als Soldat abwesend ist. Das ist alles, was an den Krieg erinnert. Wenn trotzdem die Zahl der erwachsenen Toten so anormal hoch ist, so geht das vielleicht auf die infolge des Krieges weit- hin herrschende Teuerung und Not zurück.

In den nachfolgenden Jahren spielen sich die kriegerischen Ereignisse, zumal gegen die Dänen, mehr in Norddeutschland ab; demgemäß geht auch die Zahl der Todesfälle wieder zurück; es sterben aber immerhin alljährlich noch über 70 Erwachsene, wozu eine ähnlich hohe Zahl Kinder kommt. Dann und wann ist auch noch ein Soldat darunter.

Die Sachlage verschlimmert sich ab 1631. Sofort steigt die Zahl der Toten wieder auf über 200, unter den 114 toten Erwachsenen sind jetzt auch wieder vier Soldaten, deren Namen aber in keinem Falle genannt werden.

Das Jahr 1632 eröffnen der Totengräber Maisch aus dem Oberdorf und seine Ehefrau Katharina, die am 4. und 5. Januar nacheinander sterben. Dann kommt ziemlich Unordnung ins Totenbuch; dreimal werden die Einträge unterbrochen mit der Bemerkung, daß die vorstehenden Beerdigungen nachgetragen worden seien; offenbar sind viele vergessen geblieben; denn es sind im ganzen nur 61 Erwachsene verzeichnet, unter ihnen ist nicht ein einziger Soldat genannt. Nur ein Eintrag erinnert an das, was die Störung verursacht hat: „Am 6. November wurde begraben Bernardus Oberlin, ein Flößer von Wolfach, welcher von den schwedischen Reitern allhie auf der Pappmühlen erschossen worden ist. Er hat nur gebeichtet; weiter konnte er nicht versehen werden, weil er sich erbrechen mußte“. Die Schweden hatten also Gengenbach besetzt.

Die Schweden waren allerdings damals noch nach meinen Beobachtungen besser als ihr Ruf. Immerhin, der Feind war da, und die Gengenbacher bekamen es auch zu spüren. Das Jahr 1633 weist nur eine Unterbrechung im Totenbuche auf; es sind aber immerhin 111 Erwachsene und 58 Kinder aufgeführt. Es fehlen aber fast durchweg die näheren Angaben, ob ledig oder verheiratet, ob von hier oder auswärts; der Eintragende entschuldigt das „wegen Mangels an Bericht“. Es herrschte in Gengenbach bei den damaligen Beerdigungen die Sitte, daß nur die Vornehmen „in Prozession“ vom Sterbehause zum Grabe geleitet wurden; die übergroße Mehrzahl wurde gleich auf den Friedhof gebracht; offenbar fürchteten sich die Leute, jetzt während des Krieges, auszugehen, und so erfuhr der Pfarrer eben auch nur wenig über die Toten.

Daß die Furcht nicht unbegründet war, ergibt sich daraus, daß sieben Leute angeführt werden, die von den „Soldaten erschossen“ oder sonst umgebracht wurden; davon war je ein Mann von Bermersbach, Sebastian Falk von Ohlsbach und die Frau Katharina Oberlin aus Reichenbach, ebenso der Sebastian Decker und sein Stieffsohn Isaak Braun; die Gengenbacher hießen: Johann Gatzmann, Johannes Binder, Georg Wild und Michael Mayle.

Schlimmer noch wurde es 1634. Pfarrverweser ist damals P. Silvester Swinner, der selbst ein Sohn des Müllers im Oberdorf war; dort lebte sein Bruder Martin noch; allein gerade in diesem Jahre wird dieser „von den Soldaten gepackt und über weglose Gegenden herumgeschleppt und schließlich vollends umgebracht“, ein Vierteljahr später folgt ihm seine Frau nach. Das gleiche Los teilt der Gengenbacher Bäcker Johann Hermann; auch der Mesner Gallus Weiß ist unter den Toten; er muß aber, wie es bei den landfremden Menschen, Soldaten und Soldatenfrauen oft heißt, „in dem Spital sterben“, weil er „wegen Unsicherheit des schwedischen Volkes im Mösnerhaus nit könne wohnen“. Im ganzen verzeichnet Pfarrverweser Swinner für 1634 241 erwachsene Tote, wozu noch 178 Kinder kommen, also im ganzen 419 Tote in einem Jahre! Nicht bloß der Pfarrer, auch der Abt Jakobus hatte Tote zu beklagen aus seiner Verwandtschaft, die offenbar hier Zuflucht gesucht hatte, um dafür den Tod zu finden. Am 19. August stirbt seine Schwester Magdalene; 1½ Jahre später folgt ihr Mann Jakob Schropp aus Horb ihr nach und kurz nachher auch noch die Base Anna Maria. — Im September 1634 fallen zwei durch Schwedenhand: Matthias Leonhardt von Reichenbach und ein Bauersmann von Wolfach.

Doch die Tage der Schweden waren gezählt! Am 5. September erlitten sie bei Nördlingen eine furchtbare Niederlage. Nun ist interessant, was das Gengenbacher Ehebuch dazu zu sagen weiß. Am 25. August 1634 fand die Trauung des „Soldaten zu Fuß“ Heinrich Mayer von „Bremerferdte“ „under dem Capitän Heinrich Wagenknecht“ mit einer Ursula Sennwigin statt. Der Bräutigam stammte also von der Nordsee, aus Bremerförde, in dessen Schloß einstens die Erzbischöfe von Bremen zu residieren pflegten. Dabei war u. a. als Zeuge zugegen: der „Herr Major Nicolas Dalton aus Irland“, von ihm wird gesagt: „Er war ein gutter Katholik, diente aber einige Zeit im schwedischen Heere; er ist es, der unsere Vaterstadt vom Schweden befreit hat; er rief im Geheimen die Kaiserlichen aus Billingen herbei; diese töteten vor dem St. Nikolausturme oder vor Leithkirch 26 Soldaten“. Was der Major Dalton da tat, war natürlich Verrat; aber die Gengenbacher waren froh, das schwedische Joch los geworden zu sein, unter dem sie so schwer seufzten und litten. Anerkennenswert war, daß Dalton sein Wagemstück noch vor der Schlacht von Nördlingen ausgeführt zu haben scheint. Im Taufbuche begegnet uns Dalton ebenfalls, als Taufpate eines Kindes, dessen Eltern aus der Gegend von Thann im Oberelsaß stammten; die Taufe fand am 18. September 1634 statt, und der Taufschmaus, 11 Tage nach Nördlingen, mag etwas von einem Sieges-

festessen an sich gehabt haben. Der Pate Dalton wird dabei als „egregius miles“ (hervorragender Soldat) besonders hervorgehoben.

Im Jahre 1635 werden nur die Toten bis anfangs September genannt; es sind 332 Erwachsene und 176 Kinder in diesen 8½ Monaten gestorben; unter ihnen waren fünf Soldaten und ebenso viele, die von Soldaten getötet worden waren. Was aber am meisten auffällt, ist die große Zahl der fremden Personen, die in diesem Jahre in Gengenbach ihre letzte Ruhestätte gefunden haben. So waren z. B. fünf aus Ortenberg, sechs aus Hofweier, andere aus Elgersweier, Zunsweier, Niederschopfheim, Zell-Weierbach, Waldkirch, aus Tirol und anderen Orten. Daraus geht hervor, daß die Landorte glaubten, sie würden in den Städten noch sicherer sein als in ihrer Heimat, wo die herumziehenden Soldaten sich alles an Raub und Mord glauben zu dürfen. In den Häusern Gengenbachs mag es an Platz nicht gefehlt haben, nachdem der Tod seit Jahren so reiche Ernte gehalten und das Zehnfache von der Zahl der Neugeborenen hinweggeholt hatte. Daß es sich um Seuchen gehandelt haben muß, darf wohl daraus geschlossen werden, daß z. B. in Pfaffenbach kurz nacheinander Andreas, Tobias, Eva und Barbara Vogt wegstarben, die Geschwister aus demselben Hause waren¹⁾.

Für die Jahre 1636 und 1637 sind dann nur noch wenige Tote angeführt bzw. von B. Dornblüth nachträglich eingetragen worden. Dann aber folgt die Anmerkung: „Von dieser Zeit an sind die Zedel verloren worden; unter welcher Zeit eine unzählbare große Menge von Hunger, Krieg, Pestilenz etc. und nur im Kloster allein über 300 Personen gestorben. Undt bezeigt Herr Christoph Kintzcher, Pfarrer zu Hofweier undt zugleich Kammerer des Kapitels Ettenheim, daß inwöhrender anderthalbjährigen Zeit, da er (von Ende 1637 bis Anfang 1639) interimswise die Pfarre allhie versehen, 976 Persohnen auf dem Kirchhof seien begraben worden, ohne die, so hin und wider auf der Straßen etc. seindt begraben worden. Gebe Gott allen die ewige Ruhe!“

Erst am Ende des Jahres 1640 verzeichnet dann der neue Pfarrer Leonhard Feinlin noch einige Tote, darunter auch den Gengenbacher Scharfrichter, „Maister Rindlich“.

Von 1641 an scheinen dann die Toten wieder alle aufgezählt zu sein; es fällt aber auf, daß es, verglichen mit den vorausgegangenen

¹⁾ Die Jahre 1634/35 waren naß gewesen; deswegen war die Ernte auch sehr schlecht ausgefallen; in jener Zeit aber beruhte die Nahrung des Volkes hauptsächlich auf dem Getreide; man aß ja auch noch weit weniger Fleisch als heute. Deswegen hatte, zumal in Kriegsnot, wo alle Verbindungen unterbrochen waren, eine schlechte Ernte stets auch eine Hungersnot und infolge davon Dysenterie und andere Krankheiten zur Folge; so war es eben auch 1635/36; es wird berichtet, daß selbst die Soldaten Brot bekamen, das aus Eichelmehl hergestellt war.

Jahren, weniger waren; die Bevölkerungszahl war eben allmählich so zusammengeschrumpft, daß auch eine kleinere Zahl von Todesfällen die Folge war. So werden für 1641 nur 17 erwachsene Tote und 21 tote Kinder genannt; 1642 waren es 15 Erwachsene und 26 Kinder, 1643: nur 12 „alte“ und 31 Kinder. Die Zahl der Erwachsenen, die dem Tode verfielen, erreicht also nur noch ein Fünftel oder Viertel jener, die v o r dem Kriege gewöhnlich war.

Dabei ist aber noch zu beachten, daß unter den Toten jetzt immer noch welche sind, die gewaltsam oder infolge der Kriegsnot ihr Leben einbüßten. Letzteres traf allerdings nicht zu bei der „hinterlassenen Wittib des Martin Danner aus dem Oberdorf“, die im Winter 1641 „ihres Alters in dem 102. Jahre starb“. Dagegen wurde der „Burger Hans Lienhard aus Mittelbach“ bei Hofweier von den Schweden erschossen und dort begraben, ist aber doch im hiesigen Totenbuche noch verzeichnet. Die Hausfrau des Sebastian Schrempf ab der Eck stirbt „unversehen auf der Flucht im Walde“. — Nicht einbegriffen sind in der genannten Zahl die 16 Franzosen, welche fielen am 21. und 22. Juni „in den zwey Stürmen, so die Feinde in die Stadt gethan“, und ebenfalls hier begraben wurden. „Darunter war ein Baron, so ein Obrister gewesen, in dem kleinen Closterkirchhöflein begraben worden.“ — Am 15. Oktober 1641 muß Pfarrer Feinlin auch seine „geliebte“ Schwester Veronika Feinlinin beisehen; um den 2. November wird Martin Benz aus der Brandeck „ohngefähr von einem seiner Gespanen auf der Jagd erschossen“; der letzte des Jahres ist wieder ein Soldat; er wird aber nicht auf dem geweihten Teile des Friedhofs begraben, weil er unversehen gestorben ist.

Im Jahre 1642 ragt unter den Toten nur der „Wächter auf dem Obertorturme Michel Kaiser“ hervor; sonst ist kein Fall genannt, der irgendwie an Krieg erinnern würde.

Anders wird es im Jahre 1643. In diesem Jahre kam Guébriant wiederholt durch unsere Gegend; er belagerte wiederholt Rottweil, wo er auch am 23. November 1643 fiel. Zur selben Zeit hatte der kaiserliche Reitergeneral Johann v. Werth, eine der sympathischsten Erscheinungen unter den Soldaten jener Zeit, die Franzosen bei Tuttlingen überfallen und vernichtet. So darf man sich nicht wundern, wenn das Wengenbacher Totenbuch hierzu nicht schweigen kann. Es heißt da zu Anfang des Jahres 1643 wörtlich: „Von Anfang dieser Fronfasten (der Fastenzeit) — also vom März an — bis zum 5. Novembriß ist man in hiesiger Pfarre alle Augenblick in Forcht und Schrecken gewesen wegen der französischen und weimarischen Armada (Armee), welche dieß halb Jahr zum dritten Male hier einquartiert; hat alles geblindert undt Frichten zu Feld und Haus aufgezehrt; daher der Mehrheit der Menschen sich in Exilio hin

und wider aufgehalten, auch im Julio nicht ein einziger Mensch hier verblieben, daher von den Soldaten alles zerschlagen, sonderlich im Closter, wo alle Cammern, Stuben, Binnen (Bühnen = Speicher), Dächer, Bibliotheken, Custorei totaliter zerschmettert worden. Damalen dann auch die Pfarrkirchen (auf dem Friedhose) aller ihrer Ziehraten, Altar-dinge, schöne Meßgewänder, Alben, Monstranzen, Ciborien, Patenen, Corporalien von ihnen geraubt worden, also daß zur Haltung des Gottesdienstes nichts mehr derselben übrig geblieben und nit mehr können gehalten werden, wie weitläufig in meinem Verkündbüchlein zu sehen ist. Zulezt ist bemelte Armada zu Dufflingen von den Baierischen totaliter ruiniert, die firmesten Generales und Obristen tod oder gefangen, alles Geschiß, Munition, Bagaschwägen verloren und von den Kaiserlichen erobert worden.“

Diese Not wirkt sich auch im Totenverzeichnis aus. Eine Frau aus dem Schweibach und eine aus Ohlsbach sterben „inwöhrendem Kindbett vor Angsten“. In Strohbach findet man den Andres Wagner tot im Hause, ein anderer wird von den Soldaten umgebracht. Eine Frau kommt auf der Flucht um; nur die „dicke Marie aus der Stadt“ stirbt daheim. Von acht Kindern, die im zarten Alter hinweggerafft werden, meint der Pfarrer: „sie starben zweifelsohne mehr wegen Schrecken, die sie von ihren Mietern gesogen; denn die Zeit war also beschaffen, daß die Prophezeiung Christi in Erfüllung ging: Wehe den Säugenden und Schwangeren in jenen Tagen“¹⁾.

Das Jahr 1645 war das letzte, in dem der Krieg auch Gengenbach unmittelbar berührte. Die Zahl der Sterbenden bleibt klein; im ganzen Sommer stirbt aus der ganzen Pfarrei gar niemand; doch findet sich im Gengenbacher Totenbuch noch ein Eintrag in lat. Sprache, den wir hier gleich deutsch wiedergeben: „Vom Quatemberfasten nach Pfingsten bis zu dem von Kreuzerhöhung — ungefähr von Juni bis September — starb aus unserer Pfarrei — Gott sei Lob und Dank! — niemand, obgleich die Pfarrangehörigen wiederholt gezwungen waren, aus Angst vor dem Feinde zu fliehen und sich bei Tag und Nacht unter Hunger und Angsten in den Wäldern aufzuhalten. Am Feste der glorreichen Aufnahme der Jungfrau Maria kamen etwa um 9 Uhr morgens gegen 1000 französische Reiter; alle Leute flohen; die Franzosen drangen in die Stadt ein und verwüsteten sie in erbärmlicher Weise; mit Beute und Wein bela-

¹⁾ Ausdrücklich heißt es z. B.: „Am 6. März 1643 wurde im Walde des Harmersbacher Tales geboren Georg, ein Kind des Michael Schrempp und der Veronika, wegen des Einfalls und der Verfolgung des weimariischen Heeres wurde es von dem Pfarrer von Zell Christoph Bisslegg gekauft, der seinerseits ebenfalls zur gleichen Zeit vom gleichen Heere geschnappt, aber mit Gottes Hilfe in wunderbarer Weise wieder aus der Gefangenschaft frei geworden war“.

den, zogen sie um 3 Uhr wieder ab. Doch die Einwohner konnten noch nicht sicher heimkehren. Noch am nächsten Tage hatten sich etwa 30 von diesen Räubern allenthalben versteckt; wenn dann die Leute, ohne eine Gefahr zu ahnen, kamen, packten sie dieselben, quälten sie in entsetzlicher Weise und erpressten ihnen Geld, bis schließlich das ganze Heer aus der Gegend abzog.“

Die Leute, die nach den fürchterlichen Dingen, die sie erlebt hatten, immer noch lebten, scheinen Menschen gewesen zu sein, die allmählich etwas ertragen konnten; denn es starben in Gengenbach im ganzen Jahre 1645 nur noch 6 erwachsene Personen, wozu noch 11 kleine Kinder kamen. Dabei ist unter ihnen einer mitgezählt, der junge Chirurg Hans Jakob Sahl, der nicht in der Heimat, sondern drunten in Preßburg ums Leben kam. Dazu fiel der Leinweber Hans Klengli einem Unfall zum Opfer; er fiel im Januar „bei der Eisfron“ in den Mühlbach, kam ins Mühlrad und wurde von ihm „zerknirscht“. Einer der letzten Toten des Jahres war der Scharfrichter Jakob Röhrlin aus Endingen, der am 1. Dezember plötzlich weggerafft wurde.

Von da ab finden sich keine Spuren des Krieges mehr im Gengenbacher Totenbuche, als eben die Tatsache, daß die Zahl der Sterbenden infolge der geringen Bevölkerungszahl sehr niedrig blieb; noch 20 Jahre später, 1665, ist die alte Zahl noch lange nicht erreicht; die Zahl der Sterbenden ist um 40 niedriger als die der Neugebauten; die Bevölkerungszunahme war also wieder in ihrer normalen Entwicklung. —

D a s T a u f b u c h. Nicht bloß bei den Toten, auch beim Nachwuchs, also im Taufbuche, merkt man den Einfluß des Krieges. Wir lassen hier zunächst einfach die Zahlen sprechen, es wurden in Gengenbach getauft: 1632:122; 1633:115; 1634:100; 1635:112; 1636:34; 1637:49; 1638:65; 1639:26; 1640:47; 1641:67; 1642:65; 1643:47; 1644:39; 1645:45; 1646:78; 1647:83; 1648:89; 1649:84. Die stummen Zahlen reden eine laute Sprache! Die Elendsjahre von 1634/35 verringern in den beiden nachfolgenden Jahren die Geburtenzahl fast auf ein Viertel, ja Fünftel des Normalen; in den Kreuzjahren 1643/44 ist es ähnlich, wenn auch nicht ganz so schlimm.

Sobald aber wieder etwas Ruhe eintritt, steigt die Zahl der Geburten sofort wieder, natürlich ohne die frühere Höhe wieder zu erreichen, weil eben die Bevölkerungszahl durch den Krieg und seine Folgen mehrmals dezimiert wurde¹⁾.

Während des Krieges sind die Zahlen immer mit Vorsicht zu ge-

¹⁾ Nach dem Kriege gab es auffallend viele Zwillinge; in jedem Jahre sind einige verzeichnet; am 5. Februar 1648 werden sogar drei Zwillingspaare auf einmal getauft, ein Fall, der in der Geschichte Gengenbachs wohl auch nur einmal vorkommt.

brauchen. Ein großer Teil der neugetauften Kinder sind nämlich gar keine Gengenbacher. Zunächst sind da die Soldaten; sie haben vielfach auch ihre Frauen bei sich im Kriege, die auch hier Kinder bekommen; so werden Soldatenkinder angeführt: 1637 : 6; 1638 : 11; 1639 : 2; 1640 : 5; 1641 : 9; 1643 : 7. Es sind nicht bloß deutsche Soldaten; auch als 1643 die Soldaten des weimarisch-französischen Heeres kamen, brachten sie ein gutes halbes Duzend kleine Kinder mit, die sie hier taufen ließen.

Verschiedentlich bekommen z. B. aber auch Witwen noch Kinder; dabei ist angegeben, der Vater sei ein Soldat. Wir haben ja aus dem Totenbuch gehört, wie Frauen vor den Nachstellungen der Soldaten geflohen seien und dabei das Leben eingebüßt haben. Eine ledige Mutter gibt an, sie sei unterwegs nach Offenburg von zwei Soldaten überfallen und vergewaltigt worden, so daß sie ein Kind bekam. Noch viel zahlreicher sind die Geburten von Müttern, die nach Gengenbach geflohen waren, weil es auf den Dörfern nicht mehr sicher war, nicht bloß wegen der Soldaten, sondern auch wegen der vielen herumstreichenden hungrigen Wölfe. Nehmen wir einmal das Jahr 1638, in dem 65 Tausen verzeichnet sind; davon waren 11 Soldatenkinder, und 12 Kinder stammten von Eltern, die hierher geflüchtet waren, aus Berghaupten, Niederschopshausen, Zunsweier, Offenburg, Freiburg, ja sogar aus Stein bei Schaffhausen¹⁾.

Zum Jahre 1644 bemerkt der Pfarrer, daß in diesem Jahre „der Feind dreimal die Stadt Gengenbach überfallen, ausgeplündert und ihre Türme verbrannt habe²⁾. —

¹⁾ Umgekehrt ist aber auch ein Gengenbacher Kind 1644 eingezeichnet, das im Elsaß geboren und getauft wurde, weil „die Eltern sich dort im Exil aufhielten“.

²⁾ Wie bei den Toten mußte Feinlin, der Gengenbacher „Held“, der am 3. März 1643 die Stadt vor der Zerstörung bewahrt hatte, indem er zu Marschall Guébriant ins feindliche Lager ging und Fürbitte einlegte, nunmehr auch das Durcheinander, das der Krieg manchmal bewirkt hatte, auch bezüglich einer Taufe in seiner eigenen Familie erleben. Eines Tages stellt sich bei ihm im Herbst 1650 sein Bruder Hans Peter mit seiner jungen Frau Barbara, geb. Jündtin, ein; er war bisher Soldat gewesen und hatte schließlich in Weingarten bei Durlach seine Frau gefunden; im Sommer 1650 hatten sie dort einen kleinen Hans Peter bekommen; Weingarten gehörte zur Rheinpfalz und war wie diese damals noch überwiegend calvinisch. Ein katholischer Geistlicher stand für die Taufe des Kleinen nicht zur Verfügung, deshalb ließen die Eltern das Kind eben durch den nichtkatholischen Religionsdiener taufen. Da die beiden Eltern aber ihrer angestammten katholischen Religion die Treue bewahren wollten, wanderten sie aus und kamen nach Gengenbach. Nun war gerade von calvinischer Seite eine Schrift veröffentlicht worden, die eine „Verachtung der katholischen Sakramente und eine Herabsetzung der Taufe enthielt“. Darum wurde man über die Gültigkeit der calvinischen Taufe bedenklich, und der P. Leonhard vollzog „auf Zuraten gelehrter Männer hin“ bedingungsweise die Taufe nochmals. Dabei fungierten als Paten: der Pfarrer des Harmersbacher Tales, P. Pirmin Gebhardi, und die Großmutter des Kindes, Helene Petri.

Das Ehebuch der Pfarrei Gengenbach beginnt erst im Mai 1625 unter dem Pfarrer Christoph Lauber. Es werden im Jahre 1626 52 neue Trauungen eingetragen; in den nächsten Jahren sind es etwas weniger, zwischen 34 und 45. Was bei ihnen auffällt, ist die Tatsache, daß fast ein Drittel der Hochzeiter Witwer sind. Im Totenbuche findet sich bei Frauen häufig die Angabe, sie sei im Kindbett gestorben; wir haben das auch an anderen Orten schon feststellen können. So kamen schließlich noch solche zu einer Hochzeit, welche bisher darauf hatten verzichten müssen.

Für die Zeit, in der der Krieg Gengenbach berührte, liegen folgende Zahlen vor; es waren Trauungen: 1632:34; 1633:47; 1634:77; 1635:26; 1636:26; 1638:28; 1639:37; 1640:30; 1641:15; 1642:12; 1643:12; 1644:9; 1645:16; 1646:16; 1647:21; 1648:16; 1649:15; 1650:18.

Beim ersten Blicke fällt auf, daß gerade in dem üblen Kriegsjahre 1634 mit 77 weitaus die höchste Zahl der Trauungen erreicht wird, allerdings sind auch sieben Trauungen von Kriegern darunter, anfangs, bis in den September, gehören sie zur schwedischen Besatzung; es sind Pfälzer. Im Herbst heiratet dann in Gengenbach ein kaiserlicher Rittmeister aus Augsburg die Tochter Elisabeth des Offenburger Schultheißen David Thaettinger. Er steht unter dem General Escher, der als kaiserlicher Befehlshaber damals in Bilingen war, von wo aus Gengenbach im September 1634 vom schwedischen Joche befreit worden war. Daneben sind auch noch einige Auswärtige hier getraut worden. So heißt es, daß in Durbach „wegen der schwedischen Kriegswirren“ kein Pfarrer mehr gewesen sei; deshalb bat der Schultheiß Johann Werner daselbst, man möchte ein Durbacher Brautpaar (Jakob Muzler und Maria Bruder) in Gengenbach kirchlich trauen, was dann am 7. November hier auch geschah.

Im Jahre 1635 werden hier wieder sieben Krieger getraut, einer von ihnen steht unter dem Befehl des „Herrn Obristen Reinach“. Heinrich Freiherr von Reinach war der tapfere kaiserliche Kommandant von Altbreisach gegen Bernhard von Weimar.

Von den Jahren 1638/40 fällt auf, daß die Bräute in außerordentlich vielen Fällen Witwen sind. So heirateten im Jahre 1638 bei 28 Trauungen im ganzen vier Soldaten, worunter ein Leutnant, aber auch 16 Witwen; im folgenden Jahre sind sogar von 37 Hochzeiten im ganzen Jahre nicht weniger als 24 Witwen beteiligt, das sind zwei Drittel der Bräute; 1640 ist es auch noch ein volles Drittel. In etwa 10 Fällen wird ausdrücklich angegeben, daß der erste Mann dieser Witwen von Schweden oder andern Soldaten umgebracht worden sei. In den meisten Fällen aber war offenbar der erste Mann dem Elend und den Seuchen

jener Jahre erlegen. Das Verhältniß hat sich also gegenüber der Zeit vor dem Kriege gerade umgedreht; im Frieden starben die Frauen verhältnißmäßig früh, und die Männer mußten eine zweite Frau suchen; jetzt, in der Kriegszeit, suchten die Witwen wieder einen Mann, der ihnen in den Gefahren ein Helfer sein sollte.

In den bösen Franzosenjahren 1642/45 sinkt die Zahl der Trauungen am tiefsten; noch lange wirken die Kriegsfolgen mit ihren furchtbaren Menschenverlusten nach. Auch in den Friedensjahren erreicht die Zahl der Trauungen kaum einmal die Hälfte der Vorkriegszeit.

Am 12. November 1641 führt auch der Sohn des in Gengenbach verstorbenen Scharfrichters Philipp Körli von Endingen, der offenbar aus jener noch mehr geschundenen Gegend hierher geflüchtet war, eine Braut heim; sie ist die Witwe des Gengenbacher Scharfrichters Ostertag; Trauzeugen sind drei andere auswärtige Scharfrichter aus Achern usw. Das Handwerk des Scharfrichters galt als „unehrlich“, kein ehrbarer Mann verkehrt mit ihnen; sie heiraten nur unter sich, und wie man sieht, finden sie selbst in jenen bösen Zeiten in Gengenbach keinen Trauzeugen; sie müssen Junftgenossen von auswärts holen. Zum Glück für sie gab es in jedem Städtchen damals einen solchen¹⁾.

Der zweite Raubkrieg Ludwigs XIV. von Frankreich.

Der erste Raubkrieg berührte unsere Gegend nicht. Schlimmer wurde es für Gengenbach im nächsten Krieg, der 1672 begann²⁾. Im *Totenbuche* merkt man die ersten Spuren des Krieges denn auch bereits im Sommer 1674; es verzeichnet den Tod von 15 Soldaten und 2 „Soldatenweibern“.

Der Krieg aber spielte sich mehr im Elsaß und am Rhein zwischen Freiburg und der Pfalz ab; man merkt das auch in unserem *Totenbuche*

¹⁾ Das Gengenbacher *Totenbuch* verzeichnet in einer Anmerkung, daß hier in den Jahren 1659, 1661 und 1667 Verurtheilungen zum Tode stattgefunden hätten; es handelte sich um je drei Männer und Frauen.

²⁾ Das Jahr 1672 war für die Gengenbacher eigentlich ein Freudenjahr; sie hatten soeben eine Wunde des Dreißigjährigen Krieges wieder geheilt; es heißt im *Totenbuche*: „Am 1. Oktober dieses Jahres (1672) wurde der Turmspitze unserer Pfarrkirche das Kreuz und die vergoldete Kugel aufgesetzt“. Gemeint ist damit die Martinskirche auf dem Friedhofe, die damals noch als Pfarrkirche galt; ihr Turm war im Jahre 1641 eingestürzt und jetzt endlich wieder aufgebaut worden. Vorher schon war in der Martinskirche ein gräßliches Unglück geschehen; der Schreiner und Bürger Barthel Dürstbörn von Gengenbach hatte am Nachmittage des Fronleichnamstages 1672 den neuen Kirchturm bestiegen; dann war er offenbar auf der Decke des Langhauses vorgelaufen; hier brach die Holzäfelung durch, und der Schreiner fiel ins Schiff der Kirche hinunter; gerade vor der Kommunionbank war der Leib aufgeschlagen.

daran, daß unter den Toten wieder ziemlich Fremde vorkommen: aus dem Elsaß, aus Oberkirch, Unterachern usw. flüchteten sich Leute nach Gengenbach. Auch die Zahl der Toten steigt sofort wieder sehr hoch an, nämlich auf 129, worunter 53 Kinder; sie ist um 14 höher als die der Getauften, was gewiß kein normaler Zustand war.

Im Jahre 1675 steigt aber die Zahl der Sterbenden enorm weiter an: auf 227, wovon 79 Kinder; die Zahl der Tausen aber hatte nur 96 betragen, war also noch nicht halb so hoch! Im Februar starben auch innerhalb 14 Tagen drei Mitglieder des Conventes. Um jene Zeit zogen die kaiserlichen Truppen von Schwaben her durch das Kinzigtal; dazu heißt es im Totenbuche: „Es seind von den kaiserlichen & alliirten Völkern, so ihren Durchmarsch hier am 17. Januar genommen, 6 Soldaten sambt einer Soldatenfrau, welche allhie krank hinterlassen worden, gestorben“. Fünf weitere Soldaten starben nachher noch hier im Hospital; auch eine Anzahl fremde Personen, die sich hierher geflüchtet hatten, fanden statt Rettung den Tod, und der ledige Jakob Hansmann von Berghaupten wurde am 10. Juni von den Franzosen erschossen.

Für das Jahr 1676 enthält das Totenbuch zwei historische Notizen über den Krieg; leider ist von der zweiten nur etwa die Hälfte unversehrt, die andere aber ganz weggerissen und verloren. Die erste Anmerkung besagt: „Den 23. Februar in der Nacht gegen 11 Uhren hat Herr Generalwachtmeister Schulzen bey 3—4000 Franzosen under dem Commando des Generals Monclas in Buchholzen (bei Waldkirch) angefallen, dieselbige in die Flucht gejagt, den Monclas, wie auch den Mordtbrenner de la Brosch den 24. Februar abends gefänglich allhie gebracht undt den 28. Febr. von hier nacher Sttlingen zu Ihro Durchleucht dem Prinzen Hermann diese Gefangenen gelüffert“. Die zweite Anmerkung lautet: „Dieses 1676. Jahr erzeugte sich zwar sehr glücklich gegen uns, indem die Frucht und das Heu gut eingebracht wordten, also das wir vermeinten, dies alles in Freuden zu genüßen. Aber contrarium (das Gegenteil) (Deo ita volente = nach Gottes Willen) haben wir sattsam erfahren. Weilen der Franzos, indem er mit nichten Philippsburg hat entsetzen können, hat er sich jenseits des Rheins aufwärts gezogen gegen Breisach gegen Endt Augusti und bey Bürckhen (?) eine Schüßbrück geschlagen und sich diesseits bei Endingen cessiert mit seiner Armada, undt, wie man vermeinte, wollte er diesseits herunder und also besagte Vestung entsetzen. Diesem aber vorzubeugen, seindt vorauskommandiert worden Seine Erzellenz Generalfeldmarschalleutnant Caprara (Graf † 1701) ein Verwandter des kaiserl. Feldherrn Montecuculi; wie auch Herr General Schulz; diesen aber ist bald hernach gefolgt die völlige kaiserliche Cavallerie under dem Herzog Karl von Lothringen

und hat den 1. Septembris Hauptquartier zu Gengenbach aufgeschlagen und den 26. desselben Monats hinauf nacher . . ." Nun folgt eine sehr große Lücke; dann heißt es weiter: „Den 18. dieses Monats haben die Kaiserlichen Haslach überfallen, selbiges (jedoch ohne Befehl Generalissimi) ganz und gar geplündert, alles hinweggeraubt, die Leuth übel tractiert, geschlagen, ganz ausgezogen, sogar der Pfarrküchen, ja Venerabilissimo nicht verschont, die hl. Ole ausgegossen, die kirchlichen Gefäße, sonderlich fünf Kelche geraubt . . Der Türk hätte nicht schrecklicher hausen können . . ." Der Schluß fehlt hier wieder.

Auch das Gengenbacher Totenbuch enthält Einträge, welche Ausschreitungen einer zuchtlosen Soldateska berichten; so z. B. wenn es heißt, daß ein Soldat in Biberach infolge von Völlerei von seinen Cameraden tödlich verwundet wurde, oder wenn ein Trompeter des Generals Schulz in den Straßen Gengenbachs einen Reiter erschießt¹⁾; ins gleiche Kapitel gehört es wohl auch, wenn der Klosterfischer David Kuderer am 15. Oktober 1676 auf der Kinzig erschossen wird; und wenn die Nordracher Bauern am 3. Februar 1677 einen Cornet (= Fändrich) erschießen, werden sie auch Gründe dazu gehabt haben. Die bewaffneten Bauern spielten in den nachfolgenden Kriegen bis zu den Freiheitskriegen immer mehr eine Rolle; sie wußten sich auch zu wehren, wenn Soldaten in ihren Forderungen, die gerade auch in diesem Kriege in Gengenbach nicht klein waren, zu weit gingen; aber auch im Pfälzischen Erbfolgekrieg (1688—1697), der sonst in unsern Pfarrbüchern weniger in Erscheinung tritt, kann man wenigstens diese Dinge noch beobachten. Am 6. September 1690 wird der Ortenberger „Bürger und Beck Paul Or von den leichtförtigen Husaren grausam verhauen“ und zu Tod geprügelt. Doch die Bauern schießen dafür am gleichen Tage in Pfaffenbach einen Feldscherer — wir würden heute sagen: Sanitätsunteroffizier — vom Arcoischen Regiment tot, und zwei Tage später erschießen wieder die Nordracher Bauern den Hansjörg Ganter aus dem Schluch.

Das Jahr 1678 scheint das Jahr gewesen zu sein, in welchem am meisten Soldaten hier umkamen; leider ist gerade für diese Zeit das Totenbuch sehr unvollständig, indem von vier Blättern die Hälfte in späterer Zeit herausgerissen wurde²⁾. Unter den Toten von 1678 wird

¹⁾ Dahin ist auch zu zählen, was am 24. Mai 1678 berichtet wird: Es wurde begraben: „Anna, des Claus Süffert von Zunsweyher geweste Hausfrau, welche ohne einige gegebene Ursache von einem Musquetierer under Herrn Hauptmann Kunkels Compagnie mit 2 Kugeln bey der Hub in den Bauch tödlich verwundet undt nach drei Tagen gestorben“.

²⁾ Besonders beachtenswert ist folgender Eintrag: „Johann Decker, ein Bürger allhier, welcher den 25. Juli, da die Franzosen das erste Mal aufgefördert, einen tödlichen Schuß bekommen, daran er den 6. August verstorben“. Die Franzosen

dann weiter auch genannt „ein Feldscherer under Herrn General Kopp, als das Hauptquartier hier war“, und ein Wachtmeister Lorenz Borkutezkhn „von dem loblichen Trautmannsdorfschen Regiment, welcher zu Steinach von seinen eigenen Cameraden durch einen unglückseligen Schuß tödtlich verwundet undt, um kuriert zu werden, nach hier gebracht, aber sobald er anhero gebracht, verschieden ist.“ —

Auch im Taufbuche finden wir wieder deutlich die Spuren des Krieges. Was die Zahl betrifft, so waren es 1674 : 113; 1675 : 96; 1676 : 97; 1677 : 99; 1678 : 122; 1679 : 81; 1680 : 122 Taufen.

Wir sehen also, die Anzahl in der Zeit vor dem Dreißigjährigen Kriege ist bereits wieder erreicht; sie sinkt aber in den Kriegsjahren um etwa 20 % ab, eine Ausnahme macht nur das Jahr 1678; aber wenn wir da näher zusehen, so erreicht gerade in diesem Jahre die Zahl der Soldatenkinder mit 16 die höchste Stufe. Die folgende Übersicht spricht wieder aus sich selbst. Es gab hier unter den getauften Kindern: Kinder von Flüchtlingen: 1675 : 11; 1676 : 11; 1677 : 6; 1678 : 7; 1679 : 2. Kinder von Soldaten: 1675 : 2; 1676 : 3; 1677 : 6; 1678 : 16; 1679 : 3.

Wir sehen also auch hier dieselbe Erscheinung wie im Dreißigjährigen Kriege: von allen Seiten strömen die hoffenden Mütter herbei hinter die schützenden Stadtmauern; so werden in Gengenbach in diesen 5 Jahren 37 Kinder geboren, deren Eltern sonst in den Nachbarorten Zunsweier, Diersburg, Ober- und Niederschopshheim, Schuttern, Ortenberg, Zell-Weierbach oder im Elsaß drüben wohnhaft sind. Die Eltern der Soldatenkinder aber sind noch von viel weiter hergekommen.

hatten also wiederholt die Übergabe der Stadt verlangt. P. Gallus Mezler berichtet darüber in seiner Gengenbacher Chronik (Fr. Diöz. Arch. Bd. 16, S. 183 f): „Am Sonntag, den 24. Juli (1678) kamen etwa um 9 Uhr vormittags vor die großen Tore der Stadt etwa 20 Franzosen — sie stellten sich, als ob sie Lothringer wären — die ja damals auf kaiserlicher Seite kämpften — und verlangten die Öffnung der Tore, die Leute hatten größtenteils die Stadt verlassen. Doch einige zurückgebliebene Bürger mit 5—6 kaiserlichen Soldaten weigerten sich, dabei wurde der Gengenbacher Bürger Johann Decker als einziger an der Kinzig verwundet“. Zwei Tage nachher, am Annatage, kamen wieder Franzosen; wieder, ohne etwas auszurichten. Zur dankbaren Erinnerung daran beschloß der Stadtrat, fortan alljährlich am Annatage eine feierliche Prozession zur Martinskirche zu veranstalten. Schon am 29. Juli waren die Franzosen zum dritten Male da; dieses Mal hatte Marschall Créqui 6000—7000 Mann geschickt, um die Stadt mit Gewalt zu nehmen; es glückte aber auch ihnen nicht. Es war um dieselbe Zeit, da Rüdiger v. Starhemberg Offenburg siegreich verteidigte und damit den Gengenbachern Vorbild war. Am 27. Oktober kam dann der kaiserliche Oberbefehlshaber Herzog K. v. Lothringen nach Gengenbach und blieb mit seinem Hauptquartier bis zum 6. Dezember hier. Die Bevölkerung, auch die Insassen des Klosters, war gutenteils geflohen, weil sie nichts mehr zu essen hatten; die Franzosen hatten zur Erntezeit die Felder verwüstet; auch kein Viehfutter für den Winter war vorhanden.

Es sind auch Kinder darunter, die ihren Vater kaum je kennen gelernt haben; eine ledige Schweizerin, die gerade in Gengenbach ein Kind bekommt, behauptet im Mai 1676, der Vater liege zu „Köhl in der Schanz“. Paten sind bei dem Kinde zwei aus der Gegend von Hagenau. Die Christine Reppelerin aus Zell-Weierbach, welche hier im April 1676 ihr Kind auf den Namen Maria Magdalena taufen läßt, behauptet, der Vater sei ein unbekannter Soldat, der sie auf dem Wege gegen Offenburg vergewaltigt habe, und noch im Dezember 1678 bekommt eine Eva Müller aus dem Danterzbach einen Buben, als dessen Vater sie einen Corporal angibt, der unter dem Hauptmann Kunkel steht.

Auch die Scharfrichter fallen wieder auf. Zwei wohnen bereits in Gengenbach, nämlich außer dem Gengenbacher auch noch der für das Geroldsecker Gebiet; nun flüchtet auch noch einer aus dem Elsaß hierher. Der Hans Michael Spengler, ein Sohn des Henkers von Achern, defloriert 1676 eine Anna M. Großholz; aber damit die Sache schön in der Junft bleibt, heiratet diese rasch den Gengenbacher Henker Mattheis Rheni. Aus dem Ehebuch ergibt sich, daß diese Großholz ihrerseits die Tochter des ehemaligen Scharfrichters Johann Großholz von „Jug im Schweizerland“ war. Drei Jahre später bekommt die Salome Röhrlein, die Tochter des Gengenbacher Scharfrichters, eine kleine „Maria Eva“; auch sie war bei der Junft geblieben; denn als Vater gibt sie einen „Regimentshenker“ an.

Das Ehebuch ist eigentlich zunächst ein Verzeichnis der Verlobungen; es heißt deshalb stets, die beiden Teile hätten ihre Sponsalia, d. i. ihre Verlobung, gefeiert; nur so ist es verständlich, daß manchmal die Anmerkung angefügt wird, die betreffenden hätten tatsächlich später nicht geheiratet, weil inzwischen bekannt geworden sei, daß sie verwandt seien; im Jahre 1675 wird einmal auch gesagt, die Verlobten hätten sich nicht geheiratet wegen ihrer Armut; der Mann, ein Witwer, sei vielmehr mit seinen Kindern aus erster Ehe allein in die Schweiz gezogen.

Es gab kirchliche Verlobungen: 1675 : 31; 1676 : 39; 1677 : 34; 1678 : 34; 1679 : 50. Im ganzen fanden in diesen fünf Jahren 20 Verlobungen bzw. Heiraten statt, bei denen der Bräutigam ein „Soldat“, ein „Gefreuter“ oder ein „Corporal“ war. Davon erfolgte genau die Hälfte im Jahre 1678, also in dem Jahre, in welchem auch weitaus die meisten Taufen von Soldatenkindern stattfanden. Die meisten ihrer Väter gehörten zum Altgranischen Regiment, näherhin zur Kompanie des Barons von Silberberg. Die Bräute stammten von Berghaupten, Bermersbach, Haslach (2) und die meisten aus Gengenbach; zwei waren Soldatenwitwen vom gleichen Regiment. Es wird ausdrücklich betont, daß die Ehen mit schriftlicher Genehmigung der zuständigen Offiziere

erfolgt seien; sogar die Tochter des Gengenbacher „Oberbotten“ zog mit einem Soldaten in die Fremde. Die meisten dieser Trauungen fanden im April und Mai 1678 statt, als eben der Frieden winkte.

Doch die guten Gengenbacher warteten mit ihrer Vermählung zu, bis der Friede wirklich da war; und so fanden im Jahre 1679 dann 50 Trauungen statt; dabei waren aus der Pfarrei Gengenbach genau doppelt so viele beteiligt wie im Jahre zuvor, nämlich 48 Paare.

Im Jahre 1676 waren unter den Brautpaaren auch wieder zwei Scharfrichter; der eine heiratete die Tochter des Kollegen von Zug, der andere, ein Witwer, die Witwe seines verstorbenen Kollegen von Neuhühl im Amt Willstätt. Immer in der Junst! —

Die Regimenter, welche in diesem Zusammenhang in den Pfarrbüchern am häufigsten genannt werden, sind neben dem oft genannten „Altgranischen“ die Regimenter Arco, Starhemberg und Trautmannsdorf¹⁾.

Der Pfälzische Erbfolgekrieg (1688—1696).

Von diesem Krieg, in dem im September 1689 auch Gengenbach von den französischen Nordbrennern niedergebrannt wurde, ist in den Gengenbacher Pfarrbüchern nicht sehr viel zu finden, obgleich es eine überaus verhängnisvolle Zeit für die Stadt war. Wohl hat der Gengenbacher Pfarrer vor dem Jahre 1690 zwei Blätter leer gelassen und sie mit „Notandum“ überschrieben; er wollte also schreiben, kam aber nicht dazu. Die Einträge gehen im *T o t e n b u c h e* bis Mitte September 1689, also ungefähr bis zum Stadtbrande; dann aber fehlen für ein Vierteljahr alle Einträge. Sonst sind für den 26. August nur noch eine Frau Ursula Göringer aus Fessenbach und der ledige Jakob Süffert aus Mittelbach aufgeführt, welche beide „von den Franzosen erschossen wurden“. Im folgenden Jahre fallen dann durch die Franzosen bzw. durch die Bauern die oben schon genannten drei Opfer im August 1690; ihnen gesellt sich im Oktober noch ein Soldat „aus dem fränkischen Truchsessischen Regimente“ bei. Im Jahre 1691, am 29. Januar, stirbt David Heymberger, „ein armer Mann, gewester Soldat auf Hohen Geroltzack“. Ihm folgt am 24. November 1691 eine Soldatenfrau aus dem Regiment des kaiserlichen Generals von Souches und am 29. Mai 1694 „ein Soldat, der im Dankersbach gestorben“. Das sind die letzten Spuren des langen Krie-

¹⁾ Er ist wohl derselbe, mit dem unser badischer Landsmann, der Hofprediger Abraham a Santa Clara von Kreenheinstetten bei Mespelkirch, sich einmal einen Scherz erlaubte; er sagte dem Grafen, er werde ihn am nächsten Sonntag in der Predigt einen Lumpen nennen; er tat es in der Weise, daß er gegen die Trunksucht predigte, und dabei schilderte er einen Dorflumpen und rief dann: „Und einem solchen Lumpen trauf man's Dorf an, indem man ihn noch zum Bürgermeister macht!“

ges. Zum Schlusse stirbt dann noch am 31. März 1696 der Gengenbacher Abt Placidus Thalmann, der all das Furchtbare hatte miterleben müssen.

Aus dem **T a u f b u c h** geben wir zunächst wieder die Zahlen; es fanden Taufen statt: 1688 : 164; 1689 : 113, davon von fremden Eltern 5; 1690 : 129, davon von fremden Eltern 8; 1691 : 121, davon von fremden Eltern 6; 1692 : 110; 1693 : 111; 1694 : 99; 1695 : 129; 1696 : 154. Wir sehen also hier die bereits bekannte Erscheinung: die Zahl der Geburten sinkt in den Kriegsjahren um ein Viertel bis ein Drittel, steigt aber mit Kriegsende sofort wieder ungefähr auf die alte Höhe an; daraus dürfte der Schluß erlaubt sein, daß dieser Pfälzische Erbfolgekrieg nicht so verwüstend unter der Bevölkerung gewüthet hat wie die früheren, insbesondere weniger wie der Dreißigjährige. Im Taufbuch merkt man von dem großen Brande anfangs des Krieges selbst wenig; die Ankunft der Kinder läßt sich eben nicht zum voraus regeln; sie kommen und werden dann nach der damaligen strengen Sitte sofort auch getauft; aber immerhin ist im September die letzte am 7. des Monats; dann folgt eine Pause bis zum 19. und von da eine noch größere bis zum 11. Oktober; im Oktober werden überhaupt nur 4 Kinder getauft; aber im November sind es dann schon wieder mehr als doppelt so viele; sehr wahrscheinlich wurden eben verschiedene Kinder in Folge des Brandes auswärts getauft. Auffallend nieder ist die Zahl der **Soldatenkinder** in den 9 Kriegsjahren von 1688—96; mehr als zwei jährlich sind es nie; die Eltern sind gewöhnlich Schwaben¹⁾.

Angefügt sei hier, daß um jene Zeit, nämlich am 7. Juni 1687, der einzige Fall verzeichnet ist, den ich bis jetzt in den vielen Gengenbacher Pfarrbüchern gefunden habe, daß ein Jude, Jakob Holländer, getauft wurde; wie es damals Sitte war, stellten sich die höchsten Herren als Paten, und weil es in Gengenbach keine Fürsten und Grafen gab, waren der Reichsschultheiß Johann Conrad Bischler und die Frau des Stettmeisters Friedrich Dornblüth Paten; der Neugetaufte heiratete danach am 4. Oktober eine Gengenbacherin.

Die **Kinder fremder Eltern** stammen wieder wie in den früheren Kriegen zumeist von Müttern, die hierher geflüchtet waren; sie erscheinen übrigens fast nur in den ersten Kriegsjahren; die Eltern stammen wieder aus Hofweier, Diersburg, Zunsweier, Ober- und Niederschopfheim, Ortenberg usw.; einige wenige stammen aus Tirol oder sind direkt als „**Vagabunden**“ eingeführt, die fast in keinem Jahre fehlen²⁾.

¹⁾ Ein unerbetenes Soldatenkind bekam hier am 12. Juni 1690 eine Magdalene Mühlenbach von Schönberg; sie war in Straßburg von einem französischen Soldaten mißbraucht worden.

²⁾ Im Januar 1689, also noch vor dem Brande, bekam auch die Frau des Schultheißen Harrant von Ottersweier hier ein Kind.

Beiden Hochzeiten zeigt sich dasselbe Bild. Es feierten ihre Verlobung: 1687 : 40; 1688 : 36; 1689 : 21; 1690 : 27; 1691 : 21; 1692 : 34; 1693 : 29; 1694 : 43; 1695 : 41; 1696 : 37.

Übrigens fand in all diesen Jahren nicht eine einzige Trauung eines Soldaten statt; dagegen hat man den Eindruck, daß mehr wie bisher Fremde sich ihre Braut in Gengenbach geholt oder auch sich nach der Verheiratung mit einer Gengenbacherin hier niedergelassen haben. Sie kommen aus Nachbardörfern, aber auch aus Wolfach, Nischalden und dem Schwabenlande und namentlich auch aus dem Elsaß. Ob früher hier liegende Soldaten oder eine auf der Flucht gemachte Bekanntschaft den Anlaß gaben, wer will das heute noch sagen? Auffallend ist, daß sich jetzt, wie auch in den folgenden Jahrzehnten noch, unter den Hochzeitern fast alljährlich auch Leute aus der fernen Schweiz befinden. Daß nach dem Dreißigjährigen Kriege viele Schweizer in das verödete und oft verlassene Oberbaden eingewandert sind, ist ja vielfach bewiesen worden; aber es ist immerhin bemerkenswert, daß sich Ausstrahlungen jener Flut auch hier immer wieder nachweisen lassen. — Um den Scharf-richter nicht zu vergessen! Der Gengenbacher „Meister“ Matheis Rheni ist gestorben; der Henker von Brumath bei Straßburg hört, daß er eine Witwe hinterlassen hat; nun führt er sie als Braut heim; immer schön in der Junft!

Der Franzosenbrand vom September 1689 tritt im Sponsalienbuche deutlich hervor; bis zum 16. Juni sind 17 Trauungen eingetragen; dann folgt ein leerer Raum; die nächste Trauung ist in Hausach; ihr folgt noch je eine am 16. Oktober und 16. November und zwei am 31. Dezember, das ist alles!

Der Spanische Erbfolgekrieg.

Kaum waren sechs Jahre vergangen, standen die Völker Europas wieder in einem großen Krieg; es drehte sich um die Krone von Spanien. Wer sollte dort König werden, ein Franzose oder ein Deutscher, ein Bourbone oder ein Habsburger?

Der Spanische Erbfolgekrieg wurde so verhängnisvoll für das deutsche Volk, weil der Kurfürst von Bayern sich auf die Seite der Franzosen stellte. Nun war es natürlich das Bestreben der Bayern und Franzosen, ihre Heere miteinander zu vereinigen; das war aber nur möglich, wenn die Heere irgendwie auch durch unsere Gegend zogen; so war das Kinzigthal alsbald in Mitleidenschaft gezogen.

Der Krieg begann im Herbst 1702; der badische Markgraf Ludwig Wilhelm, der von seinen Siegen gegen die Türken an den Rhein ge-

schickt worden war, nahm den Franzosen Landau ab; in seinem Lager befand sich der hochstrebende, tapfere Kaiser Joseph I., und bei letzterem war ein Gengenbacher als Hofkaplan, der nachmalige Abt von St. Blasien (1720—47), *Blasius Bender*.

Noch bevor dieser Krieg zu Ende ging, am „14. Wintermonat“ (= November) 1713 taufte man in Gengenbach seinem Bruder Hans Caspar, der natürlich, wie alle Bender, in der Regierung der Stadt eine Rolle spielte, einen Jungen, dem man den Namen seines geistlichen Onkels „*Johann Blasius*“ gab. Auch er sollte ein treuer Diener des Kaisers werden; denn dieser Junge wurde der berühmte Feldmarschall, der in den Türkenkriegen und in den Kriegen gegen den Preußenkönig Friedrich II. und das revolutionäre Frankreich gegen Ende des Jahrhunderts eine so bedeutende Rolle spielte und als Statthalter von Böhmen, 82jährig, am 20. November 1795 in Prag gestorben ist.

Es ist keine Frage, daß Gengenbach gerade an diesem Kriege besonderen Anteil nahm. Berührt wurde es am stärksten im Jahre 1703. Der französische Marschall *Villars* hatte am 20. Februar Kehl eingeschlossen und am 10. März genommen; am 26. April zog er durch das Kinzigtal, um sich mit den Bayern an der Donau zu vereinigen, was auch gelang.

Das *Totenbuch* verzeichnet schon für 1702 den Tod von drei Soldaten. Gerade für diese Zeit ist das Buch leider sehr unvollständig; es fehlen im *Totenbuch*, wie auch im *Ehebuche*, viele Jahrgänge ganz; vom Jahre 1703 wenigstens die beiden letzten Monate; wenn trotzdem in diesem Jahre in 10 Monaten etwa 110 erwachsene Tote notiert werden, so zeigen sich damit eben wieder die Kriegsfolgen: seuchenartige Krankheiten; an einzelnen Tagen sind 5, ja 7 Tote verzeichnet. Unter ihnen sind auch wieder Flüchtlinge aus Fessenbach und namentlich aus Zunsweier. Eine Frau aus letzterem Orte findet mit ihren vier Kindern in einem Hause in Berghaupten Unterschlupf; das Haus brennt ab, und Mutter und Kinder finden in den Flammen den Tod.

Unter den letzten Toten des Monats Oktober ist auch der Gengenbacher Reichsschultheiß, der „*wohledle Rechtsgelehrte Hansjörg Friedrich Dornblüth*“, dem dann in einigen Wochen auch der Schulmeister *Michel Bender* nachfolgt. Es ist wahrhaftig kein Wunder, daß die Jugend, die in solchen Zeiten heranwächst, nachher 1726 ff. bei ihrer Hochzeit größtenteils nicht einmal den eigenen Namen schreiben kann.

Ausschlußreicher noch wie das *Totenbuch* ist das *Taufbuch*. Lassen wir zuerst wieder die Zahlen sprechen; es wurden getauft: 1702 : 143; 1703 : 120; 1704 : 146; 1705 : 110; 1706 : 139; 1715 : 167.

Es tritt also auch jetzt wieder zunächst eine Verringerung der Gebur-

ten ein; aber sie ist nur unbedeutend, sie erholt sich rasch wieder, um bei Friedensschluß eine Rekordhöhe zu erklettern; der Krieg hatte sich eben in unserer Gegend nie festgesetzt; sie war nur von Durchzügen bedrückt worden.

Dagegen finden wir unter den Müttern der Kinder von 1702/04 wieder ziemlich viele Flüchtlinge. Es sind für das Jahr 1702 9 Soldatenkinder und 16 von fremden Müttern verzeichnet; zieht man sie von der oben angegebenen Zahl ab, so wird der Rückgang wesentlich deutlicher. Die Soldaten gehören zu Anfang dem fürstenbergischen Regiment an und stammten aus der Gegend von Stühlingen, das damals fürstenbergisch war; später sind es, soweit Angaben gemacht werden, Schwaben. Unter den Vätern sind auch zwei fürstenbergische Offiziere: der Leutnant Franz Ignaz Gripp von Freidenegg und der „Obrißtwachtmeister“ Franz Nikolaus Willemin von Nichenfeldt; bei beiden ist auch der Abt Augustin von Gengenbach Pate; Patin des ersten ist die Frau des Landvogts Christoph Günter von Finegg, beim Kinde des Oberstwachtmeysters ist die Gräfin Sophie von Fürstenberg selbst Patin.

Bemerkenswert ist für das Jahr 1702 die Heimat der fremden Mütter; keine einzige ist aus den Nachbarorten, wie wir sie sonst als die Heimat derer kennen, die in Kriegszeiten sich nach Gengenbach in Sicherheit bringen wollen. Der Krieg begann im Elsaß seitens der Franzosen und in Bayern-Tirol seitens der Bayern; demgemäß sind die Flüchtlinge jetzt teils aus dem Elsaß, mehr noch aber aus Oberschwaben: Ravensburg, Ellwangen, Lauingen an der Donau, Nördlingen, Dinkelscherben bei Augsburg und aus dem Allgäu und Tirol. Das arme Volk scheint damals ordentlich durcheinandergehetzt worden zu sein, wenn es so weit von der Heimat Schutz suchte.

Ganz anders ist das Bild im Jahre 1709, nachdem der Krieg nahegerückt ist; Soldatenkinder sind nur noch zwei angeführt; aber 14 Kinder von Flüchtlingen; fast alle übrigens in der ersten Hälfte des Jahres. Jetzt sind nur noch zwei Mütter aus Schwaben, dafür aber 12 aus den andern uns von den früheren Kriegen bekannten Nachbarorten; drei von Zunsweier, je zwei von Schutterwald und Oberschopfheim, je eine von Hofweier, Fessenbach, Weyerbach, Elgersweier und sogar aus Altenheim.

In den folgenden Jahren berührte der Krieg Gengenbach nicht mehr; er blieb allerdings oft genug nahe, wenn Kämpfe stattfanden zwischen Kehl und Ettlingen; es finden sich dann und wann noch Kinder von Soldaten und Fremden als Neugetaufte eingezeichnet; aber nur noch selten. Auch die Belagerung Freiburgs und seine heldenhafte Verteidigung vom Jahre 1713 geht ohne Spuren vorüber. —

Im E h e b u c h e fehlen die entscheidenden Jahre 1702/03 ganz; deshalb finden sich darin gar keine Spuren des langen Krieges. Wenn am 17. Februar 1713 der „Feldwaibel“ Christoph Behler aus der badischen Kompanie des Hauptmanns Baron von Griers die Tochter des Gengenbacher Maurermeisters Johann Burger heiratet, so hat das mit dem Kriege kaum etwas zu tun. Ganz friedlich war es bereits, als am 28. Januar 1715 der Syndikus der österreichischen Stadt Villingen, Franz Joseph Kettenacker, sich die Gengenbacher Tochter Maria Elisabeth des Kanzleidirektors Severin Columban Jüngling vom hiesigen Kloster als Ehefrau heimholt; aus ihrem Bunde entspringt 7 Jahre später der bekannte Benediktinerpater Paul Kettenacker († 1812) von St. Blasien, der sich gegen Ende des Jahrhunderts als Schriftsteller und tüchtiger Wirtschaftler einen bekannten Namen macht¹⁾. Man findet öfter, daß aus diesen Gengenbacher Patriziergeschlechtern Bender, Pistorius, Dornblüth usw. Benediktinerpatres hervorgehen.

Übrigens, wo sind heute die Geschlechter der Gengenbacher Schultheissen, Stettmeister und selbst Zwölfer? Kaum ein einziges ist in Gengenbach noch da. Ihre Söhne studierten, und daß in dem kleinen Gengenbach für studierte Herren keine Karriere zu machen war, ist begreiflich. Geblieben aber sind die B a u e r n g e s c h l e c h t e r, zumal in den zur Pfarrei gehörigen Nebenorten. Im Jahre 1726 nahm der Pfarrer Pater Dominikus Knollenberger eine „Volkszählung“ vor; es ergaben sich rund 3500 Pfarrangehörige; davon wohnten in der Stadt im engeren Sinne ohne die Patres 596, also etwa ein Sechstel, mit den Vororten (Oberdorf, Brückenhäuser und Vorleuthkirch und Binzmatt) waren es etwas über 1100, also noch immer kein Drittel. Das Gros der Bevölkerung wohnte auf dem Lande; mag sein, daß die Höfe draußen oft weniger litten als die Stadt, zumal im Jahre 1689; aber um so mehr zogen überflüssige Geschlechter vom Lande in die Stadt und ergänzten, was dort an Arbeitskräften fehlte. Der umgekehrte Fall blieb selten.

¹⁾ Bekanntlich war auch die Mutter des Feldmarschalls eine geborene Jüngling, sie war wohl die Schwester der Mutter des Paters Paul Kettenacker.

Augustin Kast.

Hexen in Haslach und Umgebung.

Vor mir liegen zwei vor etwa 300 Jahren geschriebene Rechnungsbücher aus dem Fürstlich Fürstenbergischen Archiv in Donaueschingen. Das eine, lose geheftet, enthält die Ausgaben des Amtes Haslach im Jahre 1615 und ist von dem Gräflich Fürstenbergischen Landschaffner (Rentmeister) Simon Finckh geschrieben. Dieser wurde später zum Oberamtmann ernannt und führte von 1630—1638 auch das andere Rechnungsbuch, das in Leder gebunden und tadellos erhalten ist. Dieses stellt die vollständige Baurechnung für das Kapuzinerkloster Haslach mit sämtlichen Ausgaben und den zu ihrer Deckung verwendeten Einnahmen dar. Wer nicht die Mühe scheut, sich durch die ermüdende Gleichförmigkeit solcher Rechnungen zu arbeiten, wird durch das Auffinden von mancherlei kulturgeschichtlichen Angaben belohnt. Diese gewinnen dadurch, daß sie zahlenmäßig belegt sind, noch an Wert; auch bewahrte der Zwang, sie möglichst kurz zu fassen, den Schreiber vor der Versuchung, die Tatsachen umdeuten zu wollen.

Gehen wir das erstgenannte Buch Seite für Seite durch, so stoßen wir auf eine Summe von 15 fl. 32½ kr., die für den Haslacher Bürger Adam Ilg vorläufig ausgelegt wurde und mit 5 % zu verzinzen war. Seine Frau, Agathe Gräberin, hatte das Unglück gehabt, am 20. März 1615 wegen — Hexerei mit Schwert und Feuer gerichtet worden zu sein. Die Bezahlung der Unkosten in der genannten Höhe lag nun dem Mann ob. Am gleichen Tage wie jene wurde Magdalena Dhwäldin wegen angeblichen Totschlags ihres Mannes und wegen Hexerei gerichtet, ferner Catharine Kreißin. Etwa 5 Wochen darauf (27. April 1615) fordert der Hexenwahn schon wieder vier Opfer: Maria Jößin, Anna Doldin, Anna Schottin, Maria Schirerin, alle von Haslach. Am 12. August desselben Jahres wurden zwei Personen der Umgebung von Haslach, nämlich die Barbara Georgin von Welschenbollenbach und der Bürger Jacob Dold in Bollenbach, gerichtet. Ein anderer Fall wirkt gerade durch die kargen Worte, mit denen er mitgeteilt wird, erschütternd: Am 18. Mai 1615 wurde die Catherina Bruggerin von Mühlenbach „todt im Thurn“ [Turm¹⁾] gefunden; sie habe die Hexerei schon

¹⁾ In den Akten habe ich nur einmal (1673) den Namen „Hexenturm“ gefunden, doch war nicht festzustellen, wo dieser stand.

„bekhändt“ [gestanden] gehabt. Zweifellos war die Arme der unmenschlichen Grausamkeit der Folter erlegen. Ja, man trieb den Wahnsinn so weit, daß man das 12jährige (!) Töchterlein des verstorbenen Hans Jakob Hamlele „einzog“, das angeblich von ihrer — Großmutter, der schon genannten Anna Doldin, „verführt“ worden war. Das Gleiche geschah mit der 9jährigen (!) Tochter des Hans Dßwald, bei der Maria Jöfin als Verführerin angegeben ist. Wer es weiß, welche abscheulichen Dinge oft von den „Hexen“ eingestanden wurden, um weiteren Folterungen zu entgehen, kann es sich denken, wie das Verhör der beiden Kinder ausgefallen sein mag. Wahrscheinlich mißlang aber der Versuch, sie zu Hexen zu stempeln; denn am 12. Juni 1615 wurden sie wieder „ledig gelassen“. Die Unkosten für die Untersuchung, die Zehrung und Hinrichtung der 12 beziehungsweise 10 Personen beliefen sich auf 509 Gulden. Diese Summe mußte von den Erben und Angehörigen wieder ersetzt werden, so daß, wie Finckh einträgt, „meiner gnädigen Herrschaft noch zu zahlen verblieben . . . nichts“.

Ich überlasse es dem Leser, sich alle die seelischen und leiblichen Qualen zu vergegenwärtigen, denen diese bedauernswerten Opfer menschlicher Geistesverwirrung von der ersten peinlichen Untersuchung über die Folterungen bis zum schrecklichen Lebensende ausgesetzt wurden. Unter den mancherlei Arten der Foltern scheint, wie aus andern Veröffentlichungen geschlossen werden kann, im Kinzigtal das sogenannte „Aufziehen“ besonders häufig angewandt worden zu sein. Es bestand darin, daß die Hände auf den Rücken gebunden und dann mit einem Seil umschlungen wurden, mit dessen Hilfe der Körper öfters aufgezogen und wieder schnell abgelassen wurde, wobei oft noch an die Füße schwere Steine gebunden wurden, um den Zug zu vergrößern.

Die Namen der in der Klosterbaurechnung aufgeführten Hexen hat zwar Heinrich Hansjakob im Freiburger Diözesanarchiv IV., S. 138, schon veröffentlicht, doch geschieht dies so beiläufig, daß wohl die folgenden näheren Ausführungen dem Geschichtsfreund willkommen sein werden.

Rein äußerlich betrachtet, muß die Tatsache, daß ein Zehntel des Vermögens der hingerichteten Hexen für den Bau eines Klosters verwendet wurde, höchst befremdend wirken. Dies muß auch Finckh empfunden haben, denn er schickt diesem Teil der Einnahmen eine besondere Einleitung voraus, die wohl in gewissem Sinne als Rechtfertigung für die wieder aufgenommene Hexenverfolgung dienen sollte. Danach hätten die Untertanen des Grafen Friedrich Rudolf selbst bei diesem „suppliciert, die Hexen und Hexenmeister, wâ [wo immer] die erfahren werden kindten [ausfindig gemacht werden könnten], einzuziehen

und auszureithen [auszuroffen]“. Auch bei den „Landtäggen“¹⁾ sei dessen einige Male „Andeithung“ getan und am 23. April 1630 beschlossen worden, daß „bei allen dergleichen Leuthen, sowohl Mann als Wenbs Persohnen, Ledigen oder Verheurathen, die von dato in solchem Laster der H e r e r e i behaft erfunden werden, neben den biß über daß Malefikh [Hinrichtung] uffgehenden Unkosten auch der zehende Pfenning ihres Vermögens vieler erheblicher Ursachen halben eingezogen, aber doch nit zue hochgedachts unßers Genedigen Landtgraven und Herren Nutzen, sonder ad pios usus [frommen Zwecken] alls zu ainem Spital, ArmenCasten, guettleuthhauß oder gemainer Landtschaftt in andere Weeg [auf andere Weise] zum besten solle angelegt werden“. Am 5. Februar 1631 kam man nochmals auf dem Rathhaus in Haslach zusammen und beschloß, den sich von der vorjährigen Tagung ab ergebenden „zehenden“ Pfennig zum Bau des Kapuzinerklosters in Haslach zu verwenden.

Als ersten Sünder, bei dem der Beschluß Anwendung fand, führt Finckh den Weber Hans Bruckher „in Höffen [?] im Mühlenbach“ an, der am 22. Mai 1630 wegen der Sodomia [widernatürliche Unzucht] eingezogen worden sei, aber auch zugleich die Zauberei und Hererei bekannt habe. Vermögen nach Abzug der Schulden 475 fl. 25½ kr., der zehnte Pfennig also 47 fl. 35 kr. Zwei Jahre darauf (27. 5. 1632) wurde auch sein Sohn Conrad und seine Tochter Barbara „justificiert“ [hingerichtet], der erstere wegen des gleichen Vergehens wie der Vater; bei der Tochter ist der Grund nicht angegeben. Am gleichen Tag wie Hans Bruckher alt wurde eine Witwe aus dem „Diethenthal“, Stabs Mühlenbach, namens Maria Guetmännin, Frau des Urban Krömer selig, „der Hererei halben mit Schwerdt und Feur justificiert“. Vermögen 2745 Gulden, Zehntel nach Abzug des sogenannten Drittels 247 fl. 39 kr. Schon am 17. Mai 1630 war eine andere Witwe, Anna Ramstainerin von Schnellingen, Frau des Andreas Haid selig, wegen Hererei justificiert worden. Vermögen 1883 fl. 40 kr., Zehntel 188 fl. 22 kr. In der „Nachteilung“ stellten sich noch weitere 73 fl. 24 kr. heraus, das Zehntel daraus betrug 7 fl. 20 kr.; ferner fand man noch nachträglich 10 „Philipps“²⁾, die von den Erben dem Kloster „gelassen“ wurden; ihr Wert betrug 16 fl. 40 kr.

Am genauesten bespricht Finckh den Fall mit dem „nahendt [beinahe] 100jährigen Georg Thomma uff der Pfauß“ [Zinken von Mühlenbach].

¹⁾ Tagungen der Landschaftsaussschüsse, bei denen über die allgemeinen Anliegen, besonders die Steuern, Beschlüsse gefaßt wurden. Sie wurden nicht gewählt, sondern bestanden aus den Schultheißen und Dorfvögten der betreffenden „Landschaft“.

²⁾ Taler Philipps II. von Spanien, in Brabant (Brüssel) geprägt und im Rhein- gebiet viel verbreitet.

Er war „sehr starckh von unterschiedlichen Mann und Wenbs Persohnen für ain Hexenmaister angeben undt von Rechtsgelerthen geschlossen worden, ihn zu beschickhen undt mit den der Zeit Verhafften zu Confrondieren, so beschehen, die ihm alles under augen gesagt, wie sie ihn gesehen undt was er ihnen verbringen helffen, er hat aber dessen nit gestehen wollen, jedoch, daß er in seiner Jugendt ledigerweiß, auch hernach im Ehestandt unterschiedliche Sodomia begangen, dahero er auch den 17. Mai mit Schwerdt und Feur gerichtet worden“. Vermögen 3672 fl. 50 kr., Zehntel 367 fl. 17 kr. Auch eine Welschensteinacherin, die Witwe Brigitta Mellertin, Frau von Hans Weber selig, wurde wegen Hexerei eingezogen und gerichtet. Vermögen 85 fl. 7½ kr., Zehntel 8 fl. 30 kr.

Als letzte Hexe führt Finckh eine weitere Welschensteinacherin namens Brigitta, die Frau des Jacob Buchholz, an. Sie wurde zugleich mit ihrer Landsmännin Brigitta Mellertin gerichtet. Ihr Mann begehrt, ihn „des zehendten Pfennings halben ohnangefochten zu lassen, biß nach seinem Todt soll man vom halben guett den zehendten Pfennig einziehen.“

Was Disch in seiner vortrefflichen „Chronik von Wolfach“ von dem dortigen Pfarrherrn Briccius sagt, gilt auch für den Oberamtmann Simon Finckh. Es ist fast unbegreiflich, wie dieser edelgesinnte, gerechte und gewissenhafte Mann, dieser große Wohltäter, der sich durch seine Almosenstiftung während dreier Jahrhunderte zahlreiche Arme zu Dank verpflichtete, der herzlosen Hexenverfolgung seine Dienste leihen konnte. Soweit ich bis jetzt feststellen konnte, war übrigens die Zahl der Opfer in seinem Amtsbereich während seiner Dienstzeit gegenüber denen in andern Teilen Deutschlands verhältnismäßig gering. Darf man das vielleicht dem Einfluß Finckhs, der auch bei dem Grafen viel galt, zuschreiben?

Durch einen merkwürdigen Umstand gibt die Klosterbaurechnung auch Einblick in die Bestrafung anderer Vergehen. Zum besseren Verständnis muß ich ein klein wenig weiter zurückgreifen. Der Vater des Grafen Friedrich Rudolf, Christoph II., hatte schon 1612 oder 1613 den Plan gefaßt, eine Kapelle mit Kaplanei in Haslach zu stiften¹⁾. Zur Beschaffung der Mittel hatte er bestimmt, daß gewisse Einkünfte, wozu auch die Strafen für verschiedene Vergehen, besonders solche gegen die Sittlichkeit, gehörten, ausgeschieden und angesammelt werden sollten. Finckh legte sich ein besonderes Büchlein, die „Capellenrechnung“, an, ließ das Geld aber nicht zinslos liegen, sondern ließ es wieder aus. Graf Friedrich Rudolf bestimmte nun 1631, daß der größte Teil davon zum

¹⁾ Durch seinen gewaltsamen Tod (5. 1. 1614) wurde er an der Ausführung gehindert.

Bau des Kapuzinerklosters verwendet werden solle, weshalb Finckh die ausgeliehenen Kapitalien nach und nach wieder einzog und schließlich die Kapellenrechnung in die Klosterbaurechnung überführte. Durch diesen Umstand erfahren wir von ihm, trotzdem die erstere Rechnung verloren ging, aus der letzteren, für welche Vergehen die Geldbußen ausgesprochen wurden. Zu Lebzeiten Christophs schon war Ottilia Steinerin, eine „eingezogene Hex“, angeklagt, mit „etlichen Verehrlichten Männern und ledigen Gesellen zu thuen gehabt“ zu haben. Sie und ihre zwei „Gespihlen“, die Bächlerin¹⁾ und groß Anna, die Hebamme, wurden in die im „inneren Graben“ neuerbauten „Gefengknusse“ gebracht und dann justifiziert, außerdem aber mit einer Geldstrafe von 418 Gulden belegt, die nach Abzug der Unkosten (57 fl.) und der Baukosten der Gefängnisse (26 fl.) dem Kapellengut einverleibt wurden. Die Gefängnisse können nur sehr bescheidene Gelasse gewesen sein. Wie später bei dem Fall des alten Thoma, wurde auch bei der Bestrafung des Mühlenbachers Jacob Keller der Rat von Rechtsgelehrten eingeholt. Er hatte mit seiner Stieftochter Anna Bruckherin durch „Inceste gesündigt“. Auch wegen des Welschensteinachers Hans Weber, der sich mit „seines Weibs Schwester Eva Mellerthin“ vergangen hatte, wurden Rechtsgelehrte beigezogen. Jede dieser Personen wurde neben Gefängnis und öffentlicher Kirchenbuße mit 100 Gulden bestraft, die wieder dem Kapellengut zuströmen. In der Folge ersetzte man die Gefängnisstrafen für Unzucht teilweise durch Geldbußen, indem man für je einen Tag von 24 Stunden einen halben Gulden ansetzte. Auffällig ist, wie streng in jenen Kriegszeiten mit ihrer allgemeinen Unsicherheit Eigentumsvergehen geahndet wurden. Christina Buechholzin, des „Steintheißen“ Witib im Hagsbach, Stabs Mühlenbach, hatte ihr 14jähriges Mädchen „Barbelle“ mit drei Strolchen hin und wieder nachts in Bauernhöfe geschickt, damit sie ihnen helfe, das gestohlene Gut in ihr Häuslein zu tragen. Die Diebe wurden gefaßt, zwei davon gehängt und einer mit dem Schwert gerichtet. Mutter und Tochter erhielten Gefängnis und mußten zum Spott „neben den Strolchen am Malefiz stehen“ und außerdem 20 fl. bezahlen, die für den Klosterbau verwendet wurden.

Im Juli 1632 hatte ein Welschensteinacher namens Georg Uhl „vollen Weins übel geschworen“ und wurde für 2 R Wachs um 1 fl. 20 kr. gestraft.

Zum Schluß sei noch ein Vorfall heiterer Natur erwähnt. Im Juni 1631 wurde „die Wehre allhie besichtigt“, das heißt eine Art Musterung der Waffenfähigen vorgenommen. Drei Mühlenbacher Bauern veran-

¹⁾ Hansjakob schreibt irrthümlich „Bühlerin“ und verlegt fälschlich die Hinrichtung der drei genannten Personen in die Jahre 1630/31.

lasten dabei einen Streit, in dessen Verlauf die Mühlenbacher Fahne „ganz zerrissen, die Stange zerbrochen und also zu großem gespöht der Fahne verloren“ wurde. Die Missetäter wurden auf Anordnung des Grafen um 100 Reichstaler = 150 fl. gestraft. Auf ihr inständiges Bitten wurde ihnen ein Viertel der Buße erlassen, so daß sie nur noch 112 fl. 30 kr. berappen mußten, die zur Bezahlung eines — Altargemäldes¹⁾ für die Klosterkirche verwendet wurden!

Ich bin mir wohl bewußt, daß man aus meinen Ausführungen den Schluß ziehen könnte, das Kloster sei in der Hauptsache aus Strafgeldern errichtet worden. Das war jedoch keineswegs der Fall, sondern die Herrschaft verzichtete zugunsten des Klosterbaus auf bestimmte jährliche Einkünfte und stellte außerdem einen großen Teil der Baustoffe. Aus der Überlassung des sonst der Herrschaft zustehenden sogenannten Maßpfennigs, einer Steuer auf Getränke, ergaben sich z. B. nicht weniger als 2015 fl. 54 Kr. Die innere Einrichtung der Klosterkirche, Tabernakel, Kanzel, Kelche und Messgewänder wurden durch freiwillige Spenden von Bürgern und Beamten beschafft. Auch hier ging Finckh mit gutem Beispiel voran, indem er zusammen mit seinen beiden Wolfacher Vettern, dem Stadtschreiber Johannes Finckh und dem Oberamtmann Bratislaus Finckh, die Kosten für eine in Augsburg gefertigte Monstranz und ein Ciborium (Speisekelch) im Betrage von 146 fl. 55 kr. bezahlte. Für die Leser Hansjakobs sei folgender Eintrag Finckhs mitgeteilt: „Item den 20. 10bris [Dezember] 637 [1637] hat mir Herr Leutnant Leonhardt Rupp erlegt, so er von unterschiedlichen Soldathen empfangen 2 Ducaten undt 3 goldtgulden thuen 12 fl. 24 kr.“ Rupp ist der Held der geschichtlichen Erzählung „Der Leutnant von Hasle“.

Die Herrschaft unterstützte das Kloster dauernd mit Getreide, Fleisch und Fischen. Die Kapuziner wirkten in Haslach und Umgebung segensreich, und der Wunsch, den Finckh auf die Titelseite seiner Rechnung schrieb, ging in Erfüllung: „Der ewige [ewige], barmherzige Gott wolle dies arme Gotteshäusle in seine göttliche Protection nemen²⁾, jeder zeit solche Arbeitther darein schicken, die nit allein denen, so ihr Steuer und Hilf zu diesem gezeiget, sonder allen nachvolgendten des Ambtes Haslach Underthanen und allen getrewherzigen Benachbarthen zur Sterckhung Leib und Seelen und allen ihren Nöthen und Anligen trost- und hilfflich sein kinden. Diese alle wellen ihnen [sich] belieben lassen, für mich Gott den Allmechtigen zu bitten. Endtgegen winsch und beger ich verzenhung

¹⁾ Siehe hierzu meinen Aufsatz in der „Ortenau“ 1931.

²⁾ An der hinteren Giebelwand der Klosterkirche habe ich hoch oben die Worte entdeckt: Difes Closter stet in Gottes Hand.

aller ihrer und meiner Sinden. Amen.“ In den furchtbaren Kriegsnöten, von denen bald darauf das Kinzigtal heimgesucht wurde, harrten die Kapuziner mutig aus und waren sowohl den Einwohnern, als auch den Freunden und Feinden, die abwechselnd die Stadt besetzten, „trost- und hilfflich“. In die Finsternis des Hexenwahns fiel gerade im Jahre 1631 ein Lichtstrahl, indem der Jesuit Friedrich Spee von Langensfeld, ein Edler von Geburt und von Gesinnung, seine *Cautio criminalis*, eine Kampfschrift gegen die Hexenverfolgung, erscheinen ließ. Es dauerte zwar noch lange, bis die Vernunft überall die Oberhand gewann und auch die Folter zur Erzwingung von Geständnissen abgeschafft wurde. Im Volke selbst ist der Glaube an Hexenmacht bis heute noch keineswegs erloschen, trotzdem die Gerichtsverhandlungen immer wieder zeigen, daß Betrüger die Hand im Spiele haben. Der letzte Grund für viele Formen des Aberglaubens liegt in dem Wunsche des Menschen, für die vielen Rätsel, die ihn zeit seines Lebens umgeben und begleiten und die keine Wissenschaft jemals restlos lösen wird, eine Erklärung zu finden. Die größten Geheimnisse aber birgt das Seelenleben des Menschen, und gerade die großen Dichter Shakespeare und Goethe haben ihre Werke mit dem Wirken der „Dämonen“ in- und außerhalb der menschlichen Brust getränkt.

Otto Göller.

Georg Ehret (1835–1927).

Leben und Wirken eines heimattreuen Deutsch-Amerikaners.

Unter den vielen, die im vergangenen Jahrhundert unsere Heimat verließen, war ein junger Mann, der einer der hervorragendsten Vertreter des Deutschtums in Amerika werden sollte: Georg Ehret.

Am 6. April 1835 wurde er in Hofweier geboren. Sein Vater war der Küfer Anselm Ehret, seine Mutter hieß Magdalene, geb. Michel. In Offenburg lernte Georg den Bierbrauerberuf und kam dann als zünftiger Brauerbursch nach Heidelberg, Mannheim und Oggersheim. Im Jahre 1857 folgte er seinem Vater, der schon fünf Jahre vorher ausgewandert war, über das große Wasser nach Newyork und trat dort in die Brauerei Hüpfel ein. Sein Werdegang ist bezeichnend für einen wackeren und wagemutigen jungen Deutschen, der in das Land der unbegrenzten Möglichkeiten nichts mitbrachte als solide Fachkenntnisse, einen beharrlichen Fleiß, Geschäftssinn und eine eiserne Tatkraft. Vermöge dieser Eigenschaften brachte er es bald zum Braumeister. 1864 vermählte er sich mit der Deutschamerikanerin Anna Haßlocher, die ihm 3 Söhne und 6 Töchter schenkte. Die Gattin, mit der er in glücklicher Ehe lebte, starb schon 1899. Ein Sohn und eine Tochter sind ihm im Tode vorausgegangen. Im Jahre 1866 machte er sich selbständig und gründete eine eigene Brauerei. Hart mußte er um sein Dasein kämpfen. Schicksalsschläge sind ihm nicht erspart geblieben. So vernichtete im Jahre 1870 ein Brand seinen ganzen Betrieb. Er stand vor dem Nichts. Aber sein unbeugsamer Lebenswille und seine nie erlahmende Tatkraft führten ihn zum Ziel. In den folgenden sechs Jahrzehnten wuchs seine Brauerei zu einem Riesenunternehmen heran. Ferner vermehrte er seinen Wohlstand durch zahlreiche Grundstücksgeschäfte. Sein Heim, das er in der Park Avenue No. 1197 erbaute, ist eines der schönsten Gebäude im nördlichen Stadtteil Newyorks. 1917 hatte sein Vermögen einen Wert von 40 Millionen Dollar erreicht. Im Jahre 1925 war er der zweithöchstbesteuerte Bürger der Millionenstadt. Er zahlte mehr Steuern als die Rockefellers, Vanderbildts und andere. Man nannte ihn den Industriekapitän.

Georg Ehret war gegen alle Wirtschaftskrisen gefeit. Auch die nationale Prohibition, die auf verfassungsmäßigem Wege die Herstellung von Getränken mit über $\frac{1}{2}$ % Alkohol verbot und die amerikanische Brauindustrie lahmlegte, konnte ihm nichts anhaben. Da das leichte Bier keinen Anklang fand, wurde es auch in Ehrets Brauerei öde und still. In gerechtem Zorn geißelte er diese Maßnahme, aber nicht aus materiellen Gründen; sondern er verurteilte die Prohibition als „fundamental unmoralisch“, weil sie „Unehrllichkeit und Mißachtung des Gesetzes“ zur Folge habe. Es kränkte ihn, daß ein angesehenener Beruf „geächtet und verfemt“ wurde. Aber der Brauherr, der sein Unternehmen bis ins hohe Alter selbst leitete, hielt sich streng an die gesetzlichen Vorschriften und verlangte dasselbe auch von seinem Personal. Und darin zeigt sich sein deutsches Gemüt. Deutsche Gründlichkeit und Ehrlichkeit, Geradheit und Offenheit kennzeichneten sein Wesen. Und diesem wurde er nie untreu. Sein ganzes Leben lang ist er der grundehrliche, biedere, anspruchslose Bürgersmann, der schlichte Sohn seiner badischen Heimat geblieben. Zum Heer seiner Gefolgschaft stand er in einem väterlichen Verhältnis.



Georg Ehret.

Im öffentlichen Leben spielte er eine entscheidende Rolle. Die Entwicklung der Stadt Neuyork hat er maßgebend beeinflusst. Er unterstützte alle edlen Bestrebungen. Er war ein eifriger Förderer der Kunst. Die deutschen Turn- und Gesangsvereine wurden von ihm bedacht. Besonders gehörte seine Liebe dem deutschen Lied. Die deutsche Muttersprache blieb ihm teuer. Er war immer stolz auf seine deutsche Herkunft und hielt fest am Deutschtum. Das hat ihm im Weltkrieg auch geschadet. Als Amerika im Jahre 1917 in den Krieg eintrat, weilte Georg in Deutschland und in der Schweiz. Infolge seiner erzwungenen längeren Abwesenheit beschlagnahmte die Regierung der Vereinigten Staaten sein ganzes Vermögen, gab es aber wieder heraus, als er entschieden Verwahrung einlegte.

Georg Ehret ging nicht im Gelderwerb auf. Sein Reichtum kam immer wieder der Gemeinschaft zugute. Er hatte ein warmes Herz für seine Mitbürger und Landsleute. Not lindern war ihm ein Bedürfnis. Die größte Freude hatte er, wenn er andere glücklich machen konnte.

Für Bedürftige, Kranke und Waisen in der alten und neuen Heimat hat er Hunderttausende geopfert.

Seine Heimat liebte er mit allen Fasern seines Herzens. Immer war er mit seinem Heimatdorf verbunden. Das zeigt der Briefwechsel, den er noch im hohen Alter mit Pfarrer Doll unterhielt. 63 Jahre, nachdem er seine Heimat verlassen hatte, schreibt er: „Es ist mir immer eine Freude, von Ihnen zu hören und zu erfahren, daß es Ihnen und der Gemeinde Hofweier gut geht“. Schmerzlich muß es für ihn gewesen sein, als Amerika den Mittelmächten den Krieg erklärte, um das Vernichtungswerk an Deutschland vollenden zu helfen, und Deutsche gegen Deutsche kämpfen mußten. Seine Tochter, Frau von Jedliß, schrieb am 27. Mai 1920: „Hoffen wir, daß bald bessere Zeiten für die Völker kommen werden“. Vor dem Krieg hat Georg Ehret sein Heimatdorf auch einige Male besucht. Diese Besuche waren für Hofweier große Feste, die den meisten Dorfgenoßen noch gut in Erinnerung sind. Die Schuljugend und die Vereine, die den großen Sohn der Heimat am Eingang des Dorfes festlich empfingen, wurden reich bewirtet. Der schönste Beweis von Ehrets Heimatliebe aber sind seine Stiftungen und Schenkungen. Seine Verwandten und viele bedürftige Landsleute hat er immer liebevoll unterstützt. Pfarrei und Gemeinde wurden oft reich bedacht. Im Jahre 1890 stiftete er eine ansehnliche Summe zur Kirchenrestauration. 1905 ließ er in der Kirche eine neue Orgel bauen. 1919 ersetzte er die Prospektpfeifen, die im Kriege abgeliefert worden waren. Schwesternhaus und Kleinkinderschule verdanken ihm ihr Entstehen. Zu deren Unterhaltung stiftete er 1922 ein Kapital von 200 000 Mk., das aber durch die Inflation verloren ging. Der Freiwilligen Feuerwehr schenkte er eine neue Fahne, dem Turnverein Geräte, dem Musikverein Instrumente. Fünf Hofweierer Bürger erhielten im August 1921 130 000 Mk. für Bauzwecke zur Behebung der Wohnungsnot. Das schönste Geschenk an seine Heimat aber sind die Kirchturmuhre und fünf Kirchenglocken, deren größte den Namen des Stifters trägt. Rührend ist es zu lesen, mit welcher großem Interesse sich Georg Ehret um den Guß der Glocken kümmerte. Am 27. Mai 1920 schrieb er an Pfarrer Doll: „Ich hoffe, die Glocken fallen zu Ihrer Zufriedenheit aus. Beten Sie, daß es auch mir noch einmal im Leben vergönnt sein möchte, diese zu hören.“ Am 8. Dezember 1920 heißt es in einem Brief der Frau Baron von Jedliß: „Mit jeder Post von drüben lauert Papa auf die Nachricht, ob die Glocken wohl fertig sind. Herr Stangen (Ehrets Schwiegersohn, Kommerzienrat in Berlin) schrieb uns, daß dieselben nun endlich am 26. Oktober gegossen worden sind. Da läßt Papa Ihnen sagen, daß er hofft, daß Sie und alle Hofweierer die große Freude haben werden, diese



Geburtshaus von Georg Ehret.

Glocken zum ersten Mal am heiligen Abend zu hören, wenn das Glockenspiel das heilige Christfest einläutet, und daß die Töne bald bessere Zeiten verkünden möchten. Wir hoffen, daß der Klang der Glocken schön und vollkommen gelungen ist, und daß dieselben nie wieder den dortigen Bewohnern Schweres und Trauriges werden verkünden müssen, wie Ihre alten Glocken dies tun mußten, die dem Vaterlande geopfert werden mußten". Wie sehr sich der Wohltäter freute über das gelungene Werk, zeigt der Brief, den Kommerzienrat Stangen nach seiner Ankunft in Neuyork am 12. Februar 1921 schrieb: „Seine (Herrn Ehrets) Freude war groß und herzlich, als ich ihm erzählte, wie wunderbar und mächtig die neuen Glocken klingen, und sein Herzenswunsch ist, daß es ihm vergönnt, das herrliche Geläut recht bald selbst hören zu können". Aber der Herzenswunsch des Heimattreuen sollte nicht mehr in Erfüllung gehen. Frau von Zedlitz gab wohl am 14. Februar 1922 nochmals der zuversichtlichen Hoffnung Ausdruck, „daß Papa sie im kommenden Sommer nach Deutschland begleiten wird". Aber die Reise war für den 87jährigen eben doch zu beschwerlich.

Ein lange Lebensdauer war unserem Landsmann beschieden, so daß er sein Werk in unbeirrtem Zuge aufwärts führen und zur Vollendung

bringen konnte. Bis ins hohe Greisenalter blieb er rüstig. Am 6. April 1925 konnte er in geistiger und körperlicher Frische seinen 90. Geburtstag feiern. In Neuyork wurden große Feiern veranstaltet. Aus allen Weltteilen gingen dem Jubilar Glückwünsche und Ehrungen zu. Sie galten dem „Fürsten der Industrie“, dem „Pionier segensbringender Arbeit, der durch seine gewaltigen geschäftlichen Erfolge niemals in Gefahr geriet, seinen schönsten Ruhmestitel, den eines echten deutschen Ehrentages, einzubüßen“, dem „größten deutsch-amerikanischen Wohltäter aller Zeiten“. Auch die Heimatgemeinde Hofweier gedachte an diesem Ehrentag ihres großen Wohltäters. Am frühen Morgen versammelten sich viele Dorfgenosser in der Kirche zum Dankgottesdienst. Besonders feierlich erklang an diesem Tag die Georgsglocke.

Doch bald war dem großen und edlen Leben das Ende gesetzt. Bei kaltem Wetter zog sich Georg Ehret auf seinem gewohnten Gang zu seinem Betrieb eine Erkältung zu. Das Krankenlager war nur von kurzer Dauer. Am 21. Januar 1927 erlag er einer Lungenentzündung im Alter von fast 92 Jahren. In Neuyork war tiefe Trauer. Mayor Walker, das Stadtoberhaupt, bekannte: „Ich bin stets ein großer Bewunderer Herrn Ehrets gewesen, dessen Freundschaft ich besaß, und die ich nie vergessen werde. Sein Hinscheiden bedeutet für unsere Stadt einen herben Verlust“. Groß war das Leid bei den deutschen Vereinen um den verstorbenen Ehrenpräsidenten der Vereinigten Deutschen Gesellschaften. Dem Entschlafenen wurden fürstliche Ehren zuteil. In der St.-Patrick-Kathedrale wurde ein feierliches Totenamt zelebriert. Kardinal Hayes, der Erzbischof von Neuyork, erteilte den Segen. Der deutsche Botschafter in Washington hatte zur Trauerfeier einen Vertreter entsandt. Ein großes Trauergesolge erwies dem großen Toten die letzte Ehre. Auf den Straßen, durch welche sich der Trauerzug bewegte, mußte zur Aufrechterhaltung der Ordnung ein besonderes Polizeiaufgebot bereitgestellt werden. Auf dem Woodlauer-Friedhof wurde der Verstorbene im Beisein seiner Angehörigen, Freunde und Angestellten beigesetzt.

Georg Ehret, „der Pionier der Stadt Neuyork, bleibt mit der deutsch-amerikanischen Geschichte der Stadt unlöslich verbunden“. So sagte Mayor Walker. Auch die Heimatgemeinde Hofweier schuldet ihrem größten Sohne unendlichen Dank. Wenn sich im Dorf noch kein Gedenkstein erhebt, Georg Ehret hat durch seine guten Werke sich im Herzen seiner Landsleute selbst ein Denkmal gesetzt.

Otto Kähni.

Die Niederschopfheimer Zunft.

Das Zunftleben war wohl ein Merkmal des städtischen Lebens; denn das Handwerk machte den Kern des städtischen Bürgertums aus. Als aber die Verengung des handwerklichen Lebensraumes einsetzte, schlossen sich auch die ländlichen Handwerker vielerorts zu Zünften zusammen, um jedem zwar nicht ein reiches, aber auskömmliches Dasein zu sichern. Das mag auch der Grund für die Errichtung der Niederschopfheimer Zunft gewesen sein. Im Jahre 1720 baten die Niederschopfheimer Handwerksmeister die Markgräfin Franziska Sibylla Augusta, ihnen eine Abschrift der markgräflich baden-badischen Zunftordnung zu bewilligen. In dem Bestätigungsbrief der Markgräfin heißt es, daß sie „ihre unterthänigste Bitte angesehen und daraufhin aus landesfürstl. Macht u. Gewalt immer so wohl zu Haltung guter Polizen als des Landes Underthanen und Inwohnern selbst zuom besten nochgeschriebene Ordnung gebe und zustellen lasse“. In den folgenden Jahren hören wir aber von dieser Zunftordnung nichts. Wahrscheinlich gaben die Herren von Binzburg, die die Gerichtsherrn von Niederschopfheim waren, ihre Zustimmung nicht. Erst 1748 bestätigt der Binzburgische Amtmann Lindenmeyer die Gründung der Zunft und die Einführung der baden-badischen Zunftartikel. Die Urkunde lautet:

Kundt undt zu wissen seye hiemit. Demnach die samtlliche Meister zu Niederschopfheim bey jüngsthinigen hohen gegenwarth Ihre Erzellenz der Frey Reichs Hochwohlgebohrnen Freyfrauen von Franckenstein, Frauen zu Binzburg, Niederschopfheim, Allmanns- und Wittenweyer, als gnädig hochgebiethender Herrschaft unterthänigst gebetten, daß unter Ihnen zu ihrem scheinbahren Nutzen auch aufnahm deren Handwerkhern von hoher Obrigkeit wegen zu Niederschopfheim eine ordentliche Zunft errichtet und sie zu diesem Ende mit denen nötigen Zunft- und Handwerks-Articlen, welche der Röm. Reichs Polizen Ordnung und in benachbarten Reichsterritoriis (Lahr-Mahlberg) aufgerichten Zünften üblich wären, versehen werden möchten. Und nun dieselbe bey Ambt in einer beglaubten Abschrift eine Zunftordnung aus denen anliegenden hochfürstlich Baden-Badischen Landen producirt und selbige zur revision gehorsambst übergeben haben, hierauf auch diese soforth sowohl von mir, dem unterschribenen Amtmann, als von gnädiger Herrschaft selbst examinirt und revidiert und mir demnächst unterm 15ten dieses M. von gnädiger Herrschaft der Befehl ertheilt worden, vorgedachte Zunft- u. Handwerks-Articlen, so wie sie hier oben von worth zu worth verzeichnet seyn, in dessen biß zur Einlangung gnädig herrschaftlicher Confirmation selbst von Amtswegen zu bestättigen und zu confirmieren; Also confirmiere u. bestättige ich auch diese also undt dergestalten, daß vorstehende Ordnung und Zunft-Articlen biß auf weithere von gnädiger Herrschaft gut befindende

Ander-, Minder- oder Mehrung, auch gänzlichen Aufhebung, als welche alles sammt allen herrschaftlichen Oberherrlichen Recht- u. Gerechtigkeiten per expresse hierdurch vorbehalten wird von männlichen und zwar bey Vermeydung der einverleibten Strafgehorsambst nachgelebt werden solle.

Dessen zu urkundt habe mich eigenhändig unterschriben und des Binzburg-hochfrenherrlich-frankensteinsche Ambt-Sigill bengetruckt. So beschehen Offenburg den 27. Novembris 1748. Lindenmeyer.

Aus dieser Urkunde geht schon hervor, daß diese Zunft sich nicht der Selbstständigkeit erfreute wie die städtischen Zünfte. Die Herren von Binzburg förderten wohl das Handwerk, aber nicht durch Stiftung selbstherrlicher Zünfte, die im Gemeinwesen das große Wort führten; sondern die Zunft mußte ihre Rechte aus der Hand der Herrschaft nehmen. Die Meister sollten zwar zusammenkommen, so oft ihnen das Gebot verkündet wurde, aber in ihren Entschliefungen waren sie an den Willen des herrschaftlichen Amtmanns gebunden, der auch der „Obherr“ der Zunft war. Er bestätigte die Zunftordnung, jede Änderung der Satzungen bedurfte seiner Zustimmung. Ohne sein Wissen und Willen durfte kein Jahrtag abgehalten werden. Auf diesem führte er den Vorsitz, bestätigte die Besetzung der Zunftämter und waltete bei Streitigkeiten als Richter. Die Hälfte der Gebühren und Strafgefälle gehörten der Herrschaft.

Diese Zunft vereinigte auch nicht nur die Meister der gleichen oder gleichartigen Gewerbe wie die städtischen Zünfte; sondern die Niederschopzheimer Zunftordnung galt für „die sambtliche Meister, Schneider, Schuhmacher, Weber, Kiefer, Schmied, Wagner, Schlosser, Zimmerleuth, Maurer, Schreiner, Beckhen, Müller und Metzger“. Und nicht nur die Handwerker von Niederschopfheim waren Zunftgenossen, sondern das Handwerk der ganzen Herrschaft Binzburg vereinigte sich hier, ferner die Meister anderer benachbarter Orte. 1748 zählte die Zunft 47 Meister, 1752: 83 (Niederschopfheim 45, Hofweier 15, Schutterwald 17, Diersburg 2, Zunsweier 2, Waltersweier und Ottenheim je 1), 1760: 90 und 1792: 116 Meister.

Mittelpunkt des Zunftlebens war die *Zunftstube*, welche sich im Gasthaus zum „Adler“ befand. Hier stand die Zunftkasse, die „Laadt“, in welcher die Zunftordnung, die Zunftbücher, die Urkunden, das Zunftsigel und die Zunftgelder aufbewahrt wurden. In die Zunftstube begab sich der Meister nach des Tages Arbeit zum Abendtrunk. Hier fanden die Gebote und Jahrtage statt.

Das Hauptmerkmal der Zunft war der *Zunftzwang*. Der Obherr wachte darüber, daß sich keine „nichtzünftigen Handwerker oder Stümpler heimlich in die Herrschaft einschleichen und Arbeit übernehmen“; und die Zunftgenossen waren berechtigt, „solche einschleichende Burschen aufzuheben und ihnen die Instrumente opificii abzunehmen, bis

sie sich bei dem Handwerk abgefunden haben". Der Zunftartikel 66 lautete: „Würde einer, welcher nicht ein eingeseßener Untertan und Bürger noch in diese Ordnung angenommen ist, sich unterstehen, in der Herrschaft hin und wieder Arbeit zu verdingen, anzunehmen, das Handwerk zu treiben, der solle dem Handwerk, so oft er ein solches übertreten wird, sein Geschirr samt allem dem, was er an der Arbeit verdienet hätte, verfallen sein und darzu in der Herrschaft Straf stehen". Dann heißt es aber weiter: „es wäre dann, daß ein Einheimischer Meister die Arbeit nicht in dem Verding annehmen und machen wollte oder könnte". In diesem Falle durfte also auch ein „ohnzünftiger" Meister die Arbeit übernehmen; aber von seinem Verdienst mußte er jeden 10. Pfennig an die Zunft abliefern. Andererseits war es den Untertanen von Binzburg bei Strafe von 3 fl. verboten, bei Meistern außerhalb der Herrschaft arbeiten zu lassen, da „solches denen inheimischen meistern zu Abbruch und Schmälerung ihrer Nahrung geraicht". Führte aber ein einheimischer zünftiger Meister die Arbeit nicht zur Zufriedenheit des Kunden aus, so durfte dieser die Arbeit an fremde Meister vergeben. Der Zunftzwang wurde also nicht mehr folgerichtig durchgeführt. Völlig durchbrochen wurde der vorgeschriebene Handelskreis zur Zeit des Jahrmärkts. Auf diesem durften auch fremde Handwerker ihre Waren im freien Wettbewerb auslegen.

Jede Zunft umfaßte in ihrer Gesamtheit die drei Stufen *L e h r l i n g e*, *G e s e l l e n* und *M e i s t e r*. Vollgenossen, d. h. vollberechtigte Zunftmitglieder, waren nur die Meister, während die Gesellen und Lehrlinge Schutzgenossen waren.

Zutritt zum Handwerk und zur Zunft hatte jeder, „der sonst freien Wandels und ehrlichen Herkommens". Die Aufnahme erfolgte mit dem Eintritt in die Lehre. Die Entscheidung über die Aufnahme eines Lehrlingen lag nicht bei seinem Lehrmeister, sondern bei der Zunft. Der Junge wurde in Gegenwart zweier Meister „vor offener Laadt" gegen Erlegung einer Einschreibgebühr von 3 fl. „uffgedingt". Meistersöhne genossen ein gewisses Erbrecht. Sie brauchten nicht aufgedingt zu werden und zahlten lediglich eine Einschreibgebühr von 2 fl. Die Hälfte dieser Gebühr wurde von den dabei „Bemüheten" verzehrt. Bei dieser Gelegenheit wurde anscheinend gut gelebt. Deshalb mahnt der Artikel 58: „Die böse Gewohnheiten, kraft dessen die ankommende oder weggehende Jungen und Gesellen ein kostbares Mahl geben müssen, solle hiermit aufgehoben sein". Meistens erfolgte die Aufdingung auf dem Jahrtag. Die Lehrzeit dauerte drei, für Schmiede und Wagner zwei Jahre. Das Lehrgeld betrug im allgemeinen 20 fl., der Schuhmacherlehrling zahlte jedoch 30 fl. Konnte er dieses Geld nicht aufbringen, so wurde die Lehr-

zeit um ein Jahr verlängert. Maurer- und Zimmermannslehrlinge waren vom Lehrgeld befreit, ja sie erhielten von ihrem Lehrherrn sogar eine Vergütung von 5 fl. Im übrigen war der Meister während der Lehrzeit für den Jungen und dessen Ausbildung verantwortlich. Hatte dieser die vorgeschriebene Lehrzeit glücklich überstanden, so bekam er von seinem Meister den Lehrbrief, der auf Kosten des Jungen ausgefertigt wurde. Und auf dem Jahrtag wurde er vor der versammelten Zunft „ledig gesprochen“. Verließ der Junge seine Lehrstelle aus eigener Schuld vor der Zeit, so durfte er in der Herrschaft Binzburg sein Handwerk nicht ausüben.

War der Lehrling ledig gesprochen, so trat er in die Gesellschaft ein. Die Gesellenjahre waren gleichzeitig die Wanderjahre. So kamen die Handwerksgefallen weit in der Welt herum. Die Wanderzeit wurde oft nur durch kurze Arbeitszeiten unterbrochen. Wenn ein Geselle in der Herrschaft Binzburg einen Meister um Arbeit bat, so mußte dieser von ihm „sein Kundtschaft und Attestatum von dem Handwerk“ verlangen. Er konnte ihn dann 14 Tage auf Probe einstellen. Waren sie in dieser Zeit über den Lohn einig geworden, so brachte der Meister den Gesellen „vor die verordneten Meister“. Sein Name und seine Herkunft wurden in das Gesellenbuch eingetragen, „damit man ihm, da sich seinetwegen etwas Ohngebührliches zutrüge, desto besser benkommen möge“. Seine Papiere wurden in der Zunftlade aufbewahrt, bis er sich wieder auf die Wanderschaft begab. Über das Arbeitsverhältnis des Gesellen enthält unsere Zunftordnung auch Vorschriften. Da gab es zwei Möglichkeiten: Entweder bezahlte der Geselle dem Meister Kost und Wohnung; dann mußte ihm der Meister die Hälfte des Verdienstes abtreten und bekam von jenem 12 Kreuzer „in die Küche“. Oder der Geselle erhielt ein Viertel des Verdienstes und Kost und Wohnung. Auf das ehrbare Verhalten des Gesellen suchte die Zunftordnung ebenfalls einzuwirken. „Wan ein Gesell einem Meister ohne ursach truzet undt darvon ziehen wollte, derselbig gesell solle dem Handwerk straff erlegen zehn schilling, nicht weniger, da sich zutrüge, daß ein Geselle von seinem Meister Urlaub fordert, so solle er an selbigem ort keinem Meister schafffen, er habe dann zuvor 14 Tag außershalb gearbeitet bey straff 10 schilling.“ Der „blaue Montag“ muß bei den Gesellen sehr beliebt gewesen sein; denn im Artikel 95 der Zunftordnung lesen wir: „Wann ein Gesell mehr dan ein halben Tag seyret, so solle der Meister nicht schuldig sein, Ihme zu Essen zu geben; seyret er aber weiter, so solle der Meister Fug und Macht haben, einem solchen Gesellen für jeden Tag ein Wochenlohn abzuziehen“. Das „Abschiednehmen hinter der Tür“ wurde ebenfalls schwer geahndet. Sehr streng sah die Zunft darauf, daß die Ge-

sellen nur bei „zünftigen“ Meistern arbeiteten. Oft genug wurde dieses Gebot umgangen durch Fälschung der Zeugnisse. Man bedenke, daß sich die Niederschopzheimer Zunft über sieben und mehr Dörfer erstreckte. Um „Unterschleife zu verhüten“, wurden unter die Zunftmitglieder der Umgebung „Bolleten“ (Karten) verteilt. Diese „Bolleten sollten die bei ihnen stehenden Gesellen bei Verlangung der Kundschaft, sofern der Meister selbst dahier zu erscheinen verhindert wäre, vorzuzeigen schuldig seyn“. Man wollte eben dem unzünftigen Meister jedes Fortkommen unmöglich machen. Nun kam es aber vor, daß zünftige Meister jenen die „Bolleten“ „lehnten“. Deshalb wurden 1786 den Zunftmitgliedern verordnet, „daß, wenn sie in Zukunft verlangten, daß die bei ihnen arbeitende Gesellen auch in ihrer Abwesenheit Kundschaften erhalten sollten, sie deren Nahmen bei ihrer Annahme anher bekannt machen und deren ältere Kundschaften zur Zunft-Laade niederlegen lassen sollten“. Begehrte der Geselle „Urlaub“, d. h. wollte er wieder wandern, so mußte er sich wiederum beim Zunftmeister melden und um die „Kundschaft oder Attestat seines Wohlverhaltens bitten, welches ihm, sofern er sich ehrlich aufgeführt, nicht abgeschlagen werden solle, sondern ihm mit einem gedruckten oder schriftlichen Attestat noch Formular willfabret werden undt soll davor bezahlen 1 β“. Dieses Formular lautete: „Wier Zunft Geschworene und andere Maister des Handwerkhs deren N. N. in dem Dorf der hochfreiherrlich-Franckensteinischen Herrschaft Niederschopfheim bescheinen hiermit, daß gegenwärtiger Gesell Nahmens . . . gebürtig von . . . , so . . . Jahr alt und von Statur lang, mittelmäßig oder kurz, auch was vor Haaren bey uns allhier . . . Jahr und . . . Wochen in Arbeit gestanden und sich solcher Zeit über treu, fleißig, still, friedsam und ehrlich aufgeführt, wie einem jeglichen Handwerk Burschen gebühret und zu verhalten hat, welches wir also attestiren undt deßhalben unser samtliche Mit Meister diesen Gesellen nach Handwerksgebrauch überall zu fördern geziemend ersuchen wollen; zu mehrerer Bekräftigung dieses haben wir uns nicht allein underschriben, sondern unser gewöhnlich Zunft Insigel hierauf getruckt“.

Im Lauf der Zeit vermehrte sich die Zahl der Gesellen erheblich, so daß für viele von ihnen keine Aussicht mehr bestand, jemals Meister zu werden, zumal die Meister ihre Söhne und Schwiegersöhne einseitig begünstigten und für andere die Meisterprüfung verschärften. Diese Umstände führten auch in Niederschopfheim zu Streitigkeiten zwischen Meistern und Gesellen. So z. B. ist im Zunftprotokoll vom Jahre 1786 folgendes zu lesen: „Es haben sich zwischen Meistern und Gesellen Uneinigkeiten ergeben, weil letztere gegen die zeitherige Gewohnheit sich in das obere Zimmer (der Zunfttherberge) gesetzt und andurch nicht allein den

Meistern, sondern selbst den Zunftvorstehern den Platz versperret, auch Anton Winter, der ledige Schmidgesell sich auf die von dem Zunftmeister Martin Egs an die Gesellen gemachte Vorstellung, daß sie rücken und Platz machen sollen, sich vorzüglich durch Grobheit ausgezeichnet und seine Kameraden zur Widersetzlichkeit verleithet“. Das Zunftgericht verbot den Gesellen den Zutritt zur oberen Stube; und Anton Winter mußte seine „Unart“ mit 24stündiger Turmstrafe büßen. Das Protokoll berichtet dann weiter: „Verwichene Nacht wurden drey Meistern, darunter dem Zunftmeister, die Fenster eingeworfen. Der Weber Franz Meyer schlug dem Zunftmeister in der Stube eine ‚Bouteille‘ Wein über den Kopf.“ Die Untersuchung dieses Falles wurde auf den künftigen Amtstag verschoben.

Um Meister werden zu können, mußten verschiedene Bedingungen erfüllt werden. Zunächst mußte der angehende Meister das Bürgerrecht besitzen, er mußte die vorgeschriebene Lehr- und Wanderzeit hinter sich haben; ferner mußte er „seinen ehrlichen Geleitsbrief, Mannrecht und Urkunden der Leibeigenschaft nachweisen“. War der Betreffende ein Fremder, so mußte er, wenn er nicht in der Herrschaft gelernt hatte, mindestens zwei Jahre vorher bei einem Genossen der (Niederschopzheimer) herrschaftlichen Zunft in Arbeit gestanden sein. Diese „Sitzjahre“, anderorts „Mutjahre“ genannt, konnten auch mit 10 fl. erkaufft werden. Waren alle diese Bedingungen erfüllt, so schritt die Zunft zur Meisterprüfung. Der Bewerber meldete sich „bei offener Laadt“ an, bezahlte eine Einschreibgebühr von 1 fl. Dann wurde ihm die Zunftordnung vorgelesen, „damit er sich darnach zu richten weißt“. Das Meisterstück wurde auf der Meisterstube angefertigt und zwar unter ständiger Aufsicht von vier Schaumeistern. Meistersöhne und Schwiegeröhne genossen auch hier wieder mancherlei Vorzüge. „Es solle eines Meisters Sohn erlaubt sein, das Meisterstück in seiner Behausung zu verfertigen, desgleichen auch demjenigen, der eines Meisters Tochter zur Ehe nimbt“. Fanden die Schaumeister das Meisterstück für genügend, so mußten sie „dem gesambten Handwerk umsagen und das Meisterstück zu besichtigen vorlegen“. Wurden die Schaumeister nicht einig in der Beurteilung der Arbeit, so wurde aus der Mitte der Zunftgenossen ein Gericht gewählt. Dieses „Ehurgericht“ entschied dann über den Wert des Meisterstücks, das auch den Anforderungen der Mode entsprechen mußte. „Die junge Meister sollen das Meisterstück nicht in alten, außer Gebrauch geführten, sondern in solchen Klenderen machen, welche heutigtags oder bey jehiger Welt zu tragen erlaubt.“ Jeder Schaumeister erhielt für seine Arbeit „bei Obsicht des Meisterstücks“ eine Vergütung von 20 Kreuzern für den Tag. Genügte die Arbeit den Anforderungen

des Gerichts nicht, so mußte der Durchgefallene noch einmal ein halbes Jahr bei einem Meister arbeiten, damit er das Handwerk „besser ergreife und lerne“. Er durfte auch nicht heiraten. Nach Bestehen der Meisterprüfung wurde der neue Meister, der Jungmeister, feierlich in das Zunftbuch eingetragen; ferner bezahlte er sein Meistergeld, ein Fremder 12 fl., ein Bürgersohn 6 fl., ein Meistersohn und derjenige, „der eines Meisters Tochter oder Wittfraw heurathet“, 5 fl. Die Aufnahme als Vollgenosse wurde festlich begangen. „Bei Erkennung des Meisterstücks solle dem Handwerk, bei welchem er Meister werden will, 3 fl. vor den Imbiß geben.“ Die Zunftordnung mahnt: „Es solle aber der Obherr bey diesem die Aufsicht tragen und verhindern, damit die Kösten, so durch die Meister darben pflegen gemacht zu werden, nicht zu groß fallen“. Der Jungmeister war zugleich Zunftdiener und mußte unter anderem die Zunftgenossen zu den Zunftgeboten einladen. „So einer das Prob- und Meisterstück gemacht, solle er des Handwerks Knecht sein, bis daß ein anderer an seine Stelle kommt.“

Innerhalb der Zunft suchte man auf Gleichheit des Verdienstes hinzuwirken. Jeder einzelne sollte ein zwar nicht reiches, aber auskömmliches Dasein genießen. Der wirtschaftlich Schwache wurde geschützt. So bestimmte die Zunftordnung: „Kein Meister solle mehr denn zwei stiehl (Stühle) mit fremdem Gesind besetzen, item mag ein Meister neben zwei Gesellen 1 Lehrjungen haben und nicht mehr bei Strafe 1 fl.“. Kein Webermeister durfte mehr als drei Werkstühle aufschlagen, „auf daß sich andere mit ihrem handwerk und haushaltung auch desto besser ernähren und ausbringen können“. Je nach den Umständen konnte ein Meister von diesem Gebot befreit werden, aber es blieb beim Kleinbetrieb. Unternehmertum und Kapitalbildung waren ausgeschlossen. Um den Lebensraum der Handwerker ja nicht zu verengen, wurde der handwerkliche Nachwuchs gedrosselt. „Welcher Meister einen Lehrjungen annimbt, solle zuvor 2 Jahr still gestanden seyn, ehe ihm ein anderer aufgedingt werde bei Strafe 1 fl.“ Aber Eigennuß, Konkurrenzneid und Kleinlichkeit sprechen aus folgenden Bestimmungen: „Kein Meister solle dem anderen die Kundten abspannen, auch keine Arbeit bei denselben bettlen bei straf 14 schilling. So fremde als einheimische meister mit ihrer Arbeit in der Herrschaft in Wirtshäusern oder wo es sei, feil haben wollten und die also ergriffen würdten, sollen jedesmal strafe geben 1 fl.“. Viele Streitigkeiten und Klagen sind das Ergebnis der gegenseitigen Bekämpfung und Mißgunst. In den meisten Fällen mußte der herrschaftliche Amtmann als Obherr der Zunft eingreifen, um die kleinlichen Händel aus der Welt zu schaffen. Da beschwerten sich 1750 die Schmiede, weil die Schlosser Schmiedearbeit machten. Es kam dann eine Einigung zu-

stande. Die Schmiede sollten nur Arbeiten am ungehobelten Holz verrichten, die Schlosser nur an gehobelten Brettern Beschläge anbringen. Die Zunftordnung legte dann die Zuständigkeit der einzelnen Handwerkszweige fest. „Es solle sich ein jeder mit seiner arbeit des Handwerksgebrauch begnügen lassen.“ 1750 mußte ein Streit zwischen den Bäckern Josef Gallus und Michel Lehmann geschlichtet werden. Zur „Sicherung des Brotdebitts“ verordnete der Obherr, daß die beiden Meister mit dem Backen wochenweise wechselten. Nur an Fastnacht, Kirchweihe und in der Bittwoche durften beide Brot backen. Die Schreiner Adam Schenk und Josef Baumann gerieten sich in die Haare wegen „Abspannung verdingter Arbeit“. Und 1751 klagte der Küfermeister Anton Gallus gegen seinen Mitmeister Mathieß Biedermann, weil dieser „wider die Zunftartikel gesucht habe, ihm den Konto im Pfarrhof durch Spendiren abzuspinnen“. Viele Bestimmungen zeigen, wie sehr dem Handwerk Grenzen gezogen wurden. So übte die Zunft Gewerbepolizei aus. Abgeordnete Meister mußten auch die verwendeten Rohstoffe prüfen, den Erzeugungsgang überwachen. „Wan ein Weber ein böß gesponnenes Garn zu weben bekombt, daran er mehr als die ordentliche Zahlung verdienet, solle ihm im Beisein etlicher Meister gebührlische Belohnung geschöpft und durch die Kundten ohnverweigerlich gegeben werden.“ Andererseits war jedem Meister zur Pflicht gemacht, eine übernommene Arbeit zu Ende zu führen. Jeder unehrliche Wettbewerb wurde bestraft. „Da ein meister dem anderen einen gesellen absetzet, derselbige meister solle zur strafe geben 1 fl., der gesell, der sich also verführen lassen, demselben solle kein meister einen monath lang arbeit geben bey straff zehn schilling heller.“ Die Maße und Gewichte wurden von Zeit zu Zeit nachgeprüft, „ob solche just und gerecht sei“. Und zwar geschah dies „unvorsehener Weis“. Etliche Zunftartikel schützten die Kundschaft vor unehrlichen Handwerkern. „Wann ein meister von einem Kunden beschuldigt würde, als ob er ihme das seinige nit geben, wie es sich gebühre, und derselbe mit der wahrheit überwiesen werden könnte, so solle der meister nach erkanntnus der anderen meister der gebühr nach bestraft werden.“ „Es solle sich ein jeder meister, gesell und lehrjung alles unterschlagens, heimlicher verkürzung, rüchhaltung des übrig gebliebenen zur arbeit ihme anvertrauten gezeugs allerdings enthalten, sogar daß er, wenn er auch der entfrembdtung eines ihm nicht zugehörigen fadens überzeugt werden könnte, sogleich dessentwegen mit straf angesehen werden, auch nebst deme zur warnung und seiner besserung auf 4 wochen oder auch wohl länger des handwerks suspendiert sein.“

Die Zunft sollte nicht nur das Interesse der Gemeinschaft vertreten, sie hütete auch die Zunftlehre. Sie achtete streng auf einen gesitteten

und anständigen Lebenswandel. „Ein Meister, der eine Hur oder sonst von ohnerlicher geburt zur ehe nimbt, der solle weder junge lernen noch gesellen fördern können.“ Man sah nicht nur auf den guten Ruf des Aufzunehmenden selbst, sondern auch auf seine Familie, ob er „von ehrlichen Eltern geböhren.“ Jeder Zunftgenosse sollte vor dem anderen Achtung haben. Ein schönes Sinnbild des Gemeinschaftsbewußtseins war der Beschluß, der auf dem Jahrtag 1754 gefaßt wurde, „daß, wann künftighin ein zünftiger allhier zu Niederschoppsheim verstorben, ein solches denen zünftigen zu Hofweyr zu wüssen getan werden solle, und sollen die Hofweyrer Zünftige bey straff 5 β allhier bei der leicht erscheinen oder aber mit einer wesentlichen ursach excusieren. Dahingegen die hiesige meister bei der nehmlichen straf schuldig sein sollen, wann ein zünftiger mitmeister zu Hofweyr verstorbt und es denen hiesigen zu wüssen gethan wird, daselbst bey der leicht begängnus zu erscheinen“. Die Zunftgenossen waren auch verpflichtet, der Verstorbenen über das Grab hinaus im Gebete zu gedenken. Seit 1754 wurde nach jedem Jahrtag „zu Trost der in dieser Zunft einverleibten Abgestorbenen eine heilige Seelenmefß gelesen“. An diesem Brauch haben die Meister bis zum Ende der Zunft festgehalten. In Freud und Leid hielt man treu zusammen. Wollte die Witwe eines Meisters das Geschäft ihres Mannes weiter betreiben, so konnte sie aus einer Werkstätte, „allwo sich zwei Knecht befinden, einen, der ihr gefällig und anständig, vors erste Mal herausnehmen“. In allen Lagen des Lebens sollten die Zunftgenossen einander Schutz und Hilfe gewähren. An diesen Gemein Sinn erinnern heute noch Stiftungen der Zunft an die Niederschoppsheimer Pfarrkirche. Es sind die sechs silbernen Leuchter auf dem Hochaltar, die in Mainz verfertigt worden sind, und der silberne Kronleuchter, der heute noch am Josefstag angezündet wird.

Alle das Handwerk und die Zunft betreffenden Fragen wurden auf den Geboten und Jahrtagen behandelt. Viermal im Jahre mußten sich die Zunftgenossen zu den „**Q u a r t a l g e b o t e n**“ versammeln, bei denen von jedem Meister 8 Pfennig „Auflaggeld“ entrichtet wurden. Hier hatte jeder alles „ohnnachlässig“ anzuzeigen, „was er als strafbar befinden würde“. Jede „muethwillige“ Versäumnis des Gebots wurde mit 15 Kreuzern bestraft. Ein Meister konnte zu jeder Zeit auch ein „Sondergebot“ begehren. Das kostete ihn 20 Kreuzer; war er ein Fremder, so mußte er eine Kanne Wein stiften.

Der „**H a u p t - H a n d w e r k s - o d e r J a h r t a g**“ sollte jedes Jahr stattfinden. Er wurde aber nur alle zwei Jahre abgehalten, und zwar gewöhnlich Ende Juli. Aber der Zunftmeister mußte den herrschaftlichen Amtmann zuerst um die Erlaubnis bitten. Von diesem wur-

den „die Kräfte der Zunftkasse wohl erwogen“. Der Obherr bestimmte dann, „ob der Jahrtag im zweiten Jahre abgehalten werden könne oder wegen der Unvermögenheit der Zunftkasse auf das dritte Jahr verschoben werden solle“. Über den Jahrtag des Jahres 1750 berichtet uns das Protokoll folgendes: „Dato wurde, nachdem die sämtliche Zunfthige mit klingendem spiehl und fliegenden zunstfahnen der ordnung nach von der herberg aus zu anhörung der hl. meß in die kirch und von dieser wieder eodem ordine auf die Herberg gezogen in mein Joh. Michel Lindenmeyer des freiherrl. Franckensteinschen Amtmanns als von gnäd. Herrschaft verordneten Obherrn Bensein, wie auch Anwesenheit der sämtlichen meisterschaft der Jahrtag abgehalten“. Nach Einziehung des Auflaggeldes, Verlesung der Meisterliste und der Zunstordnung wurden zuerst die Klagen behandelt. Dann erfolgte die Aufnahme neuer Meister, die Lehrjungen wurden „ledig gesprochen“ und „aufgedingt“. Darauf schritt man zur Neubesezung der Zunstämter. Diese ging folgendermaßen vor sich. Der bisherige Zunstmeister und die zwei Beisizmeister schlugen ihre Nachfolger vor. Die Vorschläge wurden durch die Stimmenmehrheit der Zunstgenossen entschieden. 1784 wurde den Meistern ans Herz gelegt, „in abgebung ihrer Stimmen zur Wahl der neuen Zunstvorsteher nicht Partheilichkeit, sondern die Tüchtigkeit der zu wählenden Zunstvorsteher zum Augenmerk nehmen zu wollen“. Der Obherr bestätigte die Gewählten. Diese schworen dann, „den Nutzen der Zunst zu befördern, deren Schaden abzuwenden und auf die Festhaltung der vorgelesenen Zunstartiklen ein wachsame auge zu haben“. Durch Handgelöbniß versprachen sie, „sich nach maßgabe der vernohmenen herrschaftlichen Zunstartiklen pünktlich zu benehmen“. Schließlich wurde vom Obherrn in Gegenwart der alten und neu gewählten Zunstvorsteher die Kasse geprüft. Der Zunstschreiber mußte alle Verhandlungen, die geführt wurden, in das Zunstbuch „protokollieren“. Wie prunkvoll diese Jahrtage begangen worden sind, zeigen folgende Posten in einer Zunstrechnung: „Dem Hermann Jögler, weil er den Fendrich und die Zunstschützen frissierd und gepauterd hat, auf den Jahrtag 8 Schilling; den Jungfern die Fahn zu pußen und zu ziehren 5 Schilling“.

Die Einnahmen der Zunst bestanden im wesentlichen in den Meistergeldern, den Gebühren für Aufdingen und Ledigsprechen der Lehrjungen und Kundschaften der Gesellen, den Meister- und Gesellenauflaggeldern, dem 10. Pfennig von nichtzünftigen Meistern und den Strafgeldern. Die Zunst hatte folgende Ausgaben: Die Hälfte der Einnahmen aus den Meistergeldern, Gebühren und Strafgeldern an die Herrschaft und in der Hauptsache die „Zehrungen und Diäten“ am Jahrtag. Der erste Jahrtag 1749 verursachte folgende Ausgaben:

„jedem meister vor Wein und Brod 2 β 4 ſ , für 63 Meister also 14 fl. 7 β ; vor 16 Gesellen vor Wein und Brod à 1 β 2 ſ , 1 fl. 8 β 8 ſ ; vor den Amtmann als Obherrn vor 1½ Tag seine Diät 4 fl. 2 β 6 ſ . Item gnädiger Herrschaft von 2 Jungen-Meistern ihre gebühr zum Ambt gebracht 8 fl. 5 β ; den Spielleuten vor Kosten und Lohn 2 fl. 5 β 6 ſ ; für Amt Seelenmessen, 18½ R Wachs auf den Junstfleucher wie auch zu Begräbnus der abgestorbenen Junstbriedter und Schwestern 3 fl. 8 β .

Am Jahrtag 1780 erhielt der „Herr Vatter (Herbergsvater = Adlerwirt) sibr Zehrung“ der 110 Meister von der Junst 58 fl. 6 β 8 ſ .

So spielte sich das Niederschopzheimer Junstleben ab. Diese Junst ist entstanden in einer Zeit, in der das Handwerk und die Zünfte bereits im Niedergang begriffen waren. So trägt sie alle Mängel und Fehler, die eine der Ursachen für die spätere Auflösung der Zünfte werden sollten. Diese Junst war keine Genossenschaft, sondern eine Kaste von Handwerkern, die sich aus Existenzangst von den anderen abschlossen. In dieser Kaste herrschten Kleinlichkeit und Brotneid. So war die Niederschopzheimer Junst schon acht Jahre, nachdem sie ins Leben gerufen worden war, in Gefahr zu zerfallen. Am 23. April 1756 wendet sich ein Junstgenosse an den herrschaftlichen Amtmann: „Unsere greste angelegenheit ist, daß man, wenn mir (wir) nicht ambtliche hilf zu gewarden haben, bald zu grund gerichtet werden wegen unsern junstvorgesetzte, die ohne wichtige ursachen zusammenkünften halten, gebot machen lassen, wo solche sache bey dem gebot, wo die ganze meisterschaft beisammen ist, kunde gerichtet werden. Es ist, als wenn keine gnad und barmherzigkeit mehr bei der Junst wäre. Sie strafen einen wegen kleinen sachen . . .“ Das Junstwesen war eben damals schon stark entartet. Das Handwerk selbst gab den Stimmen, die nach Aufhebung des Junstzwangs riefen, stets neuen Stoff. Und immer lauter wurde der Ruf nach Gewerbe-freiheit. Aber als diese durch das Gesetz vom Jahre 1811 ihren Einzug hielt, trat im Handwerk nicht sofort ein entscheidender Wandel ein. Auch in Niederschopfheim blieb es vorläufig noch beim alten. Die Junst hielt sich noch einige Jahrzehnte. Im Jahre 1828 machten die Hofweierer Meister den Versuch, eine eigene Junst zu gründen, aber erfolglos. Nach einem Schreiben des Junst„vorstands“ an das Großherzogl. Oberamt zählte die Niederschopzheimer Junst noch 139 Meister. Aber mit dem herausziehenden liberalen Zeitalter hat auch sie allmählich ihr Ende gefunden. Die Junstfabne, die von einem Freifräulein von Franckenstein gestickt worden sein soll und sich im Karlsruher Landesmuseum befindet, erinnert noch an das Niederschopzheimer Junstleben.

Quellen: Akten des Freiherrl. zu Franckenstein'schen Archivs in Offenburg und Pfarrakten zu Niederschopfheim. Siehe auch Kähni, Geschichte des Dorfes Niederschopfheim, „Die Ortenau“, 1931, S. 129.

Otto Kähni.

Die Lebensverhältnisse in der ehemaligen Benediktinerabtei Schuttern.

Wir sind gewohnt, den Ausdruck „Lehen“ unmittelbar mit unserer Vorstellung vom „Mittelalter“ in Verbindung zu bringen. Mit Recht, denn das Lehenwesen hat den Lebensverhältnissen des Mittelalters das Gepräge gegeben. Man darf dabei aber nicht vergessen, daß sich die Lehenwirtschaft nicht auf die Jahrhunderte, die das Mittelalter ausmachen, beschränkt, sondern daß sie darüber hinaus bis an die Schwelle der neuesten Zeit heranreicht. Erst um 1800 ist mit der ganzen Einrichtung auch deren Begriff und Name aus dem Volksbewußtsein verschwunden und in den Bezirk der Fachwissenschaft abgerückt. Es verdient aber dieses Thema eine allgemeinere Betrachtung, weil es für das Bild, das wir uns von den Zuständen in unserer Heimat während der verfloßenen Jahrhunderte machen, wesentliche Züge beibringt.

Vor uns liegen die Lehenartikel des Klosters Schuttern in einer Kopie aus dem Jahre 1774. Sie geben einen guten Einblick in die ganze Angelegenheit und mögen daher (textgenau, aber in heutiger Rechtschreibung) am Anfang dieser Abhandlung stehen. Das Schriftstück lautet:

Copia uralter Lehen-Artikulen eines löblichen Gotteshauses Schuttern Sti. Benedikti Ordens im Breisgau, welche denen Lehenmaiern bei dem gewöhnlichen Maiern tag jährlichen abgelesen zu werden pflegen.

Erstlichen, alle und jede des Gotteshauses Lehen sollen von niemand anderem als von jeweils regierendem Prälaten, wie von alters empfangen werden, also zwar, daß der Lehenmann sowohl wegen solcher Lehen-Sachen von jeweiligem Herrn Prälaten Heißung und Bescheid einzuholen schuldig sei.

Zweitens solle ein jeder Lehenmann nach empfangendem Lehen und vorgehaltenen Lehen-Artikulen einem allhiefigen Herrn Prälaten als Lehenherrn durch gebende Handtrew an Eides statt geloben und versprechen, treu und hold zu sein, den Nutzen zu befördern, Schaden zu warnen, alle ihm vorgelesenen Punkte und Artikul steht und fest zu halten, auch keineswegs dawider zu tun, noch getan zu werden verschaffen.

Drittens solle einem jeden Maier nach Inhalt der Lehenrechten auf dessen Begehren von dahiesiger Kanzlei ein Lehenbrief verfertigt und verabsolgt werden.

Viertens sollen des Gotteshauses Maiern alle Gütern an Aekern und Matten samt allen derselben In- und Zubehörde, welche ihnen zu Nutzen überlassen werden in guten Bau, mit Düngen, Graben, Verzaunen und all anderer Notdurft haben und halten gleich deren ihren eigenen Gütern, auch das auf denen Lehengütern erwachsene Stroh wiederum zu Erbauung derselben anwenden und in keinem Weg anderwohin gebrauchen, viel minder verkaufen oder anderwohin veräußern.

Fünftens solle auch kein Lehen-Maier Zug und Recht haben, noch sich unterstehen, die zu Lehen empfangenen Aekere zu Matten, oder Matten zu Aekeren zu machen, auch einen Acker nicht in zwei oder mehrere zu verteilen oder mehrere in einen zusammenzufahren, weilen aus dergleichen Abänderungen der Güter wie bekannt, dem Lehen-Herrn ein großer Nachteil und bei Ermangelung der Grenzpfosten das Gut endlich gar verloren werden kann.

Sechstens soll ein jeder Lehen-Maier jährlichen und alle Jahr, besonders auf St. Martins-Tag, 8 Tag vor oder nach, ohnverzüglich seine schuldigen Gültfrüchten, gesäuberte Frucht Kaufmanns War bei zwei Pfennigen des Besten bezahlen und an den Ort, wo ein Abt befehlen wird, ohne allen Kosten und Schaden des Gotteshauses zu liefern pflichtig und verbunden sein. Gleichfalls solle auch ein jeder Lehen-Maier neben seiner schuldigen Gült alle Jahr einen Enger (eine Art Lehenfuhre) auf eine Meile Wegs in seinen Kosten, wohin er dann dessen bescheiden wird, antworten, oder falls solcher nicht begehrt wird, jedesmal

sechs Schilling auf dem jährlich haltenden Maiertag zu entrichten schuldig sein.

Siebtens, wenn ein Maier mehr als ein Gotteshaus-Lehen genießen sollte, soll derselbe soviel Enger als er Lehen in Genuß hat, zu antworten schuldig sein.

Achtens solle ein jeder des Gotteshauses Fron- und Lehenmaier jährlich auf bestimmt ausgeschriebenem Maiertag, der gemeiniglich an dem Montag vor des Herren Fasnacht gehalten wird bei früher Tageszeit in dem Gotteshaus sich einfinden und erscheinen, seinen gehauften und gesäuberten Sester Maierwaizen, (wann er anderst nicht schwarz Brot essen will) liefern, den schuldigen Enger, wenn selbigen nicht in Natura abgerichtet, bezahlen und nach eingenommenem Maier-Imbiß friedsam sich wiederum bei annoch heller Tageszeit nacher Haus verfügen, sofern aber ein oder der ander Maier erheblichen Geschäften halber auf den bestimmten Maiertag nicht erscheinen sollte, solle er nichtsdestoweniger seine Schuldigkeit gleich anderen zu entrichten verbunden sein.

Neuntens soll keiner des Gotteshauses Lehen-Maier Macht haben, seine Lehen-Güter samentlich oder stückweiß daraus oder davon etwas versehen, vertauschen, verkaufen, noch sonst in andere Wege beschweren oder beschweren lassen, ohne Vorwissen des Lehen-Herrn unter Verlust des Lehen selbst.

Zehntens, welcher Maier oder Lehen-Mann wider obbesagten Punkten oder Artikul tun oder handeln würde, oder da andere dawider täten, verschweigen sollte, der soll bei haltendem Maier-Tag einem Abt Red und Antwort geben und sowie er zu Unrecht befunden wird, den Fehler mit einer Straf oder nach Gutbefinden eines Lehen-Herrn mit Verwirkung des Lehen selbst verbeschweren.



Abt Karl Vogel von Schuffern.
(1751—1782.)

Elftens, so sich ergeben, daß eine Maier um einerlei Ursach oder Zufall an Bezahlung oder versprochener Gült still stünde oder säumig erfunden werde, und also ein Gült die ander berühren oder der Lehensmaier Todes verbleichen sollte, alsdann und von Stund an soll dem Gotteshaus das bestandene Lehengut wieder an sich zu ziehen und entweder für sich zu behalten oder einem andern tauglichen Maier gegen einen Ehrschafz neuerlich zu verleihen, ohne männigliches Einreden, vorbehalten, und die vorige Lehenschaft kraftlos, tot und absein.

Lehtens solle ein jedwederer gotteshäusliche Lehen-Maier bei zeitlichem Hintritt des Lehen-Herrn mit dem neuerwählten Herrn Prälaten gebender Handtreu nebst einem leidlichen Ehrschafz, in Jahr und Tag, bei Verlust des Lehen-Gutes sein Lehen zu empfangen, desgleichen ein jedwederer Maier oder dessen Erben eine völlige Bezahlung der wider Verhoffen angeschwollenen Gült samt Unkosten und Schaden gutzutun verbunden und schuldig sein.

Allerdings getreu und ohne Gefährde
daß vorstehende Copia seinem Originali
gleichlautend seie, ein solches wird hiemit attestiert.

Schuttern, den 25. February 1774.

Prälaten Schutternsche Kanzlei allda.

Diese zwölf Punkte bringen dem Leser die ganze Einrichtung in anschauliche Nähe. Er erfährt, in welcher Art das Lehenverhältnis eingeleitet wurde, welche Bedingungen dem Lehensträger auferlegt waren, welche Abgaben und Lasten er zu tragen hatte, und er kann sich, falls er über etwas Einbildungskraft verfügt, auch vorstellen, was für ein Treiben um Martini bei den Zehntscheuern geherrscht haben mag.

Noch ein weiteres läßt sich aus den Artikeln erkennen, das nämlich, daß die ganze Angelegenheit vom Standpunkt des Klosters aus gesehen ist. Das ist nicht weiter verwunderlich, denn schließlich war es der Lehensherr und als solcher setzte es die Artikel auf, wie sie ihm vorteilhaft erschienen. Sein Augenmerk ging vor allem dahin, daß das Verfügungsrecht über die Lehen nicht geschmälert wurde, daß die Güter auf der Höhe blieben und nicht heruntergewirtschaftet wurden und daß der Maier den Zehnten in gehörigem Maß und zur rechten Zeit abgelieferte. Wenn man näher zusieht, drehen sich um diese drei Punkte die ganzen zwölf „Artikul“.

Trotz der anscheinend klaren Regelung ergaben sich aus der Spannung der Interessen mancherlei Schwierigkeiten. Sie häuften sich vor allem dann, wenn aus irgendwelchem Grund (veränderte Wirtschaftslage, wechselndes Jahreserträgnis der Acker) an den herkömmlichen Abgabesätzen zu rütteln versucht wurde. Aus natürlichem Selbsterhaltungstrieb suchte der Lehensträger die Sätze möglichst niedrig zu halten, der Lehensherr dagegen versuchte sie zu steigern. Gelegenheit dazu bot sich vor allem dann, wenn beim Tode eines Maiers das Lehen heimfällig wurde. Dann mußte der neue Bewerber vielfach erhöhte Sätze in Kauf

nehmen. Dadurch wurden die Abgaben über einige Geschlechter hinweg oft stark in die Höhe getrieben. Ein Beispiel dafür: Im Jahre 1772 beklagt sich Graf Hennin von Malberg im Interesse der dortigen Untertanen beim Markgrafen von Baden darüber, daß der als „Ehrschaf“ zu bezahlende Betrag „dergestalten zugenommen habe, daß ein angehender Maier wirklich für ein jedes Viertel Gült einen Louis d'or bezahlen müsse“.

Das Verfügungsrecht war übrigens nicht bei allen Lehensgütern gleich. Man unterschied Schupflehen und Erblehen. Das „Schupflehen“ fiel beim Tode des Inhabers an den Herrn zurück. Das „Erblehen“ blieb in der Familie des Lehensträgers. Eine feste Erbfolge hat dabei offenbar nicht bestanden. Der Lehensherr behielt sich vor, unter den Erbberechtigten zu wählen.

Gelegentlich stößt man auf eine Akte, die von der Umwandlung eines Schupflehens in ein Erblehen handelt. Das natürliche Gefühl, daß man auf eine Familie, die jahrzehntelang einen Hof bebaut, einige Rücksicht zu nehmen habe, mag dabei mitgesprochen haben. Doch wird man von Seiten des Lehensherrn an eine solche Umwandlung immer mit einigen Bedenken herangegangen sein. Es ist bezeichnend, daß in den zwölf Artikeln von einer Unterscheidung zwischen Erblehen und Schupflehen überhaupt nicht die Rede ist. Man setzte stillschweigend das freie Verfügungsrecht über jedes Lehen voraus. Das Erbrecht aber engte diese Verfügungsfreiheit doch empfindlich ein. Einigermassen schadloß suchte sich der Lehensherr dadurch zu halten, daß er die Erblehen mit einem höheren Zehntsaß belegte.

Wie hoch waren nun diese Sätze überhaupt? Da ist zu sagen, daß sie nicht von Anfang an unbedingt festliegen, ferner daß sie nach Landschaften verschieden waren. Mit der Zeit bildeten sich aber für bestimmte Gebiete gewohnheitsmäßig feste Durchschnittssätze heraus. Sie lassen sich für Schuttern aus einem Abrechnungsbuch vom Jahre 1808 ersehen. Es werden darin sechs Sester Frucht vom Jauchert Acker als ehemalige Forderung des Klosters genannt, d. h. etwas über einen Zentner pro Morgen.

Dieses Abrechnungsbuch ist auch sonst in mancher Hinsicht aufschlußreich. Es enthält nämlich die Bedingungen, nach denen die ehemals klösterlichen Lehensträger ihre Güter von dem neuen Lehensherrn, dem badischen Staat, als Erblehen in Betrieb bekamen. Darin heißt es unter Punkt 1: Es solle dieses Erblehen, nämlich dessen Träger, von jedem Jauchert statt der bisher abgereichten sechs Sester jährlich nebst diesen zween Sester mehr, also acht Sester in der nämlichen Gattung entrichten, die auf dem Acker erwachsen ist. Unter Punkt 4: Es habe der Erblehen-

träger von einer jeden Jauchert zwei vierspännige Fuhrn, jedoch nur auf anderhalb Stunden Wegs, nach einer billigen Ladung zu verrichten, wobei derselbe für jede vierspännige Fuhr ein Maß Wein und genugames Brot zu empfangen habe. Unter Punkt 5: Es habe jeder neue Besitzer bei dem Antritt des Erblehens für jede Jauchert fünf Gulden, dreißig Kreuzer rheinisch als Ehrschaf oder Laudemium zu entrichten, was sogleich von den igtigen allerersten Erblehensbesitzern mit künftigem neuen Jahr zu geschehen habe.

Was die Art der Abgaben betrifft, so standen unter den Bodenerzeugnissen die Körnerfrüchte an erster Stelle. Das ist verständlich, denn sie zeichneten sich durch wünschenswerte Eigenschaften aus. Sie waren lange haltbar, ließen sich gut messen und behielten als lebensnotwendige Nahrungsmittel ihren Wert. Der Sester Frucht muß geradezu die Rolle eines Grundmaßes gespielt haben. Neben den Körnerfrüchten, als da sind: Weizen, Roggen (Korn), Gerste, Hafer, werden auch sonstige Erzeugnisse des landwirtschaftlichen Betriebs genannt. Besonders war Federvieh jeder Art erwünscht. Als Beispiel sei das Erträgnis des Fronhofs zu Friesenheim (Jahrgang 1698) angeführt. Es setzte sich zusammen aus: Weizen = 28 Viertel (etwa 30 Zentner), Korn = 28 Viertel, Gerst = 28 Viertel, Recht (?) = 4 Viertel, Kappen (Kapaunen) = 4 Stück, Gänse = 4 Stück, Hühner = 4 Stück, Eier = 200 Stück.

Es mag ein schönes Geschnatter und Gegacker gewesen sein, wenn die Lehensmaier von etwa 30 bis 40 Höfen sich um Martini mit ihrem Zinsgeflügel einstellten.

Im übrigen ist die Entwicklung weitergeschritten. Schon sind mehrere Geschlechter vergangen, denen die Ausdrücke Lehen, Gült, Enger, Zinshuhn nichts mehr bedeuteten. Zu beklagen ist das nicht. Denn wenn der Bauer, der in einigermaßen geordneten Verhältnissen lebt, heute über seine Acker schreitet, dann hat er wenig Grund, seinen Vorgänger von Anno dazumal zu beneiden.

O. Kohler.

Die Baukosten der Pfarrkirche Durbach vom Jahre 1790.

Bis zum Jahre 1663 stand in unserem Tale keine eigentliche Pfarrkirche. Die Seelsorge geschah teilweise von anderen Pfarreien aus, teilweise vom Schloßkaplan auf Staufenberg. Drei Jahre vor seinem Tode faßte der damalige Schloßherr Baron Wilhelm von D r s e l a r den Entschluß, hier eine Pfarrei zu gründen, und hat diesen Plan auch ausgeführt. Auf demselben Platze, wo die jetzige Kirche steht, stand auch die frühere, d. h. die erste Kirche. Sie war jedenfalls sehr klein und mußte darum im Jahre 1790 einem neuen Gotteshaus Platz machen. Die Kirchenrechnungen von damals geben uns ein ziemlich anschauliches Bild über die Baugeschichte, die ausführenden Handwerker und die Aufbringung der Kosten von diesem Kirchenbau 1790 und folgenden Jahre. Das Wichtigste und Interessanteste davon sei aktenmäßig wiedergegeben.

Durch zwei fürstliche Regierungsdekrete vom Jahre 1788 und 1789 wurde der Kirchenbau als dringend notwendig erkannt und genehmigt. Es war auch damals nicht ganz leicht, die Geldquellen zu erschließen, obwohl der ganze Bau nur auf 15 716 Gulden zu stehen kam. Es ist von großem Interesse zu erfahren, wie diese Bausumme aufgebracht wurde. Zunächst durften die „Heiligengefälle“ der Durbacher Pfarrei von den vier Jahren 1788/92 für den Kirchenbau verwendet werden. Sie betrugen 1384 Gulden. Sodann gab die Stabsgemeinde aus der Gemeindekasse in bar je zweimal 600 Gulden. Zur Durchführung des Kirchenbaues wurden ferner von der Gemeinde bei dem Kloster Schuttern 3700 fl., beim Kloster Gengenbach 2800 fl. als Kapitalanleihe aufgenommen. Zum Kirchenbau wurden weiter auf Verfügung des Staufengerger Amtes vom 7. Oktober 1788 nach erzieltm „gütlichen Vergleich“ die Zehntbesitzer beigezogen. Es mußte deswegen das Kloster Allerheiligen als Zehntbezieher diesseits des Durbach 1000 fl. beisteuern, das Kloster Gengenbach als Mitzehntbezieher jenseits des Durbach 330 fl. Das hohe Domkapitel zu Straßburg und Rektorat zu Offenburg gaben für 10 Jahre den ihnen zukommenden Zehntanteil als Baubeitrag an die Gemeinde, das ergab die Summe von 559 Gulden.

Nach gütlicher und landesherrlich bestätigter Übereinkunft mußten die „ritterschaftlichen“ Höfe zum Kirchenbau wie folgt beitragen: Die Vasallen von Bulach zu Straßburg von Gut Groll 33fl., die Frau Generalin

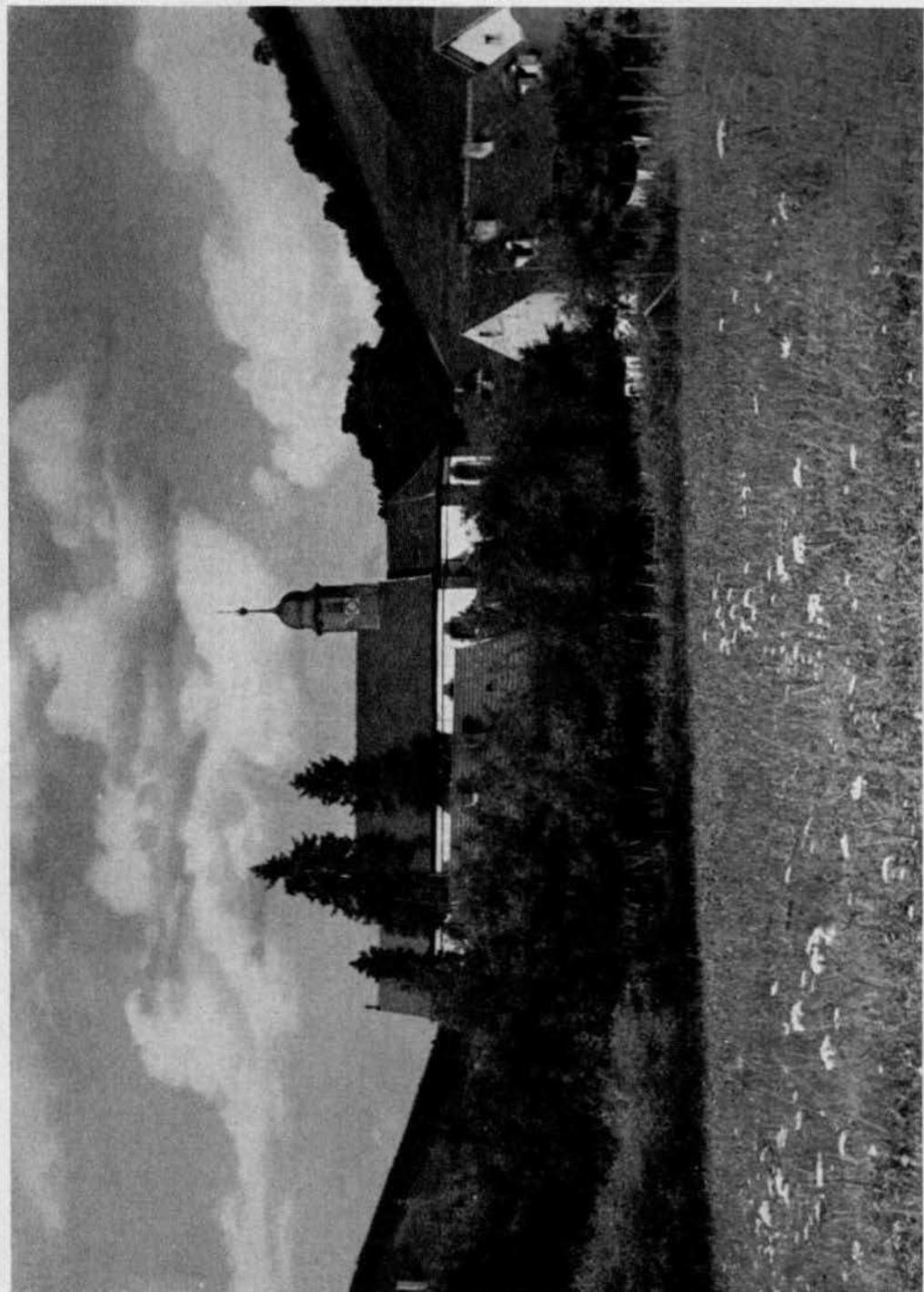
von Kind zu Offenburg von ihrem Hof im Stürzelbach 50 fl., die Bürger Andreas Vollmer und Anton Koger von ihrem „Wiedenhof“ in Bottenau 110 fl., Kaufmann Schneider zu Straßburg von seinem Hof am Herbstkopf 80 fl., Geheimrat vom Pflittersdorf von seinen zwei Höfen im Hespengrund 77 fl. Ebenso wurden durch Regierungsdekret alle damaligen sechs Stäbe des Kirchspiels zur Kostenbestreitung verpflichtet, und es mußten bezahlen: Der Heimbürger Stab 2120 fl., der Stab Nesselried 248 fl., der Stab Illental 90 fl., der Stab Bottenau 259 fl., der Stab Wiedergrün 45 fl., der Stab Gebürg 195 fl., zusammen 2960 fl.

Auch beim Kirchenbau 1790 hat man ein schon damals modernes Mittel zum Geldbekommen angewendet, die Kollekte oder den Bettel. Dem Vorstand des Kirchbaues wurde eine Kollekte in den benachbarten Ämtern erlaubt. Diese wurde durch dazu bestellte Bürger vorgenommen, und es gingen ein: im Amt Mahlberg durch Jakob Laible, Vollmersbach, 9 fl. 17, durch Fidel Kuter, Hatsbach 9 fl. 26, von Ichenheim 9 fl. 36, von Kürzell 7 fl. 38. Im Oberamt Baden durch Gerichtszwölfer Anton Kiefer, Illental, 15 fl. 7, im Amt Steinbach durch Matthäus Hettig, Sendelbach, 8 fl. 45, im Amt Stollhofen durch Martin Männle, Hespengrund, 7 fl. 24, im Oberamt Rastatt durch Sebastian Kiefer, Zwölfer in Bottenau, 19 fl. 42, im Oberamt Eberstein durch Heinrich Kiefer, Kirchplatz, 20 fl. 33, im Amt Bühl durch Christian Männle, Hespengrund, 6 fl. 38, im Amt Ettlingen durch Georg Bruder, Ergersbach, 17 fl. 30. Sodann haben nach den Akten zu diesem Kirchenbau gesteuert: Herr Faktor auf dem Bühler Eisenwerk 1 fl. 12, David Schell, herrschaftlicher Förster von hier, 3 fl. Es beliefen sich sonach die milden Gaben auf insgesamt 135 fl.

Eine größere Einnahmequelle für den Kirchenbau bildete schließlich die Versteigerung von Material aus der alten Kirche und Überbleibsel von Baumaterial beim Neubau, wie Spahne, Gerüstholz, Bretter usw. Aus dem alten Altar wurden erlöst 5 fl. 48, aus andern Gerätschaften noch weniger, immerhin ergab es eine Summe von 515 Gulden.

Eine Zusammenstellung der verfügbaren Mittel zum Kirchenbau 1790 ergibt folgende Barsumme: Von den Durbacher Heiligengefällen 2059 fl., von der Gemeindekasse 1710 fl., von den Zehntbesitzern 1889 fl., von den ritterschaftlichen Höfen 350 fl., von den Heimbürger Stäben 2960 fl., von Kollekten 135 fl., von versteigerten Materialien 515 fl., insgesamt: 15620 fl.

Die Maurerarbeiten an der neuen Kirche wurden dem Maurermeister Johannes Bader von hier im Akkord übertragen. Derselbe erhielt für das Mauerwerk, Latten und Gipsen und Stabziehen an der Empore, Stiegen auf die Empore, Kirchhofmauer und Errichtung eines Kreuzes auf dem Kirchhof 1796 Gulden. Die beiden Steinhauer Andreas Muzler (oder Muzler) von Friesenheim und Josef Baumann von Heiligenzell



Kirche von Durbach.

Aufnahme von J. Laible, Durbach.

empfangen für gefertigte Steinhauerarbeit 1048 fl. Die Maurermeister Josef Rottler von Oberweier und Karl Samson von Oberschoßheim fertigten die Türengestelle und Kreuzstöckeneinfassungen für 149 fl.; für weitere Steinhauerarbeit bekam Johann Baader 81 fl. Tüchtig in seinem Fach war der Steinhauergeselle Peter Marhofen. Mehrmals von Baader entlassen, wurde er immer wieder eingestellt. Marhofen hat die Verzierungen an den Postamenten eingehauen und das fürstliche Wappen am Chorbogen herausgemeißelt. Sein Verdienst betrug jedoch wenig über 200 Gulden. Weitere Steinhauerarbeit wurde geleistet von Franz und Josef Schirrmann, so z. B. am Chorbogen und an den Kirchhof-toren, im ganzen für 108 Gulden.

In die Besorgung der Zimmerarbeit teilten sich die Zimmermeister Franz Jörger und Franz Bürkle, die zusammen 785 fl. 52 kr. erhielten. Für besonders gut geratene Arbeit wurde dem letzteren und seinen sechs Gesellen ein Trinkgeld von 31 Gulden ausbezahlt. Unter anderen erhielt Franz Bürkle auch 20 fl. für Errichtung eines Gebäudes von Holz und Brettern, worin während der abgebrochenen Kirche der Gottesdienst gehalten worden ist, also für den Bau einer Notkirche. Gregori Vogel, der Schreiner, empfing für die im Akkord und Taglohn gefertigte Arbeit in der neuen Kirche 505 Gulden.

Dem Schlosser Lorenz Thalmann zu Offenburg wurden für die eisernen Kreuzstäbe zu den 13 Kirchenfenstern bezahlt: 386 fl. Ferner demselben für die Schlosserarbeit an den drei Kirchentüren, auch wegen Herstellung der Kirchenuhr, 116 fl. usw., im ganzen 520 fl. Dem Schlosser Josef Armbruster zu Wolfach wurden für zwei Schloß samt Zubehör an zwei Kästen und vier Kirchenstühlhörlein zu beschlagen bezahlt 18 fl.

Die Glaserarbeit wurde ausgeführt von Glasermeister Karl Böhm zu Offenburg für insgesamt 219 fl. Besonders werden genannt 36 Fensterscheiben, die beim Abholen zerbrochen wurden, und ein starkes Glas, worin Schriften und mehrere Sorten Geld in den Fundamentstein gelegt wurden. (Beim Erweiterungsbau 1922 wurde das Glas im Fundamentstein gefunden, es war zerbrochen, die Schriften vergilbt, so daß sie auch auf chemischem Wege nicht mehr entziffert werden konnten, und die Geldstücke teilweise schon stark oxidiert. Die letzteren wurden gereinigt und von neuem in den Grundstein vermauert.)

In die Blechernerarbeit teilten sich Blechnermeister Josef Rapp zu Offenburg und Lorenz Zeil von Durbach. Es finden sich in der Rechnung nachstehende Posten: für ein blechernes Kreuz samt Knopf und Stiehl auf dem Kirchturm 60 fl. Ein Knopf samt Windfahne auf das Chor 11 fl. Neunzig Schuh Blechkähler am Langhaus auf der hinteren Seite usw. zusammen 98 fl. Christian Nonn, Schieferdecker in Offenburg,

empfang für Deckung und Herstellung des Turmes mit Schiefer bis auf das Langhaus 425 fl., vom Langhaus bis auf das Chor 88 fl., insgesamt 513 Gulden. Die Schmiedearbeiten wurden ausgeführt von den hiesigen Schmieden Andreas Dreher und Franz Josef Ziegler für zusammen 321 Gulden. Der Wagner Franz Joseph Gallehr erhielt für gefertigte Schalkkärren, Steinbähren, Ladleitern und andere Arbeiten 82 Gulden.

Über Maler- und Stukkateur-Arbeit ist nachfolgendes aufgezeichnet: Der Stukator Joachim Fritzer von Schuttern erhielt für Fassung des Hochaltars, zwei Nebenaltäre und Kanzel in Gips 800 fl. Der Maler Franz Ignaz Seidler zu Offenburg für Vergoldung des Kreuzes und des Knopfes auf dem Kirchenturm bekam 44 fl. Derselbe für angestrichene Uhrentafeln, vergoldete Ziffern, Zeigern und Jahreszahl 24 fl. Derselbe wegen dem in der Seitenwand der Kirche aufgerichteten Grabstein des Herrn von Orselar als Stifter der hiesigen Pfarrei zu reparieren, anzustreichen und zu vergolden, 18 fl. Ferner empfing derselbe wegen Säuberung der zwei Nebenaltarblätter (darstellend die Geburt und Kreuzigung Christi, die heute im Chor hängen), 1 fl. 30 Kreuzer. Der Stukator Martin Zobel bekam für fünf Füllungen an der „Bohr-Bühne“ mit musikalischen Instrumenten nebst zwei Kapitälern an die vordern Emporbühne-Säulen 38 fl. Maler Reiß empfing wegen gemachten obern Quirlenden am Hochaltar, den Schild allda zu malen und zu vergolden, das Laubwerk zu malen und die Lesinen zu marmorieren, 50 fl. Dem Dreher Sebastian Mittag wurden für vier gedrehte Lichtstöcke auf die Nebenaltäre 3 fl. bezahlt. Diese vier Lichtstöcke zu fassen, zu versilbern und das Laubwerk daran zu vergolden, erhielt der Maler Reiß 16 fl. Ferner erhielt derselbe wegen Marmorieren der zwei hintern Kirchenstühle, die zwei Nebenaltarblätter zu firnisieren, drei Kreuzisire auf die drei Altäre zu fassen und zu versilbern, nebst zwei Laternenstangen anzustreichen, 23 fl. Insgesamt wurden für Maler- und Stuckarbeit 1018 fl. ausgegeben.

Die Orgel wurde dem Orgelmeister Hadky von Baden nach gnädigst genehmigtem Akkord in Arbeit gegeben für 445 Gulden. Dem Kapellmeister Schmittbauer wurden wegen Besichtigung dieser Orgel an Kosten bezahlt: 21 fl. Fuhrlohn von Unterachern bis Durbach 3 fl. 30 kr. Schlossermeister Armbruster zu Wolfach für drei Schloß samt Zubehör an die Orgel 8 fl. 15 kr. Vorerst blieb man aber dem Orgelbauer noch 195 Gulden schuldig, so daß dieser Posten mit 283 fl. abschloß.

Ein interessantes Kapitel sind die Fuhrlöhne beim damaligen Kirchenbau, insgesamt wurden dafür 1666 Gulden ausgegeben. Aus den Akten geht hervor, daß auch damals sehr viel im Fronweg geleistet worden ist. Im einzelnen ist folgendes hervorzuheben: Jene Fuhrleute, welche für herbeigeführte Materialien Lohn beanspruchten, erhielten 1017 fl. So-

dann wurde auf den Wagen ein Maaß Wein und für zwei Kreuzer Brot abgegeben. Das Brot kostete 16 fl., die Weinmenge war 13 Ohm und $7\frac{1}{4}$ Maaß. Jenen Fuhrleuten, die umsonst gefahren waren, wurden an Wein abgegeben 73 Ohm und $2\frac{1}{4}$ Maaß, an Brot für 76 fl. Der Wein wurde zum größten Teil gekauft bei der Fürstlichen Amtsverrechnung auf Staufenberg. Es wurden bezahlt der Amtsverrechnung Staufenberg für 13 Maaß 2 fl. 36 kr., ferner derselben für 15 Ohm samt Füllerlohn, 13 Ohm 64 fl., 24 Ohm 115 fl. Dem Martin Werner für 19 Ohm 93 fl., dem Kirchenrechner für 14 Ohm 69 fl. Dem Kronenwirt Schumacher zu Offenburg, der den Fuhrleuten aus dem Oberland auf je einen Kalk- oder Steinwagen $\frac{1}{2}$ Maaß Wein und für 2 kr. Brot abgab, wurden bezahlt 28 fl. 14 kr. Dem Stabhalter Gießler, der den Fuhrleuten Wein und Brot und Fuhrlohn bezahlte, 23 fl.; dem Lindenwirt Seltrich zu Oberkirch wurden für den Oppenauern Holzfuhrn abgegebenen Wein und Brot bezahlt 37 fl. 34 kr.; der Ritterwirtin Haasin dahier wurde für anno 1788 den Fuhrleuten abgegebenen Wein und Brot entrichtet 18 fl. Den Fuhrleuten, die die Orgel auf Baden und von da wieder hierher geführt, wurde bezahlt 30 fl. 30 Kreuzer.

Die Rechnung auf gekaufte Baumaterialien stellt die größte Ausgabe dar. Sie beläuft sich auf insgesamt 5644 fl. Es seien die wichtigsten Posten hiermit angeführt. Nach dem Extrakt-Staufenberger Amtsprotokoll wurden dem Michel Bruder im Krebsenbach für 90 Stamm Tannen-Bauholz bezahlt 315 fl.; dem Hans Georg Wußler, dem Höllenbauer im Gengenbachischen, für 62 Stamm Tannenholz 525 fl.; dem Christian Börsching im Krebsenbach für 355 Stamm Tannenholz 240 fl.; dem Holzhändler Schwendemann zu Offenburg für 310 Stück-Holz 218 fl.; dem Holzhändler Fidel Dehler für Tannenholz 91 fl. Der Flößer Joseph Dehler empfing für 800 Tannendiehlen 240 fl. Lorenz Spinner und Konsorten im Sulzbach, Amt Oberkirch, empfingen nach gemachtem Akkord für gelieferte Latten, Flöckling, Rahmenschenkel und Diehlen 843 fl. Weitere Holzlieferanten waren Josef Huber, Josef Ronecker, Philipp Bitsch, Johannes Rosenfelder, Andreas Keßler, sämtliche von Oppenau. Die Nußbaumtreppen für den Hochaltar wurden gekauft bei Johannes Kiefer. Der Gips oder Ibs, wie er in den Rechnungen genannt wird, wurde bezogen von Kaspar Schneider zu Renchen. Je 10 Viertel kosteten 18 fl. Nur eine geringe Menge lieferte Johannes Braig von Offenburg. Johannes Weiand, dem Ziegler zu Windschlag, wurden für Kalch, Ziegel, Backenstein, Mauerstein und Riegelstein 1150 Gulden bezahlt, den Zieglern Josef und Landolin Roth von Friesenheim für die nämlichen Baumaterialien 350 fl. Der Ziegler Georg Strauß zu Offenburg empfing für Ziegel, Riegelstein, Kalch und Mauerstein 81 fl., der Zieg-

ler Georg Reuß zu Willstätt für 600 Hohlziegel 16 fl., der Ziegler Ganlly zu Offenburg für 39 Viertel Kalch 33 fl., der Ziegler Bader in Dinglingen für 40 Viertel Kalch 36 fl., der Ziegler Michael Schottler zu Elgersweier für 30 Viertel Kalch 27 fl., der Ziegler Jakob Schad zu Willstätt für 50 Viertel Kalch 51 fl. Dem Eisenhändler Göß, Offenburg, wurde bezahlt für Eisen 98 fl., dem Glaser Karl Bohm dort für 25 Pfund Blei 3 fl. 45 kr., dem Schlosser Thalmann allda für 24 Schieneneisen 5 fl., dem Eisenhändler Göß allda für gelieferte 251 Pfund Stab- und 18 Pfund Kleineisen zur Kanzel 25 fl., dem Eisenhändler Wolf zu Offenburg für 38 Pfund Kleinketteneisen 4 fl. Die Nagelschmiedin Heptigin zu Oberkirch erhielt für gelieferte Nagelwaren 220 fl., der Schlosser Reiß zu Willstätt für 600 Boden- und 110 Leistnägel 3 fl. 20 kr. Joseph Harder aus den Wälden bei Oberkirch lieferte 36 000 Schindeln für 19 fl. 48 kr. Norbert Werner und Mathis Luz empfangen für 840 Wagen Mauerstein 208 Gulden. Franz Schirmann, der Maurer, erhielt für 30 Wagen voll Hausstein in der Moos zu brechen und an den Weg zu tun 14 fl. Simon Männle, Heinrich Vollmer und Josef Bruder empfangen für 699 im Hardwald gebrochene Wagen voll Stein à 12 kr: 139 fl. 48 kr. Es wurden weiter gekauft: Kälberhaar (für Pinsel), Leim, Frankfurter Schwärze, 50 Pfund rote Farb, Leinöl, Bleiweiß, Silberglätt, Hebeisen, Steinschlegel und verschiedene andere Materialien und Werkzeuge in Höhe von etwa 95 fl., so daß also der Gesamtaufwand für gekaufte Baumaterialien, wie oben schon erwähnt, 5644 fl. 43 kr. betrug.

Ein verhältnismäßig geringer Posten unter Ausgaben beim Kirchenbau bilden die Löhne für Holzhauerarbeit. Es erhielten die Holzmacher für 90 Stamm in Michael Bruders Wald pro Stamm 20 kr., in Anton Börschings Wald für 355 Stamm pro Stamm 10 kr. Hilarius Bröderle empfing von 62 Stamm Holz in des Höllbauern Wald zu hauen à 42 Kreuzer vom Stamm, Summa 132 fl. 35 kr. für Waldhauerarbeiten.

Da die Baugemeinde einen Teil des Zehnten zu Bauzwecken verwenden durfte, so gab das eine schöne Einnahme, es waren aber auch Unkosten damit verbunden, wie Trägerlohn, Herbstbraten, Küferlohn und deshalb erscheinen in der Rechnung als Ausgaben für Zehntunkosten 75 fl.

An Gebühren und Diäten wurden verausgabt 244 fl. und zwar wie folgt: Dem Kirchenrechner für gehabte Bemühung 50 fl., dem Gerichtszwölfer Jakob Laible 10 fl., dem Gerichtszwölfer Johannes Schwaab 13 fl., dem Zwölfer Franz Josef Kiefer im Thal 15 fl., dem Gerichtschreiber Friedrich Adam Eckel an Gebühren 8 fl., dem Werkmeister Roth zu Kehl wurden an Verdienst zugestellt 80 fl., Johannes Baader erhielt wegen Ausmessung der Steinhauerarbeit 4 fl. 30 kr., Thomas Freidemann wegen Abmessung der Kirche anno 1788 1 fl., der Zimmer-

meister Franz Birkle empfing nach der amtlichen Dekretur für getane Gänge und gehabte Verschäumnisse 14 fl. 30 kr., der Maurermeister Mooser an Verdienst 4½ fl., Gregori Vogel, der Schreiner, empfing nach der amtlichen Dekretur für gemachte Gänge usw. 16 fl., Matthäus Schilli für 20 Taglohn beim Schieferdecker 6 fl. 40 kr., Joseph Eß wurde wegen seiner außerordentlichen Bemühung beim Kirchenbau vom Gericht bewilligt 2 fl. 12 kr.! Die beiden Hafscher (Polizeidiener) Klump und Karcher für verschiedene Gänge nach Schuttern, Renchen, Friesenheim, jedesmal eine Gängegebühr von 24 Kreuzer. Den zwei Handlangern Bachli und Jolle wurden wegen gehabter Obsorge auf das verschiedene Geschirr auf dem Kirchplatz zu Lohn bezahlt: 2 fl. 30 kr.; insgesamt an Diäten und Gebühren also 244 fl. 16 kr. Dem Schultheiß Danner wurde verausgabt wegen Obsorge und geführter Rechnung über diesen Kirchenbau die nach fürstlichem Dekret gnädigst ausgeworfene Besoldung mit 150 Gulden. Der Frau Amtmännin Schwarz wurde an Platzzins von ihrem Miethguth, worauf die Zimmerleute gearbeitet und andere Materialien gelegen haben, pro 1789 und 1790 je 15 fl. bezahlt. Dem Herrn Pfarrer dahier (der damalige hieß Isfried Christ) für eine hl. Mess bei Abbruch der alten Pfarrkirche 24 Kreuzer, ferner demselben für 9 gelezene hl. Messen bei Aufschlagung der neuen Pfarrkirche 3 fl. 36 kr. Küfermeister Josef Arnold wegen einem reparierten Büttig, so beim Kirchenbau ruinirt worden, 17 Kreuzer. Zur Amtverrechnung Staufenberg für eine Pergamenthaut zur Insription des Grundsteins 48 kr.

Ausgaben Summa Summarum 15 716 Gulden und 47¾ Kreuzer.

Nach Vergleichung der Einnahmen mit den Ausgaben bleibt Verrechner schuldig 0, sondern hat einen Betrag zu erheben mit 90 fl. 27 kr. berechnet, Durbach, den 16. Mai 1801. Schultheiß Danner.

Damit schließt die Kirchenrechnung. Sie schließt erst 10 Jahre nach Vollendung des Kirchenbaues, weil manche Einnahmen wie Zehntgefälle erst 1790 und folgende Jahre eingingen. —

Das Bild unserer Pfarrkirche hat sich seit 100 Jahren inwendig und außen geändert. Unverändert vom Jahre 1790 sind noch die Kanzel und die beiden Nebenaltäre, die, in Stuckarbeit gefertigt, das künstlerisch Wertvollste unserer Pfarrkirche darstellen. Der Hochaltar, der den Nebenaltären ebenbürtig gewesen ist, wurde schon in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts entfernt. Dafür wurde dann ein fast stiller Hochaltar aus Holz erworben (aus Horb in Württemberg). Bei der Kirchenerweiterung 1922 wurde ein neuer Hochaltar erstellt, der den Nebenaltären angepaßt wurde und gefertigt ist von Bildhauer Kramer in Offenburg. Dank dem raschen Zugreifen noch in rechter Zeit haben wir jetzt hier ein schönes und geräumiges Gotteshaus. Karl Lehn.

Die Grenz- und Wegbeschreibungen in den Dorfbüchern von Unterachern.

In einem 1938 durch Sparkassenbuchhalter Jörger in Achern wieder aufgefundenen Dorfbuch der Gemeinde Unterachern von 1688 stehen Grenz- und Wegbeschreibungen, die in folgendem denen des Statutenbuches aus dem Jahre 1563 gegenübergestellt und durch die Einträge von 1548 und 1695 ergänzt werden.

Das Statutenbuch (1563) überschreibt die Begehung der Flur:

Beschreibung der Bann / Stein vnd Lach / des ganzen Banns vnnnd gezircks, des Flecken Vnder Achern, Auch was sie gegen den genachpurten, vnd dieselben widerumb gegen innen, denen zu Achern, für gerechtigkeit, vnd Nießung ge"mainer Wandt, mit ierem Viech haben, Also beschriben vnd mit vleiß verzeichnet, durch den ehrsamem Johan nffen"benßen, der Zentt Gericht vnd Amptschrybern zu Achern, in bysein des ernhafften fürnemen hern Johann yppoliten Widerstatters Vogß zu Achern, in gegenwürtigkeit vnd auß angebung der ersamen vnd erbaren, Pleßi Glasers, heimburgers, Heinrich Kielins, Lorenß Kien, Wendel Rudolffen, Hannß Meßen, Hans Gößen, Andres Stauwen, vnnnd Hans Quottbrotten, aller Bauren zwelffer, Mathis heinigen, Gerichß botten, vnnnd Paulin Hopffen des Banngarß, alle zu Vnder Achern Burger,

So seind von Jungen Knaben dabey gewesen, Wendell glaser, Hannß Meß, Jacob Rudolff, Marzolff Meß, Adam Kielin vnnnd Stoffel Heinig, also beschriben vff Montag den Achten Martij anno Dominj, Funffzehenhundert sechtzig vnnnd dry ./.

Die Aufzählung der Knaben kündet uns von der Sitte, an wichtigen Grenzsteinen einem Knaben einen Backenstreich zu geben, damit ihm die Stelle in Erinnerung bliebe.

Das Dorfbuch 1688 macht es kürzer:

Beschreibung der Bannstein: und Lochen desß ganzen Banns: und Bezircks desß Fleckhens Vnderachern, auch was sie gegen denen Benachbarten: und dieselben wiederumben gegen Ihnen denen zue Achern für Gerechtigkeit: undt nie"ßung gemeiner wändt, mit heerdvieh haben; Immasßen hernach folgt. Allß /

Leider bricht die älteste Grenzbeschreibung (1548) bei Erreichung der Fautenbacher Gemarkung ab.

1548 (die Handschrift stimmt mit einem Eintrag im Dorfbuch von Unterachern aus dem Jahre 1548 überein) begann ein Schreiber ein
 „Verzeichnuß des Bauscheidts Niderachern“.

Erstlich vom feldbach stein biß vff den widem. von dem stein inn dem widem zum langen thal. von dem stein im Langen tal biß vff den stein im Egelsberg. Von dem Egelsberg biß an Fautenbach. (1563 und 1688: Eppelsberg!) Item am schemel Rein ist ein schluckh, da hat der schwein zu Drenckhen ob dem Fautenbach vom schemel Rein biß uff den schemels pfad.

(Die Beschreibungen von 1563 und 1688 sind bis auf den Zeitstil im Grunde gleich.)

1563

Anfangs, ein großer runder wackenstein, by der Belgen, schier am veldtbach, steckt wol im grund, hatt oben vff ein .x. (Bemerkung 1671 ist nit gefunden.)

Item aber ein wackenstein, vff der ebne by der widem uff anderhalb schuo, ober dem Erterich, hatt oben vff ein .x. naiget sich gegen der sonnen Nidergang, (Bem. 1671 ist gefunden, ligt auf der Erden).

Item von dem Stein über das langen taal hie nüber, uff dem Eppelsberg, stet aber ein großer selbst gewachsner stein an einem wilden Buirbaum, der stein ungeuorlich andert halb schuoch über das Erterich, hatt oben vff ein Löchlin, (Anm. vergl. 1688: lächlin „Grenzzeichen“?)

Item von dem Stein vnd wilden Buirbaum an, ist vff drii hundert schritt, bis vff den schemel Rein, darüber geet ein weg, den der schwein von vnder Achern, gegen Eck Clausen hauß in die Vautenbach, macht vnd gerechtigkeit, über die trenck zu faren hatt.

Item von vorgemelttem stein vnd wildenbuirbaum an, oben vff dem Berg einhin, biß an Vautenbacher Kirchpfad, so von Achern hinüber geet, so dhann den Pfad hinab biß an die wasserfurch, im lange thaal, vund dieselb wasserfurch ab vnd ab, über die Lanndtstraß hie nüber, wol

1688

Erstlichen, ein großer runder Wackenstein bey der Bölgen, schier ahne dem Bach, steckt wohl im grundt, hat oben auff ein +.

Item, aber ein Wackenstein vff der Ebene bey der Wieden, auff anderthalben schuch ober dem Erdrich, hat oben auff ein Creuß +. vnd neiget sich gegen der Sonnen Niedergang.

Item, von diesem Stein, über das Langenthal hienüber, vff den Eppelsberg, stehet oben ein großer, selbst gewachsener Stein, ahne einem wilden Birnbaum, der Stein ohngefährlich anderthalb schuch über das Erdrich, hat oben auff ein Lächlin. (Anm. verschrieben für Löchlin?)

Item, von diesem Stein, vnd wildenbirnbaum ahne, ist auff (Schnörkel): 300. schritt biß vff den schemel Rhein, darüber gehet ein Weeg, deme der schwein von Underachern, gegen Hannß Ecken Behaußung in das Fautenbach, Macht vund Gerechtigkeith, über die Tränckh zue faren hat.

Item, von vorgemelttem Stein: vund wilden Birnbaum ahne, oben vff den Berg anhin, biß ahne den Fautenbacher Kirchenspfad, so von Achern hienüber gehet, so dann dem Pfad hienab biß ahne die Wasserfurch, in das Langenthal: vundt dieselbe

vnden im hindern Bann, an der wasserfurch, an einem Eck des grabenns, stet ein kleiner wackenstein, hatt oben ein .x.

Von solchem stein, Vautenbach zu, stet aber ein kleiner wackenstein mit einem .x.

Von diesem Stein vff vierzig schritt, stet noch ein wackenstein, beseiß herumb, mit einem .x.

Item fürbaß Vautenbach zu stett ein wackenstein, mit einem .x.

Item von diesem stein die furch hinab in wassergraben, nahend dby, vnd denselben graben ab vnd ab, biß vnden an die Deuffels Erbett, dar nach an den ackern vnden, umbhin, so Hanns Holzwarß vnd Conrat Macken seind, in denselben ackern, die hauptfurch, herauff, von solcher hauptfurch durch den Bosch hindurch, biß an die Vautenbacher allmendt.

Von der Vautenbacher allmendt, am Mettlin so man den Enger nent, vnd in Bann Vautenbach gehörig, stracks hinab, biß in die veldtbach, an die Markk.

Zufart vnd besuchung
der Wayd deren von Vautenbach ./.

Vnd haben die von Vautenbach, innerhalb nechst vorgeschribnen vier steinen vnd dem graben, die zufart vnd gemain wayds nießung, mit denen von Vnder Achern, biß an die wasserfurch.

Außer dem Veldtbach alß an den Matten, dem Aerbruch umbhin, über dem Mülbach hinüber, biß an das Aich holz, so vnder Acherer Allmendt ist.

Gemeine Wayd Nießung
mit den zu Croschweyer ./.

Vnd haben die von Vnderachern ge-

Wasserfurch auff: vnd abe über die Landstrassen hienüber, wohl vnden im hinderen Bann ahne der Wasserfurch ahne einem Eckh desz Grabens, stehet ein kleiner Wackenstein, hat oben ein Creuß +.

Item, von solchem Stein gehn Fautenbach zue, stehet aber ein kleiner Wackenstein mit einem Creuß +.

Item, von diesem Stein vff (Schnörkel) : 40. Schritt stehet noch ein Wackenstein, beyseits herumb, mit einem Creuß +.

Item, fürbaß Fautenbach zue, stehet ein Wackenstein mit einem Creuß +.

Item, von diesem Stein die Furch hienab im Wassergraben nahe darben, umb demselben Graben auff: vnd abe, biß vnden ahne die Teuffels Erbett, hernach ahne dem Acher, vnden umbhin, so... (Freilassung, weil die Namen nicht mehr stimmten)... seindt in demselben acker die Hauptfurch herauff, von solcher Hauptfurch durch den Bosch hindurch, biß ahne die Fautenbacher Allmendt.

Item, von der Fautenbacher Allmendt, ahne dem Mättlin, so man den Enger nennet, vnd in dem Bann Fautenbach gehörig, stracks hienab biß in den Feldtbach ahne die Markk.

Zuesahrt: undt Besuchung
der waydt, deren von Fautenbach ./.

Item, haben die von Fautenbach, innerhalb nechst: vorgeschribnenen 4. Steinen: vndt dem Graben, die Zuesarth vndt gemeine Waydnießung, mit denen von Vnderachern, biß ahne die Wasserfurcht.

Item, außer dem Feldtbach, alß ahne denen Matten den Abbruch umbhin, über den Mülbach hienüber, biß ahne das Aich holz, so vnderacherer Allmendt ist. (Anm. 1563 heißt es noch „aerbruch“, das sichtlich aus Acherbruch entstanden ist. Abbruch ist somit eine unsinnige Entstellung, die man wieder richtig bringen sollte!)

Gemeine Waydnießung,
mit denen zue Croschweyer ./.
Ersflichen, haben die von Vnderachern

rechtigkeytt vnd die zufart vff die oberweyrer Matten, biß an einen stein, so das Reyck vnd Seldeneck schaidet, stet vnden vff den Matten nahendt bym hag, vom selben an, ligt ein stein, in einem Böschlin vff den Matten, hatt ein .x. ist vor jarenn dahin gefiert, aber vß ver hinderung jung Nachssen zu Gambshurst, nit auffgericht worden, von demselben stein stracks über den Mülbach, vnder der hunds furt, die matten hinüber, biß an weiten Wald, so auch marck ist.

(Die Erweiterung der Grenze nach dem Bericht von 1695 ist unten eingeschoben).

Vnnden am Nlich holz an den steckich matten ligt ein großer stein, ist vff driß schuoch lang, hat am spiß ein .x.

Furbasß ein hundert schritt, daruon ligt ein großer stein, vnnnd stet ein kleiner darby, haben beyde .x.

Vff funff vnd sibenzig schritt dauon, ligt ein stein, ist vff viert halben schuoch lang, hat am spiß ein .x.

Vff neunzig schritt, ligt aber ein stein, hat ein .x.

Vff sechs vnnnd sechtzig schritt, schreßgß Achern zu, stet ein großer stein, vff dritthalb schuoch hoch, hatt' oben in der mitten ein .x.

Item ein hundert viertzig schritt, wider schreßgß am Nlich holz vnden vmb hin ligt ein stein im grund, vff vier schuoch lang,

Wider schreßgß das Nlich holz hinuff, stet ein stein vff dry schuoch, über das Erdrich hatt oben ein .x.

Item vff sechs vnd zwenzig schritt, ligt wider ein stein, vnden am Nlich holz vmbhin.

Item vff viertzig schritt, das Nlich holz hinauff, aber ein stein, naigt sich hinabwerdts, hat ein .x.

Item vff funff vnd dreyßig schritt, das Nlich holz hienauff werdts, ligt ein stein hat ein .x.

Gerechtigkeith, vnnndt Zuefahrt, vff die Oberweyrer Matten, biß ahne einen stein, so daß Reich: vnnndt Zeltten Eckh scheidet, stehet vnden auff der Matten, nahe bey dem Haage, von selben ahne, lieget ein stein, in einem Böschlin vff denen Matten, hat ein Creuß +. ist vor Jahren darhin geführt: aber auß Ver hinderung Mattheuß Jungen zue Gambshurst, nicht auffgerichtet worden, von demselben stein starckh (so!) über den Mühlbach, vnnter der Hundsfurth, die Matten hienüber, biß ahne den Weiden Waldt, so auch Marckh ist.

Item, vnden ahne dem Nlichholz, ahne denen Stöckig Matten, ligt ein großer stein, ist auff (Schnörkel): 3. schuch lang, hat ahne der spiß ein Creuß +.

Furbasß, ein hundert schritt darvon, lieget ein großer stein, vnnnd stehet ein kleiner darbey, haben beyde Creuß +.

Item, auff (Schn.): 75. schritt, dauon lieget ein stein, ist vff viert halbschuch lang, hat ebenfallß ahne der spiß ein +.

Item, vff (Schn.): 90: schritt, lieget aber ein stein, hat ein Creuß +.

Item, auff (Schn.): 66: schritt, schreßgß Acheren zue, stehet ein großer stein, auff dritthalb schuch hoch, hat oben in der mitte ein Creuß +.

Item, (Schn.): 140: schritt, wieder schreßgß ahne dem Nlichholz, vnden vmbhin, ligt ein stein, im grundt vff (Schn.): 4. schuch lang.

Item, vnden schreßgß daß Nlichholz hienauff, stehet ein stein vff (Schn.): 3. schuch über daß Erdrich, hat oben ein Creuß +.

Item, vff (Schn.): 26: schritt, liegt wieder ein stein, vnden ahne dem Nlich holz vmb hin.

Item, vff (Schn.): 40. schritt daß Nlich holz hienauff, aber einen stein, Neiget sich hienabwerdts, hat ein Creuß +.

Item, vff (Schn.): 35. schritt daß Nlich holz hienauffwerdts, ligt ein stein, hat ein Creuß +.

Item furbaß vff sechtzig schritt, ligt ein stein ist vff vier schuoch lang, hatt am spiß ein .x.

Item mer furbaß vff viertzig schritt, stet ein großer stein, vff vierthhalb schuoch vff dem Erdrich, hatt oben ein .x. vnd stost Meners veld vnden vff disen stein.

Von diesem großen stein als vnden am veldt, vnd Acherer ort vmbhin, stet ein stein im veld, zwischen Plesj glassern vnd Jakob Bungarten, im Riet (Bem. 1671: Strifig mit Saspatch).

Von solchem stein am Acherer ort, das veldt hinab biß an Pferrich (Bem. 1671: verloren).

Item ein wackenstein, stet außershalb dem Pferrich, vff dritthhalb schuoch, über das Erreich, hat oben uff ein .x. an deren von Saspatch allmendt.

Item baß hinuffwerck, an dem Acherer veldt vnd der Saspatcher allmend, stet ein stein, hat oben .x. vff anderthhalb schuoch vber das Ertrich. (Bem. 1671: Stet im feldt).

Item aber am Acherer veld hinuff baß, stet ein stein, vff zwen schuoch an der Erden, hat oben ein .x.

Item hienuff baß im Willbruch, ligt ein großer stein, vff zwen schuoch ab der Erden.

Item ein klein wenig furbaß, schier am zaun, aber ein stein vff dritthhalb schuoch, ab der Erden.

Item aber ein stein vßerhalb dem veld, hie nauff, baß, hat oben ein eingehauener strich.

Item noch ein stein hienuff baß, vßerhalb dem veld, ligt by der schlicken, vnd hat am spiß ein .x.

Item von der schlicken hienein, vnd dem stein in das veld am Eck des hags oder zauns, stet ein stein vff zwen schuoch ab dem Erdrich, hat oben ein .x.

Item innerhalb am hag, hinuff baß, im sebel genant, stet ein großer Wack, hat oben ein .x.

Item, fürbaß vff 60. Schritt, ligt ein stein, vff 4. schuch lang, hat ohne dem spiß ein Creuß +.

Item, Mehr furbaß vff (Sch.): 40. Schritt, stehet ein großer stein, vff vierthhalb schuch, vff dem Erdrich, hat oben ein +. vndt stost auff G e ö r g M e m m e r t s F e l d t, vnden uff den stein.

Item, von diesem großen stein, als vnden ohne dem feldt, Acherer Orth vmbhin stehet ein stein im feldt, zwischen Plesj Glasseren: vnd Jacob Bungarten im Ried;

Item, von solchem stein ohne dem Acherer Orth, daß feldt hienab biß ohne daß Pferch.

Item, ein wackenstein, stehet außershalb dem P f e r c h, vff dritthhalb schuch über daß Erdrich, hat oben vff ein Creuß +. ohne deren von Saspatch Allmendt.

Item, baß hienauffwerck, ohne dem Acherer feldt, vnd der Saspatcher Allmendt, stehet ein stein, hat oben auf ein Creuß +. vff anderthhalb schuch hoch über daß Erdrich, stehet im feldt./.

Item, aber ohne dem V n d e r a c h e r e r F e l d t, stehet ein stein, vff 2. schuch hoch über der Erden, hat oben auff ein Creuß +.

Item, baß hienauff, im Willbruch, ligt ein großer stein, 2. schuch hoch obe der Erden.

Item, ein klein wenig, fürbaß schier ohne dem Zaun, aber ein stein, vff dritthhalb schuch, obe der Erden.

Item, aber ein stein, außershalb dem feldt hienauff baß, hat oben einen gehauenen strich;

Item, ein stein hienauff baß, außershalb dem feldt, ligt bey der s c h l ü c k h e n: vndt hat ohne dem spiß ein Creuß +.

Item, von der s c h l ü c k h e n hienein: vnd dem stein in daß feldt, ohne dem Eck, des Hag: oder Zauns, stehet ein stein, vff 2. schuch oberhalb dem Erdrich, hat oben auff ein Creuß +.

Item, innerhalb ohne dem Haag, baß hienauff, in dem S e e b e l genant, stehet ein großer Wackhen, hat oben ein Creuß +.

Item stracks fürbaß, im veld, aber ein stein, hat oben ein groß .x.

Item aber ein stein fürbaß an der Wasserfurch im veld, vnderhalb Joachim manßharters Erben, Biine, hat oben ein .x.

Item von diesem stein schregß Saspach zu vnderwertß gedachter Biine, in den schmalen Bach.

Gemeine Wayds Nießung
deren von Saspach, mit
denen von vnderachern.

Vnnd haben die von Saspach gemeiner waids nießung biß zu einem stein, ligt in gedachtz joachim Manßharters seligen Büne, by dem schmalen bach.

Vnnd ist auch die besuochung der wayd, in vnd oberhalb dem pferrich, im Acherer veld, mit denen von Saspach gemein, biß an ein stein, stet in gerürtem veldt zwischen.

Item, starckfürbaß, im Feldt aber ein Stein, hat oben auff ein groß Creüz +.

Item, aber ein Stein fürbaß, ahne der Wasserfurch im Feldt, vnderhalb Johann Scheffern Bühnin, hat oben auff ein Creüz +.

Item, von diesem Stein, schreeß Saspach zue, vnderwertß gedachter Bühnin, in dem schmahlen Bach.

Gemeine Waydnießung,
deren von Saspach mit
denen von vnderacherern./.

Erstlichen, haben die von Saspach gemeine Waydnießung, biß zue einem Stein, ligt in gedachtem Johann Scheffers Bühnin, bey dem schmahlen Bach.

Item, vnnd ist auch die Besuchung der Waydt Inn: vnnd Oberhalb dem Pferch im Acherer Feldt, mit denen von Saspach gemein, biß ahne einen Stein; stehet in gerührtem Feld.

1695 verlief die Grenze von den Oberweier Matten anders, wie ein Bericht über das Auffuchen der Bannsteine zwischen Unzhurst und Croschweyer gegen gambßhurst und Michell Buech bis nach Achern aufzeigt (Statutenbuch).

„Von dannen ferners hinauff gegen 1000 Schridt dahe Steth oberhalb der oberweyerer Matt, vndt vnderhalb der Acherer Matt in der Driffts ein Stein ohngefehr 40 Schriff von dem Mühlbach der 12te stein, ist auf der rechten mit reich, vnd auf der Linckhen mit Baaden vnd der Jahrzahl 1553 betzeichnet geth gleich ein weg daby über den bach auf die haidt.

Von dannen gleich über den Bach etwa 600 schriff auf die haidt, da steth der 13te ein Zeckhefer stein welcher auf der ein seith mit reich auf der zweiten Baaden vnd der dritten Bischuff getzeichnet.

Von diesem Zeckheten stein Strackß den Waldt hinauff auf ds Acherer Brach veldt ds Acherer orth genanth ohngefehr 30 Schridt vor dem Waldt darauf ahne dem fußpfad der nach Walchurst geth ist ein Wackhenstein hat oben ein + ist der 14te stein.

Von dannen gleich winckhel recht zur linckhen handt ahn einem selbstgewachsten haag der den Waldt vnd ds veld schaidet biß an ds Pferch.

Item von dahe Winckhelrecht auf die rechte handt den Pförchgraben hinauff dem gebürg zu steth ein Wackhenstein mit einem +. gleich außerhalb des Pförchgrabens ahn der Saspacher Allmendt.

Von dannen zwischen dem veldt vnd der Saspacher Allmendt in dem graben ligt ein großer stein, von dannen den graben hinauff biß etwa 40 schriff von einem Eckh des grabens auf die linckhe handt auß dem graben in dem Waldt dahe ligt ein großer wildter stein 15 schriff vom graben.

Von selbigem gleich für etwan 40 schriff von nechst gemeltem stein ligt wider ein großer stein ahn vil gesagtem graben der ds veldt vnd die Saspacher Allmendt scheidet. Es wollen zwar die Saspacher zwischen diszem vnd dem 14ten Stein zwey stein die auf dem veldt ligen zue Bannsteinen haben. allein weil die Acherer allzeit nach den beschribenen stainen vmbgangen vnd geriegt also haltet man selbige 2 stain

Von dannen in der schmalen bach, vnd an den Platz da das Guottleuthaus gestanden, vff die vierzig schrit hienuff, schier dem Gotzacker gleich, von danen vffer der schmalen bach, so man auch nent die Kaltenbach, in die Bösche Achern zu, vngeuorlich von Ackern funffzig schritt, in die Bösch hienein, stet ein roter sand wackenstein, ein schuoch über das Erdreich, hat oben ein .x.

Item hienein basz, in die Bösch, stet ein vier ecketer stein, ist oben flach, vnd ein schuochs hoch vngeuorlich ab der Erden, stet ein schuochs lanng daby ein zimliche grose Asp, ann einem kleinen reinlin.

Item ein groser stein, vff dry schuoch ab der Erden, vff der leimen gruoben, in das schallen Bosch genant, hat oben ein .x.

Item, von dannen in der schmahlen Bach: vnd ohne dem Platz, allwo das Guthleuthaus gestanden, vff die (Sch.) : 40. schritt hienuff, schier dem Gotzacker gleich, von dannen aufer der schmahlen Bach, so man auch nennet die Kelten Bächlin, in die Bösch Acheren zue, ohngefährlich von Acheren (so!; natürlich ein Versehen für Ackeren) (Sch.) : 50. schritt in die Bösch hienein, stehet ein rother Sandt Wackenstein, ein Schuch über das Erdrich, hat oben ein Creütz +.

Item, hienein basz in die Bösch, stehet ein viereckigter Stein, ist oben flach: vnd ein schuch hoch, ohngefährlich ober der Erden, stehet ein schuch lang darben, eine zimliche grose Asp, ohne einem kleinen reinlin.

Item, ein großer Stein, vff 3. Schuch hoch ober der Erden, vff der Leimen Gruben, in das schollen Bosch genant, hat oben ein Creütz +.

vor Wendt stein inmaßen Sie auch nit so groß als die beschribenen stein seindt (Vergl. hierzu die Bemerkung 1671: Strifig mit Saspach).

Ferner hinauffwerthsz in diszem graben ligt wider ein zimlicher stain.

Von dannen ferners dem graben nach bisz ahn ds Eckh vnd von dahe Winckhelrecht auf die rechte handt steth etwa 4 schridt von dem beth desz grabens hart hahn dem graben ein stein.

Ferners dem graben nach etwan 30 schritt bisz der graben wider ein Eckh machet zu einem hohen stein ist ein Sandstein.

Von gesagtem Eckh Stracks den graben hinauff aber dem gebürg zue bisz zue ende desz grabens, inzwischen sich nach der alten Beschreibung noch 2 stein finden sollen, welche auch nit fehlen werden, wan der graben wird ausgehoben werden, inmaßen ale vorige Stain in dem graben ligen.

Zue Ende disz grabens Winckhelrecht zur rechten Handt ohngefähr gegen 30 schridt steth wider ein stain von selbem etwan 50 schridt stracksz hinauff ahn der Wasser furch widerumb ein stain, vnd von selbem gleich winckhell recht zur linkhen Handt über ds Kältenbächel in das Jungveldt da steth in dem Eckh selben veldts 2 schritt von gesagtem Kältenbächel hinauff bisz hieher werthsz der Landtstrasz 4 schritt von dem so genanthen Stainen Brückli steth wider ein stain auf der seith Achern zue.

NB. Der stain der zue Endte desz grabens winckhell recht zur rechten Handt etwan 30 schridt steth, auch derselbe der gleich etwa 50 schridt oben daran, seindt gantz obscur weilen mann diseithsz davor haltet, esz ziehe sich die Marckh / : wie es vil clarer alsz ds andere : / zue Ende desz grabens nit auf die rechte, sondern auf die linkhe Handt gleich zue dem Stain der in dem Jungveldt nechst dem Kältenbächel steth weilen diszer Stain vnd ds Endt desz grabens nit vil über 60 oder 70 schritt von einander seindt, vnd so vorthahn dem Kältenbächel nah bisz ahn den letst gesagten Stain der by dem stein Brückli steth.

Item fürbas dem Endelzweyer zu, bym weg, stet ein stein vff dritthalb schuch ab der Erden hat kein .x.

Item vnden schier am Endelzweyer, stet aber ein stein, hat auch kein .x.

Item fürbas am Endelzweyer hin vff stet ein stein, hat kein .x. vnd ligen sonst noch dry stein im grund darby.

Item ein stein stet oben an der alt matten (Bem. 1671: Er ist nit funden), hat kein .x. vom selben stein durch die Bosch hinauff, bis an yllenweg, ligt ein groser stein, hat auch kein .x. von diesem stein über den yllenweg hinauff bas, stet ein stein hat ein loch darinnen ein .x. gestanden, vnd das yllen .x. gehaisfenn./. (Anm. 1688 ist dieser Abschnitt in 3 Abschnitte zergliedert).

Vom yllen .x. oberhalb den Güetern umbhin, vnnnd vnderwerch dem yllenbacher hoff, so wylund hern Christoff von Schwabachs seligen Erben zustendig, hinab in das yllenbechlin.

Das yllenbechlin ab vnd ab, bisz vff das schelmen geflin, das schelmen geflin außhin, bisz vff nachuolgenden stein.

Gemeine Waid derer von
Vnderachern mit denen von
Oberachern.

Vnnnd haben die von Vnder Achern oberhalb dem schelmen geflin vff dem schach bühel, bisz an den Wald, gemeine waid mit denen von Oberachern, Wo auch holz vff angeregtem Bühel der gemeinen Weyd erwechst, hert es halben denen von vnder Achern, das ander halb denen von ober achern zu.

Item ein groser stein vnder halb dem schach Bühell hat zwey .x. das ein vff dem Eck, das ander fast zu der mitten des steins, vnd naiget sich der stein dem schach Bühel oder dem Acherer Wald zu.

Item, fürbas dem Endtlin s (weyher wurde vergessen zu schreiben) zue, bey dem Weege, stehet ein Stein, vff dritthalb schuch obe der Erden, hat kein Creütz +.

Item, vnden schier ahne dem Endlin s Weyher, stehet aber ein Stein, vnnnd hat kein Creütz +.

Item, fürbas ahne dem Endlin s Weyher hienauff, stehet ein Stein, hat kein Creütz +. vnnnd liegen sonst noch 3. Stein im Grund darbey.

Item, ein Stein, stehet oben ahne der alten Matten, hat kein +.

Von demselben Stein, durch die Bösch hienauff bisz ahne den Yllenweg, lieget ein großer Stein, hat auch kein +.

Von diesem Stein, über den Yllenweg hienauff basz, stehet ein Stein, hat ein Loch, darinnen ein Creütz +. gestanden, vnnnd dasz Yllen Creütz genannt: oder geheissen.

Item, von dem Yllen +. oberhalb denen Gütheren umbhin, vnnnd anderwerchs dem Yllenbacher Hoff, so weyl: Herr Hermann Dieterich von Neuenstein, seel: Herrn Erben zuständig, hienab in dasz Yllenbächlin.

Item, dasz Yllenbächlin abe: vnnnd abe, bisz vff dasz schelmen Gäßlin, dasz schelmen Gäßlin hienauff, bisz auff nach folgende Stein.

Gemeine wandt deren von
Vnderachern mit denen von
Oberachern./.

Erstlichen, haben die von Vnderachern oberhalb dem schelmen Gäßlin, vff dem schachbühel, bisz ahne dem Waldt mit denen von Oberachern (vergessen wurde gemeine wandt), so auch holz vff angeregtem Bühel, der gemeinen Wandt erwächst, gehört dasz halbe der Gemeindt: Vnderachern: vnnnd dasz andere halbe der Gemeindt Oberachern.

Item, ein großer Stein, vnderhalb dem schachbühel, hat 2. Creütz +. dasz eine oben auff dem Eck, dasz andere fast in der Mitte desz Steins, vnnnd neiget sich der Stein gegen dem schach Bühel: oder dem Acherer Waldt zue./.

Von dem stein stracks die Rod gas hinab, stet ein stein mitten in der gassen, hat zwey .x., das ein an einer seytten, das ander oben vff.

Fürbaß in der Rod gassz ein stein ist oben vff flach, hat zwei .x. das ein oben vff, das ander an der seiten, ober Achern zu.

Item aber ein stein in der Rod gassen, schier bym Mülbach, stet ein wydenstock dabey.

Item ein rother stein ober den mülbach in der Rod gassz, am Kirchweg, hat zwey .x. das ein oben vff, das ander dem Mülbach zu.

Item von diesem stein durch die Rod gassz hindurch vff die Reßz, stet ein zimlicher Wacken, schuchß hoch ab der Erden. / hat oben ein .x.

Vnnd leßlichen von diesem steine über den veldt bach stracks hinüber, widerumb zu erst geschribnem stein.

Gemeine Waid deren von Oberachern mit denen von Vnderachern ./.

Vnnd haben die von Ober Achern gemeine Waidnieszung mit denen von Vnderachern, wie dessen sondere stein vnd mark außweysenn, /.

Auch die Wegbeschreibung liegt von 1563 und 1688 vor.

Verzeychnus der Straßen, Gietterweg, vnd fuoßpfad im Bann zu Vnderachern:

Erstlich zu den veldern jenseit dem veldtbach, vnd der Brucken.

Item von der veldtbach geet ein Gietterweg, genant der graßweg, den schmids berg (Randbemerckung von gleicher Hand, aber mit anderer Tinte: modo Hundsruckh genant) hienauff, vnd haben diejenige, so Gietter vff dem schmids berg ligen haben, gerechtigkeit derselben vff vnd ab zufaren.

Item ober den veldtbach durch die Serren geet ein Gietter weg, vnderhalb

Item, von dem Stein stracks die Rothgass hinab, stehet ein Stein mitten in der Gassen, hat (Schn.) 2. Creuß ++. dasz eine ahne einer Seithen, dasz andere oben auff.

Item, fürbaß in der Rothgass ein Stein, ist oben auff flach, vnndt hat 2. Creuß ++. dasz eine oben auff, dasz andere ahne der Seithen, Oberachern zue.

Item, aber ein Stein, in der Rothgassen schier bey dem Mülbach, stehet ein Weidenstock darbey.

Item, ein rother Stein, über den Mülbach in der rothen gass ahne dem Kirchweg hat 2. Creuß dasz eine oben auff, dasz andere dem Mühl Bach zue ++.

Item, von diesem Stein, durch die Rothgass hindurch auff die Reßsen, stehet ein zimlicher Wacken, eines schuchß hoch obe der Erden, hat oben ein Creuß +. vnnd leßlich von diesen Steinen über den Feldt-Bach stracks hinüber, wiederumben im erst geschriebenen Stein.

Gemeinewaidt, deren von Oberachern mit der Gemeindt Vnderachern ./.

Item, haben die von Oberachern Gemeine Waidnieszung, mit denen von Vnderachern, wie dessen sondere Stain: vnnd Marck außweissen.

Verzeichnus der Straßen: Güterweege, undt fueßpfad, im Bann zue Vnderachern

Erstlichen, in denen felderern, jenseit dem Feldtbach, vnnd der Brucken; als

Von dem Feldt-Bach, gehet ein Güterweeg, der graszweeg genant, den Schmidsberg hienauff, vnnd haben diejenige, so Güter vff dem Schmidsberg ligen haben, Gerechtigkeit derselben vff: vnd ab zuefahren.

Item, über den Feldt-Bach durch die Serren, gehet ein Güterweeg, zwi-

den Güetern hin, vnd durch Veltin Brendlin vnd wylund Kurz Jacobs seligen Kinder hinauff, vnd oben auß biß vff die ebne, vnd geet ein fuoß pfad von disem Güeterweg, vber die ebne biß geen Vauttenbach, der Kirchen zu.

Item was fur Acker vnd Bösch im Singiger thal (Randbemerckung: modo Langenthaal genannt) ligen, haben die inhaber derselben gerechtigkeit vber das hüßlers veld am graben herab in die sträß zu faren, doch das es on schaden beschehe oder zur zeit, so die felder nit besomet, oder angepliebt seindt.

Item ein Güeterweg geet von der Landtsträß, das Langenthaal an der Wasserfurch hinauff, vnd haben die jenigen, so Bösch vnd Acker dahinden, doch jenseit der Wasserfurch ligen haben, gerechtigkeit denselben weg auß vnd ein zu faren.

Vnnd haben die von Vnderachern gerechtigkeit, mit allem ierem vich die Lanndtsträß hienauß, vnd durch Nider Vauttenbach die Ruolmans gass außhin in die Markt zu faren, vnd die wandt zubesuochen.

Item ein pfad geet inwendig den Güetern an der Lanndtsträß hinaus, stoßt an by Heinrich Rülins veldt, der den pfad außgezaint, vnd geet widerumb herus in die sträß, by der Kienlins Lachen (Randb.: oder Königslach), bym Nußbaum.

Item ein Güeterweg geet von der sträß, jenseit der nechsten Wasserfurch, by den Stangen in das hinder Bann hinab, vber die Wasserfurch, vnd geet auch ein fuoßpfad vber den rothen Bühel, vnd durch das hinder Bann, biß geen Vauttenbach.

Item ein Güeter weg, geet von der Lanndtsträß, underthhalb Hanns holzwarts des schmidts Büne hinein, vff den rothen Bühel, haben vff funff Teuch gerechtigkeit daselbst, auß vnnd ein zu faren.

schen Hannß Jacob Köhleren: vnd Hannß Geörg Bassers Wittib, bey der Mörigelgruben hienauß, biß auß die Ebene, vnnd gehet ein Fußpfad von diesem Güeterweg über die ebene, biß geen Fauttenbach der Kirchen zue.

Item, Was für Acker, vnnd Bösch im Singiger Thal ligen, haben die Inhabere derselben Gerechtigkeit über das Hüßlers Feldt ohne dem graben herab in die Straßen zuefahren, doch dasz es ohne schaden beschehe, oder zue zeit, so die felder nit besomet vnndt angeblühmet seindt.

Item, ein Güeterweg, gehet von der Landtsträß das Langenthal ohne der Wasserfurch hienauß vnd haben die jenigen, so Bösch: vnnd Acker da hinden: doch jenseit der Wasserfurch ligen haben, Gerechtigkeit auß: vnd ein zue fahren.

Vnndt haben die von Vnderachern, Gerechtigkeit, mit all ihrem Vieh, die Lanndtsträßen hienauß, vnnd durch Nider Fauttenbach, die Ruolmans gass außhin in die Markt zue fahren: vnd die wandt zue besuchen.

Item, ein Pfad gehet inwendig denen Gütheren ohne der Landtsträß hienauß, stehet ohne bey Christoph Adams Acker hienan, welcher den Pfad außzäunet, vnnd gehet widerumben bey der Königslach hienauß auß die Straßen, bey dem Nußbaum.

Item, ein Güeterweg, gehet von der Straßen, jenseit der nechsten Wasserfurch, bey denen Stangen, in dasz hindere Bann hienab, über die Wasserfurch, vnnd gehet auch ein Fußpfad über den rothen Bühel: vnndt durch dasz hindere Bann, biß gehn Fauttenbach.

Item, ein Güeterweg, gehet von der Landtsträß, bey des Herrn Praelaten von Allerheyl: Bühnin hienan, vorhero des schmidts Bühnin genannt, vff den rothen Bühel, haben vff funff Teuch Gerechtigkeit, daselbst auß vnnd ein zue fahren./.

Item ein fuoß pfad geet in Enger hinein zu dem Steg by der Pluel, und vom Steg neben Welsch Hansen, garten hinauff der Kirchen zu.

Item ein pfad geet by der Kirchen in die renten Büne vnd in der Büne umbhin, biß zu der stigel.

Item by den siben Aichen hat es ein hauw Enger, über Heinrich Rielins Acker, in der Büne, soll zu zeitten so die matten offen seind, auch offen gehalten werden.

Item bas hinab ist noch ein hauw Ennger, get über Bastean Federlin, in das steckich, soll auch wann die Matten offen seindt, offen gehalten werden.

Item ein pfad geet by dem Hoch sträßlin vff Hanns Webers zu ober Achern acker hienein, vnd durch die thaal acker dem Riet zu hinab.

Item ein Gieter weg, geet by dem Linden bronnen hienein biß vff die gruob.

Item ein Güeterweg geet by sanct Wolffganng vnden an Mathis heinigen über Steffan fritschen Lehen acker hienein in die thaal acker.

Item by schmid Hannsen Erben Büne, wie sich beide strassen scheiden, geet ein pfad außershalb der Büne hinab, den inhabern der Büne zu halten schuldig, wo sie aber denselben der gepür nit hieltten, hat man gerechtigkeit, die Büne vffzubrechen, vnd inwendig derselben, den pfad zu gebrauchen, Ist also vor

Item, aber gehet ein Fußpfad den Enger hienab, biß zum Steeg, allwo vor diesem eine Plaulen gestanden, vnnnd von dem Steeg neben Hannß Morizen Garkten hienauff zue der Kirchen.

Item, gehet ein Fußpfad bey Herrn Praelaten von Allerheyl: Bühnin hienein, vorhin die Rennten Bühnin genannt, vnnnd in der Bühne umbhin, biß zue der Stiegel.

Item, bey denen Sieben Aichen, hat es einen HauEnger hienein, über Hannß Zellers Acker in der Bühne, solle zeitthen, so die Matten offen seindt, auch offen gelassen werden. Vor Ihme ist Heinrich Rühlin Possessor gewesen./.

Item, basz hienab, ist auch ein HauEnger, gehet zwischen Christoph Bosschen: vnnnd (vnnndt) Christmann Hörmann, in daß Stöckigt, soll auch, wann die Matten offen seindt: offen gehalten werden.

Item, ein Fußpfad, gehe bey dem Hochsträßlin, zwischen Mattheuß Christen: vnnndt Michael Hodappen seel: W: hienein: vnnnd nebendenen./langen Ackeren hienab dem Riech zue.

Item, ein Güterweg, gehet bey dem Linden Bronnen hienein, biß vff die gruben.

Item, aber gehet ein Güterweg vnderhalb dem großen Linden Bronnen in daß Brachfeldt hienein, biß vff die Thalacker. (Sankt Wolfgang muß also bei dem Huberschen Anwesen in der Lindenbrunnenstraße gewesen sein; vielleicht ein Bildstock?)

Item, aber gehet ein Fußpfad außershalb Michael Bircken Bühne/: vor diesem Hannß Schmieden Erben Bühnin: oder insgemein deß Keß Jörgen Bühne genannt: / hienab, vnnnd ist der Innhaber der Bühnin, den Pfad zu hal-

jaren wie man deßhalben ein Augenschein gehalten, durch die Vndergenger erkanfft worden.

Item ein fuoß pfad geet by dem Plaz, alda das Saspacher guotkleutthauß gestanden hinein, vnd vonn dannen am Eigelßberg, durch die Güeter vff und vff, biß gen Ober Achern.

Item ein fuoßpfad, genant der Kirchweg, geet außer dem flecken by Jacob Maurers hauß hienauß vnd durch die Gieter vff vnd vff biß geen Ober Achern.

Item ein Gieterweg, geet von der Reß, vnderwerß geen Johann yppoliten Widersteters vogtz zu Achern Ackern, hinein, vnd ist Jacob Maurer dieselb schlick zu halten schuldig.

Item ein Gieter weg geet durch des Spilmans Garten zu den Ackern darhinden gelegen.

Im Fleckenn.

Item ein Allmend gäßlin geet zwischen Caspar Volzhursters seligen Kinder hoff vnd Jacob muoren Behausung hinder biß vff die Reß hienauß.

Item so hat man gerechtigen zwischen Jacoben braunen, Jerg schmierlins Nachkommen vnd Christman Breckern, von dem Marck hinderin, vff den Bach, vnnnd am Bach auffhin biß zu Baltes federlins Mül, vnd Hannß Guottbrotß Behausung, zu wandlen vnd zu gön.

ten schuldig, wo Sie aber denselben der Gebühr nach, nicht halten würden, hat man Gerechtigkeith, die Bühnin vff zue brechen, vnnnd inwendig derselben, den Pfad zuegebrauchen; Ist also vor Jahren, wie man deßhalben einen Augenschein gehalten, durch die Vndergänger erkanfft worden.

Item, ein Fueßpfad, gehet bey dem Plaz, alda daß Saspacher Guttleuth-Hauß gestanden, hienein, vnd von dannen ohne den Michelsperg durch die Güthere vff: vnd vff, biß gehn Oberacheren.

Item, aber ein Fußpfad genant den Kirchenweg, gehet außer dem Fleckhen, zwischen Andrae Erhardten, vnnnd Hannß Fürners Behausung, vnnnd durch die Güthere vff. vnnnd abe, biß gehn Oberacheren.

Item, ein Güterweeg, gehet von der Reß vnderwerß herein, Martin Glasers Wittib, vnnnd ist selbige schluckhen zuehalten schuldig.

Item, ein Güterweeg, gehet zwischen Geörg Köppls seiner Behausung hienauß biß zue der Gumpen Mül, so jetzt die Schleüfmühl genant.

Folget nun fernere Ordnung, etwelche Weege bey, undt außerm Fleckhen Vnderacheren betreffendt alß.

Erstlichen, ein Allmendt gäßlin, gehet zwischen Mattheuß Christen: vnnnd Niclauß Zettwochen, ihrer Behausung hindurch, biß vff die Reessen.

Item, hat man Gerechtigkeith, zwischen Hannß Ulrich Rothen, vnnnd deren Innhaber des Rittstalls, so dem Gericht behörig, von dem Marck hinder auff den Bach, vnnnd ohne dem Bach hienauß hin, biß Caspar Bährlins Mül; vnd hat auch Fug vnd Macht, solchen zue wandlen, vnnndt zue ziehen.

Verners geet zwischen iehgemelter Mülin vnd Behausung, ein pfad über den Bach, vnd daselbst hienauß der Kirchen zu, vnd ist inhaber der Mülin, diesen pfad zuhalten schuldig. (Späterer Eintrag: ist die miell nit zu halten schuldig Vide  O. — Die später mit  O gezeichnete Stelle lautet: Den Weg oberhalb der Vogtey so zur Mülin hinab vnd zur Kirchen geet, ist die gemein schuldig zuhalten.)

Landtstrasz.

Die von Under Achern seind schuldig die Landtstrasz von dem veldtbach an, biß zu der eußern Wasserfurch so das Langenthal herab laufft zuhalten.

So dhann von dem veldtbach, durch den ganzen Flecken, vnd hinab Saspach zu, biß an schmalen bach.

Den Marckweg, genant der yllenweg, von dem Guttleuthauß an biß hienauff zum yllen kreuß.

Die Rod gass von des Gerichtz mülin hinauff, biß an gemainen weidstein, vnden an Hans suochers acker, fürbas hinauff biß an die auw oder Rod gass, halten sie die von vnder vnd ober Achern gemein.

Das Bechlin so vßer dem veldtbach die Reß herab durch den flecken laufft, ist die gemein schuldig in fron zuhalten.

Fernere, gehet ein Fußpfad bey gemelter Mühlin, über den Bach, vmb desselbigen zue der Kirchen, also ist der Innhaber der Mühlin, diesen Pfadt schuldig zuhalten ./.

Wasß die Landtstrassen anlangende.

Erstlichen. Es ist zuwissen, daß die Gemeindt Vnderachern, die Landtstrassen schuldig seindt zue machen, von dem Feldtbach biß zue der äußersten Wasserfurch, so das Langenthal herab lauffet.

Mehr, von dem Feldtbach durch den ganzen Flecken, die Landtstrasz hienab, gegen Saspach zue, biß ahne den schmahlen Bach.

Item, den Marckweeg, sonst den Yllenweeg genant, von dem Guttleuthauß ahne, biß hienauff zum Yllen Creuß.

Fernere, die Rothgassen von des Spithalß Plaz, so dem Spithal Offenburg behöriß, worrauff anieho Hannß Vrich Rothen Plaulen stehet, hienauff, biß ahne den gemeinen Waydstein, vnd von dar wieder, biß ahne die andere Rothgass hienauff, ist die Gemeindt: Vnder: vnd Oberachern schuldig zuhalten.

Item, fließet ein Bächlin über die Reesen herab, durch den Flecken, ist E: E: Gemeindt, im frohnen schuldig zuhalten.

Mehr, lauffet ein Bächlin auß dem Mühlbach durch die Plaulen Matten herunder, durch den Flecken, vnd ist obgedacht E: E: Gemeindt schuldig, solchen ebenmäßig im frohnen zuhalten.

(Hier steht der Eintrag mit der Bezeichnung ○  ○.)

Den Weg oberhalb der Vogten so zur Mülin hinab vnd zur Kirchen geet, ist die gemein schuldig zuhalten.

Fernere, gehet ein Weeg, oberhalb der Cronen: oder Andreae Hubers Behausung hienunder, zue des Caspar Bährleins Mühlin, vnd gehet auch zue der Kirchen; diesen Weeg bisz zue der Mühl, ist die Gemeindt schuldig, zuerhalten.

Die Änderungen der Beschreibungen 1688 gegenüber 1563 führen in manchem an heutige Flurbezeichnungen heran. Über alle unklaren Punkte der Flurnamen von Achern geben sie noch nicht Aufschluß.

Walther Zimmermann.

Heinrich Medicus.

Ein badischer Sagensammler.

Nahe dem Eingangstor des Lichtenauer Friedhofes steht ein alterstgrauer, verwitterter Grabstein, ein einfacher viereckiger Sandsteinblock, überdacht von einer kleinen Pyramide. Selten nur wird das einsame, alte Grab mit ein paar Blumen geschmückt, die verwitterte Inschrift, die die ganze Vorderseite des grauen Steines einnimmt, mußte erst aufgefrischt werden, um sie für die Zwecke dieser Arbeit wieder lesbar zu machen. Sie lautet: „Hier ruhet Herr Heinrich Medicus Großherzoglich Badisch. Obrist. Geboren zu Ahbach im Herzogthum Nassau am 18. August 1743. Gestorben den 2. September 1828 . . .“ — Wer war dieser Mann, dessen Andenken im alten Städtchen noch nicht völlig erloschen ist, dessen Name so gar nicht in das Hanauerland paßt, der hier hinter der stillen Friedhofmauer seit mehr denn hundert Jahren den ewigen Schlaf schläft? Wie die Grabinschrift ausweist, wurde er am 18. August 1743 zu Ahbach im Fürstentum Nassau-Weilburg geboren, wo sein Vater Friedrich Reinhard Medicus als Regierungsrat und Amtmann in den Diensten des Fürsten stand; die Mutter war Rosina Margaretha Thoma. Sein Ahne war Heinrich Medicus, der im Jahre 1647 als Stadtschreiber und Baumeister in Gießen starb. Der Großvater war der Pfarrherr Ludwig Medicus in Brandoberndorf im Fürstentum Weilburg; die Familie teilte sich in der Folge in einen Gießener, Brandoberndorfer und Grünberger Zweig. Der bekannte Botaniker und Regierungsrat Dr.

Friedrich Casimir Medicus in Mannheim gehörte dem Grünberger Zweig an.

Heinrich Medicus schlug die Offizierslaufbahn ein, wurde zunächst Kadett in den Diensten des Landgrafen von Hessen-Kassel beim Regiment Prinz-Karl-Infanterie, wo er am 10. April 1760 Fähndrich und am 22. Mai 1760 Seconde-Lieutenant wurde. Zu Beginn des Jahres 1764 verließ er den Landgrafen, nahm Dienste in der Armee des großen Preußenkönigs und trat in das Regiment der Tettritz-Drägoner ein. Aber schon im Juni 1764 finden wir ihn „im Reich“ als zweiten Werbeoffizier. Am 3. Juli 1778 wurde er Seconde-Lieutenant beim Freibataillon von Brenner und Premier-Lieutenant in jenem von Freystett.

Als diese Truppe nach dem Frieden von Teschen, der am 13. Mai 1779 den Bayerischen Erbfolgekrieg beendete, aufgelöst wurde, kam er am 5. Juli 1779 zum Regiment Natalis nach Crossen. Am 3. Oktober 1780 verließ er den preußischen Dienst und trat als Hauptmann und Adjutant zum Leib-Infanterie-Regiment des Markgrafen Karl Friedrich von Baden. Am 5. Januar 1791 wurde er Rittmeister im Husarenkorps, der einzigen, etwa 60 Mann zählenden Kavallerietruppe des Markgrafen. Im Januar und Februar 1792 war er Kommandant von Kehl, einem in jenen Tagen schwierigen und verantwortungsvollen Posten. 1793 begleitete er als Adjutant den Prinzen Friedrich, den zweiten Sohn des Markgrafen, der als Generalmajor und Inhaber eines holländischen Infanterie-Regiments vom 16. Mai bis 26. September bei dem von dem Oberst von Geusau befehligten badischen Infanterie-Regiment weilte, das jenen Feldzug Hollands gegen Frankreich mitmachte. Über diese Reise führte Medicus im Auftrage des Fürsten ein Tagebuch, das über die militärischen Begebenheiten, deren Augenzeugen beide wurden, interessante



Husarenoberst Heinrich Medicus.

Mitteilungen enthielt und ein anschauliches Bild des damaligen Feld- und Lagerlebens, sowie der Eigentümlichkeiten der Kriegsführung gibt. Auch verfaßte Medicus die laufenden Berichte über das Befinden usw. des Prinzen an den Markgrafen. In einem derselben schreibt er u. a.: „Ein Deserteur vom Regiment Darmstadt sollte arquebusiert werden, erhielt aber nach ausgestandener Todesangst, unter dem lautesten Beifall der Armee pardon, den ihm der General Trebra, als er bereits auf seinem Grab mit verbundenen Augen kniete, zu verkündigen das Vergnügen hatte . . .“

Am 5. Januar 1794 wurde Medicus zum Major befördert und bei der Errichtung der sogenannten Landmiliz aus den Aufgebotten der wehrfähigen Männer vom 18. bis 50. Lebensjahr zur Abwehr der drohenden Gefahr des Einfalles eines französischen Revolutionsheeres mit deren Organisation und Inspektion beauftragt. Bei einem Aufmarsch vor dem Schloß wurde der Karlsruher Bürgermiliz von dem Major Medicus, der sie hierbei mit der Anrede „Bürger“ begrüßte, im Auftrage des Markgrafen eine Fahne überreicht.

Am 9. März 1800 wurde Medicus zum Oberstleutnant befördert. Auf 1. März 1805 wurde er, 62 Jahre alt, wegen seines vorgerückten Alters und der damit verbundenen körperlichen Dienstunfähigkeit unter gleichzeitiger Ernennung zum Oberst des Husarenkorps in den verdienten Ruhestand versetzt.

Heinrich Medicus war zweimal verheiratet, in erster Ehe am 10. Januar 1771 mit Anna Beata Heinsius, geboren am 6. September 1755 zu Laubow in der Neumark und gestorben am 19. März 1802 in Karlsruhe. Die Ehe war mit 14 Kindern gesegnet, 8 Knaben und 6 Mädchen, die die Geburtsjahre 1770 bis 1797 umfassen. Die fünf ersten wurden in Landsberg a. d. W. geboren, alle anderen in Karlsruhe, fünf starben im jugendlichen Alter. Am 23. August 1803 ging Medicus im Alter von 60 Jahren eine zweite Ehe ein mit Christina Magdalene, geb. Dietrich, der Witwe des Eisenhändlers Johann Jakob Mayer von Lichtenau. Diese starb am 16. Januar 1827 in Lichtenau im Alter von 77 Jahren 3 Monaten. Medicus hatte sie vermutlich bei der Besetzung des Hanauerlandes durch die Truppen Karl Friedrichs kennen gelernt, die am 22. Oktober 1802 das alte hanauische Amtsstädtchen besetzten, wobei er als Husarenoberstleutnant in der Krone Quartier bezogen hatte.

Auch nach seiner Zurrubesezung war der geistig noch sehr rüstige Mann nicht untätig. Er zog nach Lichtenau, wo er das bisherige Gasthaus zur Krone, ein stattliches Anwesen aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, das 1545 erstmals erwähnt, 1632 von den Schweden, 1689 von den Franzosen verbrannt worden war, erwarb, die noch vorhandenen großen

Ökonomiegebäude erstellte, Landwirtschaft betrieb und daneben die Poststelle der Landpost von Rastatt nach Straßburg versah, die gerade damals (1806—1812) einen besonders lebhaften Verkehr aufzuweisen hatte. Da er dem Range nach der oberste Staatsdiener des Städtchens war, nahm er auch gesellschaftlich den ersten Platz ein und hatte in der Kirche den ersten Sitz am Altar inne. Nach der Überlieferung pflegte er jedoch wenig Verkehr, aber in dem Apotheker Gustav Wagner, einem ehemaligen preußischen Freiheitskämpfer, fand der alte Soldat einen treuen Freund, ebenso in seinem Kriegskameraden, Rittmeister Schell im nahen Gamshurst, der ihn häufig in der bald über ihn hereinbrechenden Einsamkeit seiner dunklen Tage — mindestens die letzten 15 Jahre seines langen Lebens war er völlig erblindet — besuchte. So mag es auch eine Freude ganz besonderer Art für den erblindeten Greis gewesen sein, als er am 19. Mai 1814 den Besuch des Markgrafen Wilhelm erhielt, des zweiten Sohnes Karl Friedrichs und der Reichsgräfin von Hochberg, der nach dem Abschluß des Feldzuges im Elsaß, wo er die badischen Truppen befehligte, in Achern Quartier genommen hatte und von dort seine in der Umgebung liegenden Truppen inspizierte und in seinen „Denkwürdigkeiten“ hierüber schreibt: „Den 19. Mai 1814 besuchte ich in Lichtenau den ehemaligen badischen Husarenobersten Medicus, einen treuen Diener meines sel. Vaters, der ganz erblindet war. Viele Gedichte, die er verfaßt, bekundeten seine treffliche Gesinnung“. — Am 2. September 1828, morgens 9 Uhr, starb er im Alter von 85 Jahren und wurde am 4. September auf dem Friedhof zu Lichtenau zur letzten Ruhe bestattet. „Unauslöschlich lebt in den Herzen seiner Kinder und Enkel das dankbare Andenken an seine Liebe“, schrieben diese auf den einfachen Grabstein.

Trotz der zahlreichen Feldzüge in jenen Jahren ist Medicus militärisch nicht besonders hervorgetreten, die bereits erwähnte Begleitung des Prinzen Friedrich nach Holland war seine einzige kriegerische Tätigkeit, die sich mehr in der Rolle eines Zuschauers abspielte. Seine Fähigkeiten scheinen mehr auf organisatorischem Gebiet gelegen zu haben, die ihn auch in engere Beziehungen zum Hof und den oberen Gesellschaftskreisen der kleinen Residenz brachten, die sich dann auch auf die Familie ausdehnten. Wir wissen aus den bereits erwähnten Denkwürdigkeiten des Markgrafen Wilhelm, daß seine Kinder zu den Gespielen der fürstlichen Kinder zählten. Bei der Reichsgräfin von Hochberg, der zweiten Gemahlin Karl Friedrichs, scheint er in besonderer Gunst gestanden zu haben.

Es ist daher auch nicht seine militärische Laufbahn, die uns Veranlassung gibt, ihn in den Spalten unseres Jahrbuches der unverdienten



Grabstätte von H. Medicus.

Vergessenheit zu entreißen, sondern eine Tätigkeit, die wenig oder gar nichts mit seiner beruflichen Stellung zu tun hatte: In seiner Freizeit war Medicus ein eifriger Sammler aller ihm bekannt werdenden Volksmärchen und Sagen, wie er sich auch bei vielen sonstigen Anlässen als Lokaldichter übte. Von seiner eigenen Neigung hierzu abgesehen, mag die Anregung zur Sammlung dieser Volksfagen von der Reichsgräfin von Hochberg ausgegangen sein, da jede einzelne derselben, soweit sie uns erhalten blieben, mit einer Widmung dieser zugeeignet ist. Mit großer Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit der Darstellung sind diese Sagen festgehalten mit allen Nebenumständen und sonst erreichbaren Nachrichten, so wie er sie selbst aus dem Munde des Volkes ver-

nommen hatte, so daß seiner Darstellung ein gewisser Quellenwert zukommt, da er auch, soweit ihm dies möglich war, allen örtlichen Spuren nachging und diese in aller Ausführlichkeit aufzeichnete. Außer diesen Sagen schrieb er auch, wie schon gesagt, andere Begebenheiten in Reime, die sich in seiner Umgebung ereigneten. So ist uns u. a. ein Gedicht überliefert auf den Tod und die Beerdigung des am 29. März 1806 verstorbenen Pfarrers Neßler von Lichtenau, seines Freundes.

Eine Sammlung aber von 30 Bändchen der gesammelten Volksfagen ging nach dem Tode des Verfassers auf seinen Freund über, den schon genannten Apotheker Gustav Wagner in Lichtenau, nach dessen Ableben auf seinen Nachfolger, den Apotheker G. Fr. Schoch, und befindet sich heute im Besitz von dessen Sohn, Rechtsanwalt Dr. Schoch in Heidelberg, zusammen mit einem kleinen Medaillonbild des Obersten. Die 30 Bändchen, jeweils 50 bis 70 Seiten umfassend, sind heute in drei großen Bänden vereinigt. Jedes einzelne der Bändchen ist nach der Titelseite mit einer Widmung an die Reichsgräfin von Hochberg versehen, die eine kurze Darstellung über Entstehung, Land und Leute und ähnliches enthält. Einer ganzen Anzahl sind sehr schön ausgeführte Zeich-

nungen in Tusche oder Farbe beigegeben. Daß Medicus ein hervorragender Zeichner war, beweist eine außerordentlich feine Zeichnung des Erbprinzengartens in Karlsruhe mit dem sogenannten Erbprinzenschlößchen und dem Lusthaus aus dem Jahre 1787, gestochen von C. Haldenwang, die sich heute bei den Sammlungen des Badischen Landesmuseums befindet.

Von der genannten Sammlung Schoch wurden die ersten 24 Bändchen von Januar 1800 bis Dezember 1801 geschrieben, so daß also am ersten eines jeden Monats ein Bändchen überreicht wurde, Nr. 25 und 26 im Juli und August 1802, Nr. 27 und 28 im November und Dezember 1802. Während Nr. 29 vom Januar 1806 und Nr. 30 vom Februar 1807 aus Lichtenau datieren, sind alle übrigen in Karlsruhe geschrieben. Eine Anzahl derselben behandeln Sagen aus unserer engeren Heimat Mittelbaden. Ihre Überschriften sind folgende:

1. Der Arzt, ein thüringisches Volksmärchen.
2. Das zerbrochene Küchenmesser, ein wetterauisches Volksmärchen.
3. Die geküßte Trine, ein neumärkisches Volksmärchen.
4. Der Bote nach Dresden, ein hessisches Volksmärchen.
5. Das Rockertweible, ein ebersteinisches Volksmärchen. Es behandelt die bekannte Sage, in welcher eine Gräfin von Eberstein bei ihrem „Schöpfer“, einem Schöpflöffel, den sie in ihrem Federbusch versteckte, einen Meineid schwor, nach wenigen Tagen starb und nun am Rockert, einem wilden Felsenstock über der Murg, umgehen muß. Aus der Widmung ersehen wir, daß in der Grafschaft Eberstein im Jahre 1802 vorhanden waren: 40 Mühlen, 2 Hammerwerke, 2 Fabriken, 11 Mahlmühlen, 6 Öl- und Stampfmühlen, 2 Tabakmühlen, 2 Hanfreiben, 14 Schneidmühlen mit 30 Sägen an der Murg und 5 Schneidmühlen an den Nebenbächen, 1 Eisenhammer zu Gaggenau, 1 Kleinwaffenschmiede zu Gernsbach, die Glasfabrik zu Gaggenau und die Stahlfabrik zu Rastatt.
6. Der schwarze Pudel mit feurigen Augen, ein albgauisches Volksmärchen.
7. Des Teufels Kanzel, Bette und Schneidmühle, ein Schwarzwälder Volksmärchen.
8. Der Kobold vom Zotenberge, ein schlesisches Volksmärchen.
9. Der Schulmeister in der Hölle, ein Märchen aus dem Murgtal.
10. Die Nonnen zu Weißenstein, ein Volksmärchen aus dem Nagoldgrund.
11. Der dankbare Hirsch, ein Volksmärchen aus dem Neckartal.
12. Die Seesträulein und die Seennonnen, ein Schwarzwälder Volksmärchen.
13. Die Müllerin von Zell, ein Volksmärchen aus der Mortenau.
14. Die verwünschte Melusine, ein Volksmärchen aus dem Durbacher

- Tal, die Sage von dem verzauberten Weib auf dem Stollenberg und dem Sohn des Amtmannes zu Staufenberg.
15. Die Fräulein von Windeck.
 16. Die Jägerskäfer zu Gudensburg, ein Volksmärchen aus dem Hessenland.
 17. Das versunkene Raubschloß bei Göbrichen, ein Volksmärchen aus dem Enzgau.
 18. Die weiße Frau zu Guttenberg, ein Volksmärchen aus dem Neckartal, eine Kindsmörderin.
 19. Das neue Jerusalem, ein Volksmärchen aus dem Remchinger Tal.
 20. Der Hungerbrunnen bei Wöffingen, ein Volksmärchen aus dem Pfingzgau.
 21. Das Wundergretchen in Pforzheim, ein Volksmärchen aus dem Enzgau.
 22. Die Schatzgräber in Langensteinbach, aus dem Albgau.
 23. Der Truthahn und die Schlange, der Kapuziner und die Nonne nebst dem Blaserle in Eisingen, ein Volksmärchen aus dem Enzgau, Ort der Handlung ist das Pfarrhaus zu Eisingen.
 24. Der Kapuziner Rudolph oder Rudy im Pfarrhaus zu Obereggenen im Sausenhard, ein neckender und helfender Hausgeist, der jedoch die Bewohner des evangelischen Pfarrhauses in solcher Weise plagte, daß der Pfarrer zuletzt genötigt war, auf seine Kosten ein neues Haus zu erstellen, da der Abt von St. Blasien, dem die Baupflicht oblag, sich weigerte, dies zu tun. Diese Angelegenheit ist durch die Akten im Generallandesarchiv belegt, wo mehrfach von dem „Ungeheuer“ im Pfarrhaus zu Obereggenen die Rede ist.
 25. Der Rothackergeist bei der Liedolsheimer Ziegelhütte, aus der unteren Hardt. Es handelt sich um den Teufel, der auf dem roten Acker sein Wesen treibt.
 26. Das verlorene Hundsprivilegium, ein uraltes Volksmärchen.
 27. Die Prozession zu Scherzheim, ein hanau-lichtenbergisches Volksmärchen.
 28. Die Trompete (ohne weitere Angabe).
 29. Die erste Spinnerin.
 30. Der Notarius, ein Lichtenauer Volksmärchen.

„Die erste Spinnerin“ hatte Medicus mit der Bitte um Durchsicht und geeignete Änderung an Johann Peter Hebel gesandt, dessen 32 alemannische Gedichte im Frühjahr 1803 in erster, zu Beginn 1806 in dritter Auflage im Druck erschienen waren. Hebel, der Medicus auch einige Male in seinen Briefen erwähnt, sandte das Manuskript mit dem folgenden Schreiben wieder an Medicus zurück:

Hochwohlgebohrener, Hoch zu verehrender Herr Obrist!

Sie geben mir einen sehr schätzbaren Beweis Ihres fortdauernden gütigen Zutrauens durch Übersendung der Ersten Spinnerin und den damit verbundenen Auftrag. Aber welche schwere Probe, auf die Sie mich setzen! Wie gerne ich jedem Ihrer Wünsche an mich entgegen komme und ihn so vollständig, als es mir möglich ist, befriedigen möchte, soll ich damit beweisen, daß ich Ihnen etwas, das schon gut ist, verbessere, zumal an der Bearbeitung eines Gegenstandes, dessen Detail Sie, wie noch viel anderes Interessantes, viel besser kennen als ich. Erkennen Sie, verehrtester Herr Obrist, nach Ihrer Güte an dem, was ich unterstrich und änderte, mein Bestreben, Ihrem Verlangen zu entsprechen, und an dem, was ich nicht ändern wollte, meinen Beifall. Ich wünsche jeder Spinnstube Ihrer industriereichen Grafschaft Hanau eine so lehrreiche und unterhaltende Spinnerin, wie Ihre Erste ist, und Ihnen gute Gesundheit und viel heitere Stunden, in denen Sie Ihre Freunde bald wieder und noch oft mit den Produkten Ihrer munteren Laune erfreuen mögen.

Ich bin, indem ich mich Ihrer fortdauernden Gewogenheit empfehle, mit den Gesinnungen der aufrichtigsten Verehrung

Euer Hochwohlgeboren gehorsamster Dr. J. P. Hebel.

Carlsruhe, den 1. Febr. 1806.

Dieser noch unveröffentlichte Hebelbrief befindet sich gleichfalls bei der Sammlung Schoch. Die von Hebel erwähnten Änderungen sind von diesem am Rande beigefügt — und er hat gründlich geprüft und eine ganze Anzahl solcher Vorschläge angebracht. Das Gedicht wurde sodann von Medicus in der von Hebel vorgeschlagenen geänderten Form der Reichsgräfin überreicht und ist das einzige der ganzen Sammlung, das nicht auf einer sagenhaften Überlieferung beruht. Medicus selbst bezeichnet es auch nicht als Märchen, sondern als eine Erzählung. Aus der Widmung an die Reichsgräfin ersehen wir, daß er von der hohen Frau bei ihrer jüngsten Anwesenheit in Rheinbischofsheim — damals Bischofsheim am hohen Steg — aufgefördert wurde, „während des jetzigen Winters etwas zu dichten, um solches den gnädigst aufgenommenen Volksmärchen beizugesellen“. Medicus fand jedoch keine Volksfage, die sich für den gedachten Zweck eignen wollte. Die gerade im Gange befindliche Hanfernte brachte ihn aber auf den Gedanken, „die Zurichtung desselben genauer zu betrachten, dessen Bereitung zum Verkauf und eigenen Gebrauch zu beschreiben und dabei womöglich die erste Spinnerin ausfindig zu machen“. So entstand also eine eingehende Beschreibung nicht nur des Spinnens, sondern des Hansbaues überhaupt, vom Anbau des Rohmaterials bis zum fertigen Gespinnst, eine Beschäftigung während des

langen Winters, die damals im Hanauerland noch allgemein üblich war. Nach dieser eingehenden Beschreibung nennt er uns dann als die erste Spinnerin — Tirza, die Gattin des von seinem Bruder Kain erschlagenen Abel, die ihrem Söhnchen Pallu aus der Wolle der Schafe und später aus Baumwolle die ersten Kleider wob!

In dem Gedicht „Die Prozession zu Scherzheim“ schildert Medicus, nachdem er in der Widmung einen kurzen Überblick über die Geschichte des Hanauerlandes, das kurz vorher an Baden gefallen war, gegeben hat, die noch heute im Volke wohlbekanntes Sage von dem Leichenzug, der sich mit allem Drum und Dran um Mitternacht, vom Kälbelsgäßel kommend, nach dem (damals am Nordende des Dorfes um die Kirche herum gelegenen) Kirchhof bewegte. Die Sage hat ihren Ursprung wahrscheinlich in der Reformationszeit. Wir erfahren aber auch, daß auf dieser jahrhundertealten Begräbnisstätte des ganzen unteren Hanauerlandes noch viele alte Leichensteine standen „vom Adel, Rittern, Herren und Grafen“, die wenige Jahre später beim Neubau der Kirche (1810) — zerschlagen und, da die Fundamentsteine weither aus dem Gebirge geholt werden mußten, als willkommenes Baumaterial eingemauert wurden! Welch eine barbarische Tat diesen ehrwürdigen und unersetzlichen Denkmälern längstvergangener Geschlechter gegenüber! Um wie vieles könnte unser Wissen um die Geschichte der Heimat reicher sein, wenn diese zahlreichen Grabsteine gerettet worden und erhalten geblieben wären! Wir erfahren aber weiter, daß der Friedhof im Jahre 1792 besetzt und von einer österreichischen Batterie besetzt war, die aber des Leichenzuges wegen daraus verlegt werden mußte, „weil die erwähnte Prozession die Schildwacht wußte abzutreiben — der kühnste Krieger lief davon!“ Am Schlusse fügte Medicus eine große Tuschezeichnung des Leichenzuges bei.

Im Juli 1810 überreichte Medicus der Reichsgräfin ein weiteres Bändchen über die Grundsteinlegung der neuen Kirche zu Scherzheim. Dieses Bändchen ist anscheinend verloren gegangen, wenigstens sind alle Bemühungen zur Wiederauffindung erfolglos geblieben. Wir wissen davon nur aus der Widmung eines weiteren 51 Seiten umfassenden Bändchens über die Einweihung dieser Kirche, das Medicus im Dezember 1811, unmittelbar nach der Einweihungsfeier, der Reichsgräfin überreichte. Auch dieses enthält eine Reihe interessanter Angaben über diesen Kirchenbau, die man vergeblich in den amtlichen Akten suchen wird, weshalb diesen literarisch unbedeutenden Gedichten immerhin eine gewisse kulturgeschichtliche Bedeutung zukommt. Was dieses letzte Büchlein nun besonders wertvoll macht, ist, daß es in verkleinertem Format fünf farbige Aufrisse der Kirche enthält. Ein Vergleich mit den bei den Bau-



Das frühere Gasthaus zur Krone in Lichtenau, heute Filiale der Volksbank Bühl.

akten befindlichen großen Originalplänen von der Meisterhand Fr. Weinbrenners zeigt, daß diese Kopien mit überraschender Genauigkeit den Originalen nachgezeichnet sind. Die Beschreibung der Einweihung läßt die bestimmte Vermutung zu, daß jener erste Band über die Grundsteinlegung ebenfalls wichtige Angaben enthielt über das bisherige, jahrhundertalte Kirchlein, ja, möglicherweise auch einige Zeichnungen, so daß man es um so mehr bedauern muß, daß dieses nicht mehr aufzufinden ist. Dem vorliegenden zweiten Bändchen ist ein Originalbrief der Reichsgräfin von Hochberg beigeheftet, worin diese sich für ein weiteres Gedicht bedankt. Der Brief zeigt uns aber auch, wie diese Gedichte beim Hofe aufgenommen wurden. Er hat folgenden Wortlaut:

Hochgeehrtester Herr Obrist!

Für Ihr letztes Gedicht, so Sie die Güte hatten mir zu schicken, versichere ich Ihnen meinen größten Dank und versichere zugleich, daß der Churfürst so gerührt davon war, daß Ihm Thränen über die Backen rollten und Er sogleich befahl, man möchte einen Bericht von der Frau ihrer Lage einschicken; aber daß Sie ja nicht glauben, als setze man Mißtrauen in Ihre so schöne Schilderung. Nein gewiß nicht, sondern es ist der Weg der Ordnung, und dieses wissen Sie, wandelt der liebe Chur-

fürst gern. Jetzt betreiben Sie es nur, daß der Bericht bald hierher kommt, dann soll es nicht fehlen, daß diese arme Frau was bekommt. Sagen Sie es mir doch, wie ich es machen soll, daß diese Frau 44 fl. von mir erhält, wolten Sie es ihr in meinem Namen geben und mir alsdann sagen, an wen ich es hier oder gerade an Sie schicken soll, so würde ich mit dem größten Dank es wieder zustellen.

Nehmen Sie die Versicherung meiner größten Achtung an, womit ich das Vergnügen habe zu seyn

Dero ganz Ergebenste
Reichsgräfin v. Hochberg

Carlsruhe, 9. Juny 1806.

In einem zweiten, dem Bändchen beigehefteten späteren (1880) Brief eines uns Unbekannten ist die Rede von einem weiteren Heft Gelegenheitsgedichte, auch reichen religiösen Inhalts, und eines solchen „Die Witwe von Scherzheim“. Möglicherweise handelt es sich hier um die Frau, von der die Reichsgräfin oben schrieb. Vielleicht aber hat Medicus auch ein Gedicht verfertigt über die bedauernswerte Witwe des am 28. Juli 1810 bei tätzlichen Ausschreitungen von Angehörigen eines französischen Artillerie-Regiments in der Krone zu Scherzheim erschossenen 27 Jahre alten Philipp Friß von da.

Jene Beschreibung der Einweihung der Kirche zu Scherzheim vom Dezember 1811 mag wohl eines der letzten Gedichte gewesen sein, da Medicus im Jahre 1814 schon völlig erblindet war.

Da sich diese Sammlung der 30 Bände heute in Privathänden befindet, könnte es sich um Zweitschriften handeln, deren Originale der Reichsgräfin überreicht wurden, die dann allerdings sehr genau und sorgfältig ausgeführt wurden. Aus dem Besitz der Reichsgräfin mögen die Bändchen dann auf deren ältesten Sohn, den späteren Großherzog Leopold (1830—1852), übergegangen sein. Im „Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters“ 1834 nämlich berichtet Franz Joseph Mone von dieser Sagensammlung, „welche S. Kgl. Hoheit der Großherzog veranstaltet und erlaubt hat, davon Gebrauch zu machen“, und der Mone einen Quellenwert beimißt, „der noch dadurch erhöht wird, daß der Verfasser mit gewissenhafter Genauigkeit alle Nebenumstände und anderweitigen Nachrichten berührt, die ihm mündlich überliefert wurden; dabei hat er auch die noch örtlichen Spuren der Sagen bemerkt und beurteilt . . .“ Nach dem bisher Gesagten wurde die Sammlung allerdings nicht erst von Großherzog Leopold veranstaltet. Weiter aber ist festzustellen, daß diese Sammlung heute verschollen ist. Dann aber stimmt die Sammlung Schoch nicht mit der von Mone veröffentlichten überein. Beiden Sammlungen gemeinsam sind nur 14 Sagen, so daß die Sammlung Mone außerdem enthält:

1. Der Schatz im Stollenwald, ein Volksmärchen aus dem Durbacher Tal.
2. Der Teufelstein.
3. Der Meermann, ein Volksmärchen vom Schurmsee.
4. Der Nixe Wechselbalg, ein Volksmärchen vom Hußenbacher See.
5. Die Nonnen singen nicht mehr, ein Volksmärchen vom Wildsee.
6. Der Grafensprung, aus dem Murgtal (Schloß Eberstein).
7. Die Geister führen irre, aus dem Ufgau (Ebersteinburg-Rotenfels).
8. Die Geisterhöhle, aus dem Murgtal (Amalienberg bei Gaggenau).
9. Das Huhn zeigt den Kirchenplatz, aus der Ortenau (Windeck-Hennegraben).
10. Der treulose Schreiber, dasselbe.
11. Die Lindenkapelle, dasselbe (Siebenlinden bei Ottersweier).
12. Der lange Gang, dasselbe (Burg Windeck — Schloß Bach).
13. Der nächtliche Schlachtlärm, aus dem Nagoldtal (Schloß Krähenneck bei Weiffenstein).
14. Der verwünschte Schatz (Linkenberg bei Weiffenstein).
15. Junker Marten, der wilde Jäger, aus dem Pfingzgau (Singen).
16. Das goldene Kegelspiel, aus der Ortenau (Yburg).

Beide Sammlungen zusammen ergeben also 46 Volksfagen, die — abgesehen von 6 — alle in Mittelbaden oder in der nächsten Umgebung ihren Ursprung haben.

Es steht somit fest, daß Heinrich Medicus ein außerordentlich fruchtbarer Sammler alter Volksfagen und -märchen war und daneben auch manches sonstige Ereignis aus seinem Leben, seiner Zeit und Umgebung uns überliefert hat, weshalb es zu bedauern ist, daß uns nicht alle erhalten geblieben und die noch erhaltenen nicht allgemein zugänglich sind. Es erscheint daher wohl gerechtfertigt, diesen Mann, der lange vor den mit Recht berühmteren Gebrüdern Grimm (1828) deutsches, hier badisches, Sagengut aus erster Quelle sammelte und aufzeichnete, gerade heute, da wir den Wert dieser alten Volksfagen, aus denen die ganze unerschöpfliche Poesie der deutschen Seele zu uns spricht, in unserem Jahrbuch der Vergessenheit zu entreißen.

Besonderen Dank schulde ich Herrn Rechtsanwalt Dr. Schoch in Heidelberg für die leihweise Überlassung der Sammlung. Wertvolle Mitteilungen sowie die beigegebenen Lichtbilder verdanke ich Herrn Ludwig Lauppe in Karlsruhe (aus Lichtenau). Aus den Beständen des Gen.-Landesarchivs wurden benutzt: Dienerakten Heinrich Medicus (diese enthalten jedoch nur einige Gesuche), die Handschrift Nr. 1936. Großh. Familienarchiv, Korrespondenz Karl Friedrichs, Bd. 35 Nr. 58—71. Ober, Denkwürdigkeiten des Markgrafen Wilhelm von Baden, 1906 S. 10, 340/41. Bad. Militär-Almanach 1858 S. 79—112. Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters, Nürnberg 1834 S. 87 ff., 146 ff., 255 ff., 363 ff.

August Feßler.

Sagen aus Waldulm (Achernthal).

Zusammengestellt nach Niederschriften von Schülern.

Hauptlehrer Traub in Waldulm ließ, angeregt durch meine wiederholten Veröffentlichungen von Sagen in Mundart aus der Gegend von Achern, von Schülern Sagen und Erzählungen niederschreiben. Er stellte mundartliche oder schriftdeutsche Fassung frei.

Der sehr verdienstvolle Versuch glückte. Einige Schüler erwiesen sich als recht gute Lautschriftler, die gewisse Eigenarten der Waldulmer Sprechweise fein herausfühlten und wiedergaben. Sie schreiben: wie-ämer = wie mer „wie man“; nämä = nebe eme „neben einem“; un fisch = un 's isch; im Sacket = im Sack g'het; nonderno = einandernach; derväsi baldä = derse si b'halde; in im = in ihm (neben: inem); uf-kraßked = ufkraft g'het; am Somschtigsie = am Samstag gfi; 3'solle = s(e) solle; ischi = isch si. Die Vorsilben be-, ge- werden p, k (q, r) ausgedrückt: palti = b'halt i; nokonge = nachgegangen (neben: zugonge); kobst = g'hopst; kukt = g'huckt, gehockt; kloßt = g'loßt, gelassen; ked, ket = g'het, gehabt; Quonlache = G'wonnlache, Gewanngrenzstein; rie (neben: g'sie) = gewesen; rene = g'sehne, gesehen. Die leichte Härtung des g in mir genn „wir gehen“, die durch die Kürzung des e hervorgerufen wird, schreibt ein Schüler kenn. Auch die Behandlung der Selbstlauter gegenüber dem Schriftdeutsch kommt klar zum Ausdruck, wie ich dies auf mundartlichen Arzneizettelchen ebenfalls beobachtete: au/ou boue „bauen“ e/i gib „gehen“; stieh „stehen“; schien „schön“; eu/ei Ze'ig „Zeug“; Deißl, Desel „Teufel“ (dem entsprechend auch Mäidl „Maidel“); ö/ä erläßt „erlöst“. Auch in der Schreibweise für unklare Laute treffen die Schüler das Richtige: nar, nor, no, „nach, so“; onnondr, „enander, einander“. Die Spannung bei der Niederschrift „wie mer schwätzt“, ver-rät sich in Schreibfehlern, am deutlichsten wohl, wenn g'st als g'scht gebracht werden sollte. Da kam stgorbe für g'schorbe, schgoffe für g'schoffe, Schgalt für G'schtalt heraus. Statt G'schpengscht schreibt ein Schüler Schpengst.

Man könnte noch manches Beispiel bringen, wie die Waldulmer Schüler ihre Lautlehre fühlten. Ich habe an der Schreibweise nur dann geändert, wenn zu fürchten war, daß ein Nichtmundartkenner mit dem Lesen Schwierigkeiten hätte bekommen können (z. B. nahm ich Auf-

lösungen von b, p, k, q, r in b'h, g'h vor; Doppelmitlauter zum Ausdruck von Kürzungen wurden gestrichen).

Die Sagen sprechen für sich. Zu einigen machte ich Bemerkungen.

Wir müssen Hauptlehrer Traub dankbar sein für die auf diese Weise zustande gekommene Sammlung von Sagen. Ich danke ihm besonders, daß er mir die Bearbeitung überließ. (Einige Erzählungen haben wir als „gemacht“ empfunden. Sie wurden hier weggelassen. Sollten die „Geschichte“ später, unbeeinflusst, aufgefunden werden, dann sollen sie nachgetragen werden.)

Flurnamen.

1. **Franzosedich.** Ungefähr vor 100 Jahre hat ein Mann von Waldulm ein Schimmel weggenommen von den französischen Truppen, welche im Quartir lagen im Kaiet. Dem Schimmel wurden alle vier Füße mit Kleidungsstücke umwickelt, damit er spurlos davon kam. Dem herzhaften Mann ist es wirklich gelungen, spurlos nach Waldulm zu kommen. In Waldulm nahm der betreffende Mann seine Frau auf das Pferd und ritt mit ihr bis nach Freudenstadt in Württemberg. Dort hat er das Pferd verkauft. Nach dem hatten sie einmal gegessen und getrunken und sich köstlich amüsiert. Mit dem Restgeld gingen sie wieder vergnügt nach Haus. Auf diese kühne Tat wurden von den französischen Soldaten Patrollien ausgeschiedt. Eine dieser Patrollien gelangte auch in das Gelände Rechenbach, wo sie von Oberberger Bürgern weggeschossen wurde. Daher hat diese Stelle den Namen Franzosenteich.

2. **Wie der Name Franzosedich entstanden ist.** Im Jahr 1713, wo dr Franzoserie usbroch isch, sin d Franzose über Straßburg nach Appewier un von dert in der Kaiet und sin sogar nach Walulm komme. Dert under dr Schert in sellem Wald im Franzosedich hen sieß Lager gschlage. Un newe dro, dert wo jetzt sell Brünnel isch, hen sie ä Gumbe gmacht, wo sie sich als drinne gwäscht un derfo trunke hen. Im gonze Walulm hetmer nachher kei Kuh, kei Henn und gar nigs meh gsene. Alles hen sie usgreiwert. Un selder Win un Schnabs, wo sie nit glosse hen, hensü hobse glost. Nite-mol kei Löffel und Gawel hen sie meh keft zum esse. d Litt hen müsse krad wieder von frisch asonge bure. Wo sie wieder fort gange sin, heft e Walulmer vons Häselbure diwe rumgschosse un heft der Franzesisch Hauptmann vom Roß ragschosse. Im Wuet hen sie nar d Linde azunde, aber sie hens do wider glescht brocht. Un will dert dunte d Franzose gläge sin, heißt Franzosedich. d Linde heft aber hift noch ä Odenke von der Franzose.

3. **Wie das Franzosenteich seinen Namen erhielt.** An der Ulmer Grenze liegt eine Wiesenschlucht, welche Franzosenteich genannt wird. In früherer Zeit, als die Franzosen noch in unsere Lande kamen, (wurde) auch unser Dorf Waldulm heimgesucht. Von Zeit zu Zeit kam eine französische Bande und plünderte die Leute aus. Nachher hielten sie sich dann in dieser Schlucht wieder auf. Deshalb hat dieses Gewann den Namen Franzosenteich erhalten.

4. **Die Sag vom Rüttelstain.** Aldi Litt verzehle als, daß in friegerä Zide im Rändchal ä großie Stadt gsi isch. Frieger immä großä Krie isch Päsch usbroche. Do sin vil Litt storwä, nar sin sie usa Wage glade worä wieämer ä Garwe Wagä lad un zammä spannt war mitäme Wiesbaum. Nar sin sie do owe üwär Scheert fiert worä und do duse am Ulmhard amä Ort vergrawä worä. Als sie ämool au mit amä Wage dowä durchgfahre sin, nar isch durchs fahre good nämä Felsä ä Doder am Wage ra gridelt worä. siderhär heißt der Felsä Rüttelstain. Awer leider ischer durch Bisher wäge Allegung sun Rāwā dem Erdbodā glich gmacht wore. — Sollte der Rüttelstein nicht ein Fels gewesen sein, der auf seiner Unterlage wackelte? Der rundlich (in sog.

Wollsäcken) auswitternde Granit der Waldulmer Gegend könnte schon solch einen Wackelstein schaffen.

5. **Die Sage vom Riffelstein.** Fririgi Zitte, wu als d'r Hergott spaziere isch, het 'ne als d'r Desel begleitet. Kummessie zum Stein. D'r Desel het well d'r Stein nemme, nor het dr Hergott gfragt: was wiff mit mache? Nor het 'r zandwurt gent: i wil dr Sougfall d'r dunte zemm werfe. Un des wär unstre alte Kirch gemeint gsi. Wurene in d'r Dobe ket het, nor isch 'r weich wore. Unstre Voreltern hen als gseit: „Sie hen als Dobe noch gsene“. Deswegen heißt merne d'r Riffelstein. — Gewöhnlich erzählt man diese Sage vom Kußenstein. Beide Steine lagen nicht weit auseinander.

6. **Kußenstein.** Meine Mutter erzählt, der Teufel habe einen gewaltigen Stein von Straßburg her gebracht. Eine alte Frau fragte den Teufel dort oben im Walde, wo er hin wolle. Er sprach: „Ich will das waldulmer Schweineställchen zusammenwerfen“. Mit diesem Ställchen meinte er die Kirche. Alsdann wollte er den Stein wieder aufheben. Aber der Stein war weich, und er mußte ihn liegen lassen.

7. Aus Neid, weil die Waldulmer Kirche, von der heute noch ein Überrest steht, schön war, nahm der Teufel ein großen Stein. Als er zum Wurf anziehen wollte, wurde er ihm in den Händen weich und flog in den Ulmhart. Heute zeigt uns noch der Stein, wo die Handabdrücke des Teufels zu sehen sind.

8. **Kapuzinerhöhle.** Die Kapuzinerhöhle hat ihren Namen daher, weil früher in diesem Gang ein Kapuziner weilte. Früher trachteten ihm die Leute nach dem Leben, und er floh in diesen Gang. Darin weilte er, bis er starb.

9. **Der Wolfsacker.** Als es im Jahre 1700 in Waldulm noch Wölfe gab, wurden auf diesem Orte Wolfsgruben gegraben. In diesen Gruben wurden Wölfe gefangen, so erzählte mein Großvater. Und es wurde diesem Ort der Namen Wolfsacker gegeben.

10. **Das Bährenklausenloch.** Wu der alt Bährenklaus noch gläbt het, nar ischer ä mol in Buchwald gonge im Winter. Wure nar heim gonge isch mit äme Schlitte voll Holz, nar ischems durchgonge. Er isch awer nimm ruskumme, un s isch grad ume Ronk rumgonge, s isch ark gloffe un isch mit em durch inne Loch na. Er isch halb dod dunde gläge. Wu zwei Steinhaier in Steinbruch sin, hen sie ne gsene. Si hen im Dorf Meldung gmacht un hene nar heim frage. Un ä longi Zit het des Loch Bährenklausenloch keise.

11. **Rappenschrofen:** Weil dort nachts, wenn Leute durchgingen, ein halbes Roß den Wald hinunter sprang, daher hat er den Namen Rappenschrofen.

12. **Brand.** An der Grenze des Kappler Friedhofes wurden die Hexen verbrannt. Daher hat der Ort den Namen Brand.

13. **Der Kreuzzeichkopf.** Früher, als die Leute noch keine Kruzifixe hatten, machten sie Kreuze in die Bäume. Ein solcher Baum ist die Eiche, welche auf dem Kreuzzeichkopf (steht). Seither sagt man Kreuzzeichkopf.

14. **Sage von der Kreuzzeich.** Ame Sunti unterwärts dem Amt sinn emol e Wisch jungi Kerl spaziere gloffe. Ufeimol lits Wandlung, un do sin alli no knaut und hen bet. Aber einer heft nit bet, der isch ufme Stei gsesse vor der Eich und heft Musik spielt und heft andri usglacht. Ufeimol het der, wo uf dem Stei gsesse isch, Auge verfrillt und het gruse: „Helfermer, helfermer!“ Die andri sinn glich hersprunge un guck, was mitem los isch. Sie henne eweg riße welle, aber er het nit uffstih kinne. No henn sie gseit, mir welle dich in der drei höchste Name weg nemme, und nor isch es gange. No het er gseit, er hets Fir in der Höll brenne sehne, un der Teufel isch in im steck. Er het gseit, wenns wider Wandlung litt, will er au befe. Und der Stei steht hit noch vor der Krizeich.

15. **Die Kreuztanne.** Bei der Kreuztanne war früher ein Tanzplatz. Dort tanzte die Tochter eines Barons, bis sie tot zur Erde niederfiel. Und es wurde ein Kreuz an eine Tanne gemacht. So berichtete mein Großvater. Von da an hieß es die Kreuztanne.

Bildstöckle.

16. **Vom Bildstöcklein in der Halde.** In der Hald steht ein Bildstöckl. Es soll aus em drifsigjährige Krieg herrühre. Von diesem wird folgendes erzählt. Im drifsigjährige Krieg hen die Leut das Geschirr, Malerschlösser und Hausgerät versteckt. Die Leute, welche in der Nähe von der Hald wohnten, versteckten ihr Gerät in der Hald. In der Hald war damals alles noch Wald. Die Leute gruben ein tiefes Loch in die Erde und darin verbargen sie nun ihr Geschirr, ihre Malerschlösser und ihr Hausgerät. Damit nun niemand etwas davon merkte, setzten sie ein Bildstöcklein darauf. Als nun nach langer Zeit die Leute das Feld umbrachen und das Bildstöcklein wegsetzten, um es frisch aufzumauern, fanden sie unter dem Bildstöcklein noch einen ganzen Haufen altertümlicher Malerschlösser. Das Bildstöcklein wurde frisch aufgemauert und steht heute noch.

17. **Die Sage vom Bildstöckle bei der Schwender Buch** (s Bru-Xaveris Bildstöckel). Bi selem Bildstöckl hen als frieger Raiwer g'wohnt. D' Raiwer sin nonderno usgstorwe. Die hen ä haufe Gold ket. Des heft nor im Deißl gherk. Des hen zwie vuns Brussaveri gwist. Nor sinn se nokonge un hen s'Gold rusgrawe. Wu sis huffe ket hen, isch der Deißl kumme un het gsaid, des Gold derväsi baldä, wenn sie drei Dä im Hus bliewe un nit nus kenn, blos noch unders Dachrauf. Nor wos auf d' letschi zugonge isch, isch Dienstmäidl uf d'r Staffel gstonde, nor sinn auf eimal ä ganzer Huffe schiine Fisch von sälen Gumbe, wo sie vorne am Hus ket hen, in Heh kobst. Des Dienstmäidl het des gfene, nor isch si schnell niwr g'schbrungä. awer kum isch sie unterem Dachrauf duse g'si, nor isch schu ä schwarzer Hund doher kume un isch im Dienstmäidl iweral noch konge. Nor isch Dienstmäidl ins Bett un heft unter Bettlat nunder gluigt. Wer leit drunter? Der schwarz Hund! No isch si nokonge, heft ä gwigini Palmestang (g'holt). Kuum isch si mit der Palmestang hin g'si un der Hund des Gwiges gmerkt, nor heft er ofonge blerre un isch zu der Dir usgrennt. Zu d'r gliche Zit, wu der Hund furt konge isch, isch aus s'Gold wider in d'Erđ g'sunke. Daß d'r Deißel nor kei so Macht mee ket heft, hen si nor ä Bildstöckl dert no g'stellt. — Bru-Xaveri = Xaver Braun vom Braunberg.

18. **Das erste Bildstöckchen auf der Schert** erinnert an ein Gelöbniß. Ein Mann, der nach dem Gebekläuten mit dem Wagen über die Schert fuhr, kam plötzlich nicht mehr weiter. Er gelobte, an diesem Platz ein Bildstöckel errichten zu lassen. Dann konnte er weiter.

19. **Das Bildstöckchen am Schulacker** erinnert an die große Hungersnot im Jahre 17hundert. Die Sage berichtet, daß dort ein Mann verhungert sei. Deshalb ist dort ein Bildstöckchen errichtet worden.

20. **In der Nähe von der Kreuzeiche** steht ein Bildstöcklein, das ein Mann gelobte, der mit seinem Wagen im Schnee stecken blieb.

21. **Des Viesen Bildstöckle.** Als der alte Vies noch lebte, versetzte er die Grenzsteine. So hatte er bald einen großen Hof. Als er nun starb und die Leute von der Beerdigung zurückkehrten, schaute er zum Speicherfenster heraus und winkte mit dem Hut und jauchzte. Eines Tages ging ein junger Mann nach Gebekläuten durch den Wald. Da stellte sich ihm ein großer schwarzer Hund in den Weg und wollte ihn nicht durchlassen. Als er nun zu fluchen und zu schimpfen anfang, floh der Hund. Ein andermal fuhr ein Mann mit zwei Ochsen und einem Wagen durch den Wald. Da setzte sich ein nackter Mann hinten auf den Wagen. Sogleich fingen die Ochsen an zu springen, so daß sie der Fuhrmann nicht mehr anhalten konnte. Erst als sie aus dem Walde waren, stieg der nackte Mann ab. An einem Abend war eine Gesellschaft junger Leute versammelt. Da kam ein Licht des Weges daher. Da rief einer der jungen Leute hinaus: „Rechte Leute gehen bei Tag heim, nur Lumpen gehen bei Nacht heim!“ Kaum hatte er das Fenster zugemacht, so stand ein schwarzes Männlein mitten in der Stube. Da knieten die jungen Leute hin, beteten einige Rosenkränze. Erst als sie den driften Rosenkranz gebetet hatten, verschwand das schwarze

Männlein. Damit der Satan keine große Gewalt über ihn haben sollte, ließen sie ein Bildstöckle errichten.

22. Hoch oben auf der Schwend steht eine Wirtschaft. Nicht weit davon ist ein großer Bauernhof. Es ist Fizeiches. Ein alter Bauer, der vor vielen Jahren gestorben ist, soll gegeistert haben. Es wird viel von ihm erzählt. Als er schon gestorben war, hatte der junge Bauer einen Knecht. Nicht weit vom Fize ist er daheim. So ging der Knecht fast alle Abend nach Hause. Eines Abends, es war im Herbst zur Zeit der Kartoffelernte, da ging er wieder nach Hause. Der Mond schien hell. Spät nachts, es war zwischen 11 und 12 Uhr, ging er wieder fort. Als er beinahe drüben angekommen war, sah er auf dem Kartoffelacker einen Mann, welcher Kartoffelstroh aufschüttelte. Er glaubte, der Bauer sei es. Er ging hinab zu ihm. Als er bei ihm angekommen war, stand auf einmal eine große Gestalt vor ihm. Sie hatte feurige Augen und sah ihm tief in die Augen. Aus Furcht konnte er nicht mehr laufen. Auf einmal sah er nichts mehr. Alles war verschwunden.

23. **Sag vons Sigrischebildstöckle.** Die Sag erzählt, daß do, wo des Bildstöckle steht, der Friedrich Maier von de Schwend mit de Ochsen der Weg durchfuhr. Bliwe Ochs stie. Er lief vor sie, heft sie om Halzbond gnumme un heft sie welle fiere. Sie sin em awer nit fier gange. A ganzer halwer Da hedder mid ne rum gmacht. Sie sin em eifach nid fier. Er heft dann bed un aller Hond verschproche, bis endlich er sait: „Ich loß ä Bildstöckl noboue losse“. Un endlich ischer furt komme. Er heft ä Bildstöckl erichte gloßt. Un sitterher schteht des Bildstöckle derd.

24. **Die Sag vons Bichilisbildstöckle** auf der Blochschier. Die Sag erzählt, daß do on dem Blas ä Monn, der vons Degers noch heim wollte, un s hed ä feschder un hoher Schnee ked, isch im Schnee schtecke bliwe. Er hed vill Schnaps drunge ked, uf Händ un Fieß heder misse groble. D Händ hedder gonz uskraßked. Un nor isch er nim fier kumme. Der Schnaps ischem im Buch gstore, un noch ischer volls verfreore. Des isch am Somschdigsi. Om ondre Morge isch der Augusthdin Doll, der au an dr Schwend wohnt, au derdo durch un hed der Monn gsene. Er isch no nahgonge uf Waldulm un heds gmeld. Sinni Verwondi henn norre des Bildstöckl erschtelle gloßt, un siederher stehd des Bildstöckle dert uf der Blochschier.

Steinkreuze.

25. **d'Sag vom Kriß bi s Schloßhanse.** Dert, wo jeß sell Kriß steht, isch emol einer ufg'häng wore. Der het e Pflug g'stohle. Desdrum hen si e ufg'hängt un in sel Kriß isch e Pflugradel * nig'haue wore.

* Das Zeichen ist eine Pflugschar!

Diese Fassung (mit Pflugschar!) wurde mehrmals auch schriftdeutsch geschrieben.

26. **Die Sag vom Kriß bi s Schloßhanse Acker.** Vor viele Johr isch emol e Fuhrwerk verbei gfare. Druf isch e Bur un si Frau gsesse. Wo si zu dem Rain kumme sin, sin uf eimol Kue wild wore un sin der Rain nufgfare, do isch dr Wage umgfalle. D Frau isch unfer dr dr Wage kumme un isch glich dod gsi un sieder her schteht des Kriß.

27.¹⁾ **Das Kreuz am Häselhof.** Wie die alten Leute erzählen, hat vor vielen Jahren ein Bauer aus Sasbachwalden ein Paar Ochsen verkauft. Dieser Bauer hatte in der letzten Nacht einen Handwerksburschen über nacht gehabt. Jener hatte gehört, daß der Bauer Ochsen verkauft. Da faßte der Bursche den Entschluß, ihn

¹⁾ Zu Nr. 27 und 28 ist zu bemerken, daß Sagenverschiebungen vorliegen. Die Erzählung von dem Ochsenverkauf gilt sonst von dem Kreuz unterhalb des Ringelbacher Kreuzes. Während Nr. 25 das Pflugteil deutet, knüpft Nr. 28 an das unfer der Pflugschar befindliche Rebmesser an. — Man sagte mir, im Waldulmer Pfarrhaus seien die Niederschriften über die Ursache des Kreuzes. Eine Nachfrage verlief ergebnislos.

auszuplündern. Mit diesem Geld hat der aber gleich wieder ein Paar andere Ochsen gekauft und hatte nur noch wenig Geld bei sich. Die Ochsen nahm er nicht gleich mit. Als er an den Häselhof kam, wurde er von dem Handwerksburschen angehalten und schlug ihm ein Stock auf den Kopf, daß er bewußtlos niederfiel. Als der Bauer zum Bewußtsein kam, ging er nach Hause und ließ zum Dank, weil sein Geld nicht verloren war und er noch am Leben, dieses Kreuz errichten.

28. Auf dem Weg oberhalb zwischen Waldulm und Kappelrodeck, beim sogenannten Häselhof, steht ein Steinernes Kreuz, mit Abzeichen Rehmesser. Wie mir mein Vater erzählte, hatte er in Erfahrung gebracht, von seinem Vater, daß im Jahre 1839 ein Mann von Sasbachwalden ist morgens früh und wollte ein paar Ochsen kaufen im Heselbach Amt Oberkirch. An dieser Stelle wurde der Bauer angehalten. Dieser Mörder halte ihn an und sagte zu dem selben sofort, das Geld heraus, andernfalls kostet dir das Leben. Dieser Bauer hat sich geweigert, und der Mörder hat sofort das Rehmesser aus der Tasche gezogen und hatte diesem Bauersmann den Leib aufgeschnitten, daß derselbe in wenigen Minuten auf der Stelle tot liegt.

29.) **Rechts vom Rebstock** steht ein Kreuz, hier gerieten zwei Burschen miteinander in Streit. Der eine zog das Rehmesser heraus und schnitt dem andern den Hals ab. Auf dem Kreuz sind zwei Rehmesser eingehauen.

30. **In der Nähe vom Rebstock** steht ein Kreuz. Auf diesem stehen zwei Rehmesser. Zwei Burschen bekamen Streit und haben einander getötet. Zur Erinnerung steht dieses Kreuz. (Rehmesser = Rebmesser.)

31. **Das Kreuzlein unter Bäcker Schiller** bedeutet einen Mord. Zwei Männer bekamen Streit und es hieb der eine Mann dem andern mit einem Rebmesser den Hals ab.

32. **Die Sage vom Bildstöckchen* beim Sigmung Jülg.** Von dem Bildstöckchen wird erzählt, daß do mol 4 Brieder vom Schaffe heim kumme sinn und sind wege ebs hintrenonder kumme. Jeder hett ei Sichel bi sich kett, un mit denne henn sie enonder ums Leibe brocht. Säl drum isch jeh ä Bildstöckel dert, und on dem isch ä Sichel.

* Es ist ein Steinkreuz.

Ringelbacher Kreuz.

33. **Die Sage vom Ringelbächerkreuz.** Schwender Hundskriß hen sie no stelle losse als Sini. Un da hen mir Ringelbächer emol mieße fruhne. Un des isch gsi 1883 in dr Ernt. Un do het dr Burgermeister nicht gho, daß bi uns d schulentlassene Buebe. Dr elsch isch 17 Johr alt gsi. Wu mer gfespet hen, dor het dr Ringelbächer Burgermeister gseit: „Jeh sin luefer junge Lit do, jeh wili ebis verzele, wurum aß mir dr Wäh mache. Die uralte Schwenderhindi* un de Ferster von Renche het re drzu gholse, daß sie het kinne dr Ringelbächer Gmein 6 Morge Bode abschiffe. Andreas Jülg het solle jedem ond Ohr haue, daß sies nit vergesse solle. Die wu dr Bode abschiffe het, isch in Renche gstorbe un war kohlrabeschwarz. Ihr Sohn behauptete den Hof. Die Ringelbächer machten Ansprüche an den Mann. Er sagte aber: „Was ich von der Muefer gerbt ha, bhalti. Gut nach Ringelbächer, er verkomme nigs“. Drum seitmers Schwenderhuns Kriß. Der, wu mirs gseit het, war dabei, Leo Müller. Das Feld heißt man Kugelacker. Un dr Gwonnloche steht heute noch.

* Eine Frau Hund von der Schwend.

Anmerkung: Unterhalb dieses Kreuzes steht ein kleineres Steinkreuz, um das sich eine Mordgeschichte rankt, von der es verschiedene Fassungen gibt.

¹⁾ Nr. 29—32 beschäftigen sich mit dem schönen Steinkreuz, das D. A. Müller erstmals, jedoch unvollständig, in den „Monatsblättern des Badischen Schwarzwaldvereins“, 1931, S. 201, beschrieb. In „Mein Heimatland“, 1932, S. 217, brachte ich eine ergänzende Beschreibung mit Zeichnung. Die vier Sichel aus Nr. 32 sind in den Stein gehauen. Auf der Rückseite ist noch eine fünfte.

34. Näwem Ringlbächer Kriiz isch als ä Hus gsfonde. Do drin het als ä armi Frau gwuhnt. Die het emol ä paar Ochse verkauft, und des hen zwi Homber* gwist. Wu sie des Geld kohlt het, sin die zwi Homber no gonge un hen die Frau umbrocht un hente Geld gnumme. Un wu des ruskumme isch, das die Homber die Frau umbrocht hen, sin Lit nogonge un hen die Homber mit vir Paar Ochse verrisse. Die hen so blärt, daß mans bim Brand** ghört het. Un zum Odenke het mer dert, wu die Frau umbrocht wore isch, ä Kriiz nogstellt.

* Handwerksburschen. ** Brand = Flurstück gegen Kappelrodeck, siehe Nr. 12.

35. Eine Sage von dem kleinen Kreuz, welches unterhalb dem großen Ringelbacher Kreuz steht. In frügere Zite isch als e Hondwerksbursch uf eme Burehof in Sasbachwalde übernachtet. Der Bur het domols grad e Paar Ochse ins Renchtal vekauft g'het. Der Bur schickte si Frau derno, um des Ochsegeld z'hole. Des het der Hondwerksbursch g'hert un het in der Ringelbacher Gaf die Frau usglurt. Als die Frau doher kumme isch, het er sie überfalle un het's Ochsegeld fun ere g'fordert. Sie het aber im Renchtal des Ochsegeld nit usbezahlt bekumme un het's au dem Hondwerksbursch gseit. Ein par Kriizer frügers Geld hatte sie noch bei sich. Des het sie em geh welle. Aber der Hondwerksbursch isch damit nit z'friede gsi un het sie uf dere Stell, wo jetzt des klei Kriizel steht, tot g'schlage. Aber die Strof für die Mordtat isch nit usbliewe. Der Hondwerksbursch isch g'faßt wore un het dowe bim große Kriiz siner verdient Lohn bekomme. An jeder Arm und an jeder Fuß hen sie en Ochs gponnt un henne zerrisse. Der Hondwerksbursch het Hacker g'heisse, un desdrum heißt der Ort, wo er zerrisse wore isch, hit noch Hackerplätzl.

36. Unterhalb vom Ringelbacher Kreuz. Xaver Maier seine Urgroßeltern beherbergten einen Handwerksburschen über Nacht. Sie meinten es gut mit ihm und machten ihm ein Lager in die Wohnstube. Als sie zu schlafen gingen, machte der Mann mit seiner Ehefrau aus, sie solle morgen nach Durbach gehen und das Geld für ein Paar Ochsen holen, wo sie nach dort verkauft hatten. Das hörte der Bursche und paßte die Frau ab. Er verlangte (von) der Frau das Geld. Die Frau sagte, sie habe kein Geld erhalten. Der Bursche glaubte ihr nicht und schlug sie tot. Der Bursche zog der Frau seine Schuhe an und flüchtete sich nach der Schwend ins Nachbarhaus und versteckte sich auf der Heubüne. Er wurde aber entdeckt und dann hingerichtet. Heute steht an dieser Stelle ein kleines Kreuzlein unterhalb vom Ringelbacherkreuz. Der Name der Frau war Maria Anna Weber, geb. in Sasbachwalden.

37. Eine Frau ging einmal fort und wollte Ochsen bezahlen. Als sie nach Oberkirch kam, wurde es Nacht und sie blieb in einem Hause übernacht. In diesem Hause waren noch zwei Handwerksburschen übernacht. Diese zwei hörten, wie die Frau zu der Magd sagte, daß sie zwei Ochsen zahlen will. Als am Morgen früh die Frau fortging, gingen sie ihr nach und holten sie unter dem Ringelbächerkreuz ein und schlugen sie tot und nahmen ihr das Geld. Und deshalb steht dort ein Kreuz.

38. Um das Jahr 1600 war in Seebach eine Witwe, die hatte ihre Ochsen verkauft. Am andern Morgen wollte sie das Ochsegeld holen. Am Abend davor kamen zwei Handwerksburschen und baten um Nachtherberg. Die Frau nahm die Handwerksburschen berügt (beruhigt?) auf. Sie hören das Gespräch in dem Hause von dem Ochsegeld. Morgens um 5 Uhr begab sie sich auf den Weg nach Ringelbach. Da auf einmal überfielen sie die zwei Handwerksburschen, die sie übernachtet hatte, und schlugen sie tot. Aber leider hatte die Frau kein Geld in der Tasche. Einer der Täter schnitt die Schuh sich nach vornen auf und stieg verkehrt in die Schuhe, weil es Schnee hatte, zus Schwenderhunds Scheune so zu entkommen. Der Täter wurde aber festgenommen, und des andern Tages wurde ihm an der Mordstelle an Händen und Füßen ein Ochse gespannt und so zerrissen. Der Täter heißt Hacker und soll beim Ringelbächerkreuz begraben sein. Bis heute heißt man den Platz Hackerplätzchen.

Gespensftige Tiere.

39. **Pudelhund in der Ringelbächer Gasse.** Früger, wo die neu Stroß no nit do durch gonge isch, het mer als der alt Weg na müsse, wen mer uf Oberkirch het welle. Nor isch a mol e Monn uf Oberkirch. Wo re heim isch, nor isch es schon e biss spot gsi. Wore zu dem kleine Krikel kumme isch, nor sin von dem Krikel bis nüber zu's Volmers Wald ganz langi un dicki Baumstamm gläge. Der Monn isch nog'stande un het des groß Holz betracht. Uf eimol isch des Holz verschwunde, un e ganz großer schwarzer Puddelhund isch em hinte noch g'lose un het ganz großi fürigi Auge one no g'macht. Der Hund isch mit em bis ruf zum Ringelbächer Kriß, wo der Hacker zerrisse wore isch. Nor isch er verschwunde.

(Hacker: Mörder der Frau von Sasbach: wegen des Mordes dort von zwei Ochsen gevierteilt; s. 35, 38.)

40. **Schwarzer Hund.** Der Panderdoni isch emol nuf uf Aldene zum Dokter Nirle. Er isch awer nuf glosse un isch znacht am zwölfi deheim furt gange. Wo 'r aber dobe am Barschie glosse isch, isch em uf eimol ä schwarzer Hund hintenoch glosse. Der Panterduni het gemeint, es isch ä rächter Hund, un hetne griewig hinte noch laufe glosst. Wo sie aber dunte im Dobel glosse sin, fangt uf eimal der Hund o zschwäze und seit: Goteowe. Der Panderdone het ne groß oglugt un het nigs zum gseit. Nar het d'r Hund nomol Goteowe zum gseit. Nar hetr nomol nigs zum gseit. Uf eimol hetr Panderduni Ongst verkomme, wure gsene het, daß es der Deifel isch, un isch erger glosse. Wore bal bi der erschde Hiser in Ulm gsi isch, isch der Hund verschwunde gsi. Wure nar nuf kumme isch zum Nirle, het d'r Nirle ne gfragt: „Was isch d'r basiert, was isch d'r basiert?“ Nar het d'r Panterduni zuem gseit: nigs. D'r Nirle het's awer gwist, was em basiert isch, un het zuem gseit. „Hätsch sällem Hund Antwort gent, nar wärsch verlore gsi“. Woerer nar heim kume isch, heter nigs dervo gseit. Erscht nochher, wore kei so Angscht meh ket het, het ers rus glosst. Er het aber gseit, er geht niemols meh znacht fort.

41. **Pudelhund am Rotenacker.** Vor ungefähr 40 Jahr soll am Rotenacker ein Gespengst gehaust haben in Gestalt eines Puttelhundes, der oft bei Nacht manchen Leuten erschienen ist und sie in Angst setzte. Einmal am Abends, als die Gesangprobe aus war, wurden einige Sängerrinnen von dem Puttelhund in Angst versetzt. Sie konnten nicht weitergehen und schrien um Hilfe. Auf ihr Rufen hatte ein Sängerrjungling sie begleitet, der aber nichts von dem Puttel sah, bis ungefähr 50 Meter vor der Krone der Puttel wieder vor ihnen steht. Als der Jungling den Puttel „Puttel“ anredete, „bist du ein guter Geist, so komm her, bist du aber ein böser Geist, so fahre zum Teufel“. Auf diese Worte ist er davon gesauft, und niemand soll ihn je wieder gesehen haben.

42. **Schafshammel an der Saugasse.** An der Oberbergstraße, Saugasse genannt, stand eine mächtig große Eiche. In ihrem Schatten ruhte jeder Wanderer gerne aus. Eines schönen Tages zog ein Schäfer mit seiner Herde vorbei. Ein Schafshammel blieb bei dieser Eiche zurück. Wenn jemand nachts vorbeiging, setzte er die Leute in Schrecken. Einmal ging ein Mann nachts vorüber. Da hing der Schafshammel dem Manne auf dem Rücken. Die Leute hatten immer Angst, bei Nacht hier durchzugehen. Als die Straße gebaut wurde, mußte die Eiche gefällt werden. Seitdem ist auch der Schafshammel verschwunden. (Ein Schafshammel geht auch beim Schelsberg. 3.)

43. **Halbes Roß.** S isch schu gons Nacht gsi, wo ämol ä Monn bim Bächl durch isch. Wo rä an därä Stell glosse isch, wo s Bächl unter dr Stroß durich gäht, ischer uf eimol ufämä halwe Roß gsässe. Des halb Roß isch nor s ganz Bächl nagrennt un isch durch jeder Dohle bis in Lauenbach. Dert isch s Roß nor uf eimol verschwunde gsi. — Der Rappenschroffen (s. Nr. 11) über Lauenbach hat seinen Namen, weil man dort ein halbes Roß im Walde sah. (3.)

Gespenster, wandelnde Lichter und Feuer.

44. **Eine wahre Geistergeschichte.** Es war im Jahre 1868, als dieses passierte. Nämlich eines Tages mußte ein Mann am Abend noch in die Apotheke nach Achern. Als er wieder am Brandbrückchen heraufging, sah er im Ulmhard ein Licht brennen. Er meinte, es wären Frevler, und piffte durch die Finger, daß es den ganzen Wald hindurch schallte. Als er aufhörte zu pfeifen, stand er mitten in einem Feuer. Vor Angst ging er dann nicht mehr der Straße nach, sondern sprang über die Felder. Als er bei seinem Hause ankam, stand er wieder in einem Feuer.

Diese Erzählung kann durchaus auf einer Begebenheit beruhen. Feuersehen kommt bei überreizten Nerven vor; vgl. auch Nr. 45.

45. **Helles Licht.** Als ein Madix Huber einmal von Oberkirch abends heimkehrte, sah er schon nahe bei seinem Hause vor sich ein helles Licht, das dann wieder verschwand. An andern Tag ging er mit Emil Fischer hinaus („ohne daß sie etwas getrunken hatten“). Als sie an der Stelle waren, so sagte der Emil Fischer, es kommt ja gar kein Licht und lachte dazu. Als er dies gesagt hatte, stand es auch gleich vor ihnen, und sie konnten nicht mehr miteinander reden. Und man sagte, daß das Licht schon mehreren erschienen sei.

46. **Ein anderer Geisterspuk.** Mein Großvater B. G. erzählte mir, um das Jahr 1840 lebte ein Schneider namens Ignaz Kupferer. Dieser arbeitete eines Tages bis spät in die Nacht hinein im Kundenhause. Als er an den Rotenacker kam, sah er einen großen Mann dastehn, dessen Augen immer größer wurden. Er sprang, was er konnte, bis er in das erste Haus kam, dort sprang er dann hinein.

47. **Mann ohne Kopf.** E Maidl vom Obereberg isch emol mit ere Zain voll Griese uf der Märk uf Oberkirch. Wo sie der Bremmestall hintere isch, isch ere uf eimol e Monn uhni Kopf hinte noch kumme. Wo si den gsehne het, isch sie ganz schnell zugloffte. Der Monn isch mit ere bis zum Ringelbacher Kreuz. Sie het aber nef runge* kinne, bis sie bi s Dilgers Brückel gsi isch. Die Zain voll Griese het ere ondem s Gnick abdruckt. E par Woch druf isch sie gstorbe.

* ruhen.

48. **Licht beim Osterbächlein.** Alte Leute von der Schwend erzählen, wenn sie nachts über die Blaubronn gehen, so sahen sie manchmal beim Osterbächlein ein Licht der Straße entlang sackeln, und wenn jemand auf das Licht zugehen wollte, so verschwand es.

49. In einer Sage wird erzählt, daß im Buchwald, do wu jez im Offela sin Steibruch isch bim Osterbechl, sich eimol einer uskängt heft. Siderher wolle schon viel ein Licht dort gesehen haben.

50. **Licht hilft.** S'isch emol e Monn bi d'r stockfinstere Nacht d'Ringelbacher Gafz ruf. Uf eimol het er vor sich e Lichtl gsehne. Der Monn het gseit: Wenn nur des Lichtl do hunte wär un dät mir zünde. Kumm het er des gseit ghet, nor isch des Lichtl au schu bim gsi un isch mitem bis zum Ringelbacher Kriz. Nor isch es verschwunde. E par Woch druf isch der Monn gstorbe.

51. **Grenzsteinverseher.** Da wo die Gemarkung von Kappelrodeck ist, soll früher des nachts ein Mann mit einem feurigen Grenzstein unter dem Arm auf und ab gegangen sein und gerufen haben: „Wo soll ich ihn hinsetzen?“ Ein Mann saßt Mut und ging ihm entgegen und zeigte ihm, wo er ihn hinsetzen sollte. Der Geist setzte den Grenzstein hin und verschwand auf immer. Am andern Morgen ging der Mann hin und schaute. Er fand zu seinem Erstaunen einen Grenzstein aus Gold. Darauf stand geschrieben: „Du hast mich erlöst, nimm ihn als Belohnung“.

52. **Die Geschichte vom Wurschlpeter.** S'isch emol ä Monn gsi, der het well uf d'r Griesemärk gie mit're Zein voll Griese ufem Ruckorb uf Oberkirch. Wure ä

Stück unterm Ringelbacherkriz gsi isch, nor isch (er) uf ä Stein ghugt un het welle runge. Uf eimol ischr d'Hecke nahburzelt mitsammt d'r Griesse. Nor het'er alles leje ghlost un isch heim. d'Frau isch aber in d'r Käwe gsi und het d'r Schlüßl im Sack ghet. Un d'r Monn isch uf d'r Staffel ghugt, un isch nit ni kumme. Wo d'Frau heim kumme ist, het sie gseit: „Hoi, hoi, bisch du schu do?“ Nor het d'r (Monn) gseit: „Ho, i hab sie nit nusbrocht“. D'Frau het gseit: „Ja wu hesch d'r Ruckorb un Zeia?“ Nor het er gseit: „unterm Ringelbacherkriz leit alles an Bode. D'r Wurschtel Peter isch mir on d'r Ruckorb g'hängt und het mi eifach nit witterlaufe glost. Zweimol bin' i ufgschtonde un s dritt mol het' er mi' eifach zbode grisse, un nor hab i' umkehrt, un bin heim“. D'Frau het nor zum Monn gseit: „Ja hesch d'r Wurschtel Peter a gsene?“ — „Ha jo hab i ne gsene. Hinte isch'r mir immer on Ruckorb ghengt un het mi eifach nit gib glost“.

53. **Beerenmann.** A arm's Mäid'l het im Omeinzhus g'wunt. Däre hens sie nure Dunimadel gseit. Die isch ämol mit ihre Komrade in der Waldulmer Buechwald ins Heiwersueche gonge. Biem Ninidringe* hens sie ononder ängstrige Gschichte verzelt. Noch un noch het eini au vons Fieße verzelt. Die luschtig Dunimadel isch iweräimol ufgschtonde un het gruesä: „Fieß kum hilf Heiwer sueche!“ Do hets iwer eimol in der Hecke gruschelt, un iwereimol steht er schu forne. Die Kechene** sin awer loos. Un Dunimad'l het gseit, des het sie s erscht un letscht mol gmacht.

* Neunetrinken, Vesper. ** Kecken.

Hexen, Schrättele, weißes Mädel.

54. **Hexe wird mit Hufeisen beschlagen.** Sisch ämol ä Bur gsi, der het zwei Knecht ghet. Einer isch dick gsi, un der onder ganz dirr. Zu dem Dirre isch znacht immer ä Hex kumme. Die het als drei Werdr gseit, un nor ischr in ä Roß vrwondlt wore. Die Hex isch nor als uf des Roß gsässe un isch zum Heretonz gritte, der als in dr Walulmer Omarkung abghalte wore isch. Der Bur het gsähne, daß der Knecht immer magerer wurd, un het nä mol gfrogt, ob er kronk isch. Nor hettrs gseit, daß znacht immer muß ä Hex zum Heretonz frage. Dr onder Knecht het nor zum gseit, er sollen sage, was die Hex seit, wenn r in ä Roß verwandelt wurd, un was sie seit, wenn r wider in ä Knecht verwandelt wurd. Er het ims gseit, un wo sie ins Bett gläge sin, isch dr dick Knächt ins Bett vum ondre gläge. Znacht, wo d' Hex kumme isch, het r gschwind die drei Werdr gseit, un nor isch Hex in ä Roß vrwondlt gsie. Dr Knächt nit ful isch ufs Roß gsässe un isch zum Schmid gritte. Dr Schmid het nit welle ufstieh, awer dr Knächt isch nit furt. Endlig isch r ufgschtonde un hets Roß bschlage. Dr Knächt isch nor heim gritte, het drei Werdr gseit, daß Roß wieder ä Hex gänt het, un isch ins Bett gläge. Om ondre Morge isch im Nachbr si Docht kronk gsie, ä Meidl vun 15—16 Johr, un die het d Händ nit welle zeige. Nor hen sie glugt un gsähne, daß sie Hufisä an dä Händ un Füß het. Sie hen rä sie nor weg mache gloßt, un nor isch si nimm kumme.

55. **Weißes Mädel.** In friägere Zite isch emol Morgens ä Buä in Kirich. Om Rodeacker isch ä wiß gegleids Mäid'l zuäm kumme. Des het zum gseit, mach mir diä Schuh uf. Der Buä het sich gweigert. Des Mäid'l hetnä derzu zwungä. Endlig het ers doch gmacht. Nochr het des Mäid'l zuäm gseit, so jeßt habi Owalt iwerdi. Wie sie des gseit ket het, isch sie verschwundä gsie. Sider dert het där Buä j'nacht als gar kei Ruä me ket.

56. **Hexen am Reheköpfel.** Im Vadder si Großmueder het als värzehlt, wu ihr Mann Jachuffehner gsi isch, sinji mol s nacht oms zwölfi ufen Rehäkepfel gschdonde. Domols isch uf der Scherd noch alles Wald gsie. Unnar henji

Härä gsehne, die hen uf Bäsästil tonzt, un d Hoor sinne iwers Gesicht rakengt. Der het in de Härä pfiffe. Unnar sin alli Scherd hindri gritdä uf de Bäsästil.

57. **Eine Geschichte von einem alten Mann, der an keine Hexen glaubte.** S'isch emol e Monn g'si, un der het an kei Heze glaubt. Nor ischer emol om e Owe ganz schpof noch ins Dal gonge ins Bährejerge. Nor hense halt eno e bisl gschnäpft. Nor wure furt isch, het em d'Bähri no e Schtick Kueche mit gennt. Bi dem Schnäpsle henn sie halt au eso Heresgeschichte onnond'r v'rzehlt. Un d'r Monn het sie als usglacht un het als gseit: „3' solle doch nitt so dumm si und des Ze'ig glauwe“. Nor notno ischer halt furtgonge un het halt immer no on kei Heze glaubt. Nor und'r Wegs heft'r als immer denkt, wenn nor zu im emol eini kumme dät. Iwer eimol sieht er e Licht'l un des isch immer neter kumme. Notno het'r gsene, daß es e Hez isch. Nor het'r halt e morksmähigi Ongscht ghet. Die Hez isch awer kumme un het em well d'r Kueche nemme. Nor het er mit d'Kapp drufghaue. Bis Ewre Kremers ischi nor wid'r verschwunde. Von dert o het er nor awer o d'Heze glaubt.

58. **Vom Hereschrosen zwischen Furschenbach und Offenhöfen.** Wo als dr Müller im Dal no Rosß ghet het, ischer emol ome Owe noch uf Odehese gfare, un dr Philipp isch no mitem gonge. Nor wure heim isch, ischer bi Furschebach iwer seller Schrose rum gfare, dasser neter ghet het. Nor wuse emol zruck gluegt henn, isch hinte e alti Frau dro ghuckt un die het ganz sürigi Auge ghet. Nor het d'r Müller emol zruck klepft, un nor isch die Hez kumme un het d'r Philipp iwer d'r Wage nah gworfe. Nor ischer wider hinte driwer nuf kledert, un kum ischer dowe gli, nor ischi gli wider kumme un het ne wider packt. Awer nor hetre d'r Müller de Geißstock buht. Nor ische awer schu omme Rosß ghokt. Un so ischs gonge bis owe an Schloß, wuse nor verschwunde isch.

59. A mol isch ä Fuhrwerk bim Hereschrosen hintri g'fahre, un uf eimol isch ä Hez vor dä Kiäh rum ghopft. D'Kiäh sin nar schie worä un sin durchgange. D'r Fuhrman isch gradno uf dä Wagä kume, un wore het welle vorne uf's Sitzbrett huge, isch dä Sporer broche, un d'Hez isch verschwundä gli.

60. **Herengelage beim Rennbäumli.** Wenn mitten in der Nacht Fuhrleute beim Rennbäumle* vorbei fuhren, so sahen sie manchmal einen gedeckten Tisch, an welchem Hexen saßen und Wein tranken. Anstatt Gläser benutzten sie Kuhhufe. Klepste der Fuhrmann mit der Peitsche den Kreuzstreich, so verschwand augenblicklich alles.

* Unterhalb Oberkirch.

61. **Hexenabwehr (Schlüsselloch).** Früher wohnte eine Frau in Waldum, die an Hexen glaubte. Sie verstopfte die Schlüssellocher mit Wachs, damit sie nicht hereinkämen.

62. **Nießender Geist.** Bi nacht isch emol ä Monn bim Ostrbächl durch. Wo rä iwers Brigl isch, het unter Brigl ebber gnift. Der Monn het „Helftdr Gott!“ gseit. Wo des unter Brigl s zweimol gnift het, hetr wieder „Helft dr Gott!“ gseit. Bim drittemol gnife het der Monn nicht Helft dr Gott! gseit. Bim drittemol gnife hetr gseit: „Jeh helf dr dr Teisl“. Nor het dr Geist gseit: „O hätsch jeh nomol helf dr Gott sage kinne, nor wäri erläßt gsie“.

(Ich bringe diese überall bekannte Geistergeschichte, weil sie in volksgeschriebener Mundart vorliegt.)

63. **Der ewige Jäger.** Der Jäger ist ummenonder gonge un het alli Hürgöttli us der Bildstöckli gnumme. Nar hetter sie gosse un heft Schrot drfu gmacht und het mit gschosse. Wure mol gstorbe gli ist, het der Monn als mieße in der Luft umher gi un het mieße schieße. Viel Litt henne als schu welle ghehrt ho, wenn er als der Hund pfiffe het.

Walther Zimmermann.

Handwerkskunst im Bühler Heimatmuseum.

Am Ende des Weltkriegs starb in Bühl der in Stadt und Umgebung wohlbekannte Gewerbeschulrektor G ü n t h e r. Mit viel Geschick und rastlosem Eifer hatte er heimatgeschichtliche Erinnerungsstücke gesammelt mit dem Wunsch, für die Stadt Bühl ein Heimatmuseum zu schaffen. Für das gesammelte Gut fand sich lange Zeit keine geeignete Herberge, so daß niemand Lust hatte, die Sammeltätigkeit fortzusetzen. Erst im Jahre 1937 begann das Interesse an der Einrichtung eines Heimatmuseums wieder lebhafter zu werden, und Herr Bürgermeister E w a l d ließ dieser Angelegenheit seine tatkräftige Hilfe zuteil werden. In einem von der Stadt erworbenen Gebäude fanden sich die geeigneten Räume, so daß mit der Einrichtung des Museums begonnen werden konnte. Das Landesmuseum und sein damaliger Direktor, Herr Dr. Hans Rott, wie auch Herr Professor Dr. Linde als oberster Denkmalpfleger halfen mit Rat und Tat in dankenswerter Weise mit. Und so kam auch bald eine, wenn auch räumlich noch kleine, aber durch den Bestand an wertvollem Erinnerungsgut recht sehenswerte Sammlung zustande, die nach und nach zu einem Bezirksmuseum erweitert werden soll. Als besonders wertvoll dürfen neben einigen schönen Dauerleihgaben des Landesmuseums die Stücke der Sammlung angesehen werden, die aus der beschaulich geruhigen Zeit stammen, als noch die Postkutsche über das holperige Kopfplaster der Bühler Hauptstraße ratterte und Bühl daran war, seine Erhebung zur Stadt zu erstreben. Damals haben die Besteller nicht, wie heute oft, so sehr auf die rasche Ausführung des Bestellten gedrängt, als vielmehr dem Handwerker Zeit gelassen, sein Werk mit Liebe und gutem Bedacht zu vollenden. Und so ist manches schöne Werk zustande gekommen, das sich deshalb von Geschlecht zu Geschlecht bis auf die heutige Zeit vererbte. Diese behagliche, Freude an der Schmuckhaftigkeit verratende Arbeit wurde natürlich von den Handwerkern auch auf die Wahrzeichen ihrer Zünfte verwendet, von denen das Bühler Heimatmuseum eine erfreulich große Zahl besitzt. Da gibt es Zunftzeichen, Zunftladen, Fahnen und Siegel, die von dem Geschmack und der Geschicklichkeit der Hersteller Zeugnis geben. Diese Geräte schmückten die Zunftherbergen in den verschiedenen Gasthäusern und waren Sinnbilder der Bedeutung der Zunft, der sie angehörten. Wer

heute das alte Gasthaus zum „Storchen“, das auch in seinem Innern seinen alten, anheimelnden Charakter bewahrt hat, betrifft, der kann sich wohl vorstellen, wie gut diese schmucken, heiteren Zunftzeichen der Schreiner, Schlosser, Schuster, Kaufleute und Küfer diesen Räumen angestanden haben müssen. Der Umstand, daß eine ganze Anzahl Zünfte ihre Herberge im gleichen Gasthaus aufgeschlagen hatte, hat wohl dazu beigetragen, daß bei der Herstellung der Zunftgeräte ein wirksamer Wettbewerb entstand.

Eine Anzahl der Zunftzeichen ist freilich in der Grundform einander ähnlich und stammt vielleicht von dem gleichen Hersteller. Zwei von kunstvoll geschnitzten Rahmen zusammengehaltene Glasplatten schützen die Wahrzeichen des Handwerks, die sauber in Messing geschnitten und mit allerlei Ranken umziert sind. Andere Zünfte haben sich von dieser scheinbar traditionellen Form losgelöst und eigengestaltete Symbole gewählt, eben wie es dem Charakter der Zunft entsprach. Sehen wir uns zunächst einige der ersteren Art an. Die Schreiner und die mit ihnen koordinierten Schlosser zeigen in ihrem Schild selbstverständlich Schlüssel, Zirkel, Winkel und Hobel und die Schuhmacher einen von reichem Rankenwerk umgebenen respektablen „Kanonenstiefel“. Die Rahmen haben die heiteren, unsymmetrischen Formen des Rokoko. Stolz müssen die Bäcker und Müller auf ihren nahrhaften Beruf gewesen sein; denn beide haben sich als Wappentiere je zwei — freilich ziemlich gemütlich dreinschauende — Löwen zugelegt, und über ihren Symbolen, dem Brezel und dem Mühlrad, schwebt die auszeichnende Krone. Da die Kaufleute als die „fürnehmste“ Zunft galten und ihre Vorstände „Herren“ genannt wurden, hatte sich diese Gemeinschaft ein Zunftzeichen ganz anderer Art zugelegt, das ebenfalls von dem Geschick der Hersteller zeugt. Es ist eine Gußarbeit, die in ihrem Mittelpunkt eine Merkurfigur trägt. Über diesem schwebt ein dreifacher, bemalter Baldachin, dessen Vorhänge zu beiden Seiten in reiches Rankenwerk auslaufen. Die Kaufleute sind jedenfalls auf dieses handwerkliche Kunstwerk recht stolz gewesen. Ebenso müssen sich die Stricker, denen zu Ehren sogar eine Gasse benannt wurde, auf ihre Arbeit und deren Erzeugnisse viel eingebildet haben; denn sie haben sich ihr Zunftzeichen selbst gestrickt. Ein blumiges Strickwerk zeigt Titel und die Jahreszahl 1791. Darunter sind allerlei niedliche Strümpfchen und Handschuhe und dergl. befestigt, und das Ganze wird durch einen schönen Rahmen zu einem Tafelbild zusammengefaßt, das noch heute — nach 150 Jahren — von der nützlichen Kunst der Stricker Zeugnis ablegt. Ohne besondere Kunst, schlicht und gediegen wie ihr Handwerk, haben sich die Schmiede ihr Zeichen aus drei Hufeisen geschaffen, es aber doch mit einem kleinen geschmiedeten Blattschmuck gekrönt.

Fast noch mehr als an den Zunftzeichen zeigt sich handwerkliche Kunst an den Zunftladen, die zur Aufbewahrung der Zunftakten, des Siegels und etwaigen Bargeldes dienten. Die älteste und wohl auch die schönste Lade ist die der Schmiede und Wagner aus dem Jahre 1716. Die Außenwände tragen die bekannten Zunftsymbole der beiden Handwerke in Hochrelief. Ein besonderer Schmuck aber ist das schöne, ziselirte Schloß und die gleichgehaltenen Bänder auf der Innenseite des Deckels. Auf der Bäckerlade führen die beiden vom Zunftzeichen her bekannten Löwen ebenfalls ihr Brezel im Schild. Durch ein kunstvolles Doppelschloß ist Gewähr gegeben,

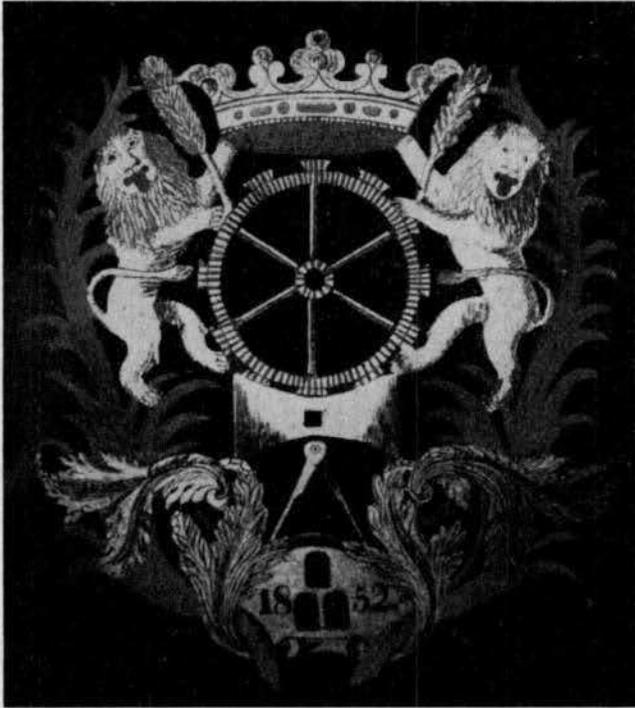
daß nur Zunftmeister und Zunftschreiber zu gleicher Zeit die Lade öffnen konnten. Die Zunftlade der Müller könnte vom gleichen Meister gefertigt sein wie die der Wagner. Ihre Außenwände tragen auf gleiche Weise die Zeichen des Müllergewerbes. Im Gegensatz zu diesen recht ansehnlichen Erzeugnissen handwerklicher Kunst ist die Zunftlade der Hutmacher sehr einfach; sie trägt außer einem sogenannten „Nebelspalter“ aus Blech keine äußere Zier.

An der noch wohlerhaltenen Fahne der Bauhandwerker haben geschickte Frauenhände ihre Kunst versucht. Auf der Schauseite sind fast alle Geräte der zur Zunft gehörenden Handwerker, auch die der Schornsteinfeger und der Pflasterer, aufgestickt. Von der „Kiefer“-Fahne ist noch das schön gemalte Mittelstück erhalten. Unter den Käufern müssen recht kunstfertige Leute gewesen sein, die sich nicht damit zufrieden gaben, ein einfaches, wenn auch zunftgemäßes Faß herzustellen. Sie bemühten sich vielmehr, wohl nach Wunsch und Willen ihrer Auftraggeber, ihr Werk schmückend auszugestalten. Davon zeugen die schönen, geschnitzten Faßriegel der altbekannten Weinhandlung Max Schütt. Zwei von ihnen stellen — behaglich hingestreckt — Winzer und Winzerin dar, ein anderer eine vollbusige Melusine, ein dritter zwei Delphine, die



Herbergszeichen der Bäckerzunft.

Aufnahme von R. Gerke, Sub.



Herbergszeichen der Müllerzunft (1852).

Aufnahme von R. Verke, Sub.

Behagen an eine solche Arbeit heranging. Feine Randzeichnungen und farbig gehaltene, figurenreiche kaiserliche Wappen dienen dem Schriftstück zum wertvollen Schmuck. Auch die Schlosserzunft will in dieser Hinsicht nicht zurückstehen. Die alten Schlosserarbeiten, die in ziemlich reicher Zahl ausgestellt sind, zeigen mit Geschmack und Fertigkeit ausgeführte Schlösser, Grundplatten, Schilde und Bänder, von denen fast jedes seine besonders ausgeklügelte Form und Einrichtung hat. Griffe und Bärte der handgeschmiedeten Schlüssel sind meist ebenfalls formschön, wie z. B. der Schlüssel einer Truhe, der 12 Riegel auf einmal in Bewegung setzt und wegen seiner Form bei Verlust kaum ersetzt werden könnte. Schönes, vielbewundertes Handwerksgut sind die Druckstöcke der Zeugdruckerei Hörth, die bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hier betrieben wurde. Es ist eine Freude, zu sehen, mit welcher Sorgfalt und welchem Geschick die schönen Formen eingeschnitten wurden. Das noch vorhandene Musterbuch zeigt die mit diesen Stöcken geleistete Arbeit. Die Musterauswahl ist sehr reich; besonders farben- und formenfroh sind die Schalldrucke. Freilich erscheinen die meisten Muster, weil sie fast ausnahmslos auf dunklem Hintergrund gedruckt sind, etwas zu gedämpft. Das hängt mit der damaligen Färbetechnik zusammen. Farbenfreude zeigt auch das schöne, buntgemusterte, oft auch mit Bildern oder Sprüchen gezierte Steingut-

ihre Körper ineinander schlingen. Geschnitzte Fassböden, die sicher noch im Bezirk Bühl vorhanden sind, fehlen in unserer Sammlung leider noch.

Ebenso zeigt sich die Freude am Schmuckhaften und die Fähigkeit, es zu gestalten, in zwei vielbewunderten Gesellenbriefen, von denen einer im Jahre 1729 von dem Hofgärtner des Schlosses Schönbrunn für einen Gesellen aus der Bühler Gegend ausgestellt wurde. Beide Briefe sind prächtige Zeugnisse der gepflegten Schreibkunst einer Zeit, in der man noch mit Lust und

geschirt und die hellfarbigen Hinterglasbilder, die aber nicht in Bühl hergestellt wurden, weshalb sie hier nur als vorhanden erwähnt werden.

Auf das Gebiet der Kunst führen die schönen Bildnisse des Kunstlithographen Johannes Lohmüller, der von 1879 bis 1918 in Bühl lebte, und dessen zahlreiche wohlgelungene Arbeiten vor einigen Jahren in einer besonderen Ausstellung gezeigt wurden, die 152 Bildnisse aufwies. Porträts bekannter Personen in unserer Sammlung, die mit viel Geschick und sehr guter Charakteristik ausgeführt sind, lassen es begreiflich erscheinen, daß Lohmüller in seiner Zeit in weitem Umkreis ein sehr beliebter Porträtist war.

Zuletzt soll auch noch einiger Holzbildwerke aus der alten Bühler Kirche gedacht werden, die im Jahre 1933 in schlechtem Zustand auf dem Rathauspeicher gefunden wurden, und die wahrscheinlich aus der Zeit des Umbaus der Kirche im Jahre 1773 stammen. Auf Veranlassung der Gemeindeverwaltung wurden sie von dem Bühler Holzbildhauer Siegel in wohlgelungener Weise restauriert. Mögen auch strenge Kunsthistoriker eine solche Wiederherstellung ablehnen, der Anblick der mit viel Verständnis und Liebe erneuerten Statuen wird doch die meisten Beschauer erfreuen. Sie sollen ja auch nicht eigentlich Museumsstücke sein. Nur eine heilige Margaretha ist in der Sammlung; die drei andern Figuren schmücken die Gänge des Krankenhauses und loben die Kunst ihres Wiederherstellers.

So hat nun ein kurzer Gang durch unser kleines Museum, das auch sonst noch manches wertvolle Erinnerungsstück aus der Geschichte Bühls enthält, gezeigt, wie in der Zeit, in der die Menschen noch mehr Zeit und Weile hatten, selbst den einfachsten Dingen des Gebrauchs oft viel Liebe und Sorgfalt zugewendet wurde, so daß sie oft nicht nur für ganze Generationen ihren Zweck erfüllten, sondern auch durch schmückende Form und Farbe das Auge erfreuten. Daß die Menschen der damaligen Zeit recht daran getan haben, ist auch daraus zu ersehen, daß man heute trotz des Hastens und Treibens vielfach wieder versucht, auf viele der früheren Formen zurückzukommen, und daß man die Erzeugnisse der vergangenen Epochen so sehr schätzt, daß es sehr schwer hält, sie noch zu erwerben. Alle diese in Sammlungen vereinigten Erinnerungsstücke haben ihren höchsten Wert aber dann, wenn sie nicht allzuweit von dem Orte entfernt werden, an dem sie einst im Gebrauch gewesen sind. So haben also auch die kleinen Bezirksmuseen ihre Berechtigung, und die Erfahrung zeigt, daß nicht die großen „Raritäten“ das Hauptinteresse der Besucher erregen, sondern die Stücke, die als eigentliches Heimatgut erkannt werden. Und so schlagen die kleinen heimatgeschichtlichen Sammlungen eine Brücke von den Vorfahren zur Gegenwart. *Ernst Huber.*

Die Verteilung der Hausarten in der Ortenau.

Versuch eines Beitrags zur Besiedelungsgeschichte.

In den Arbeiten: „Bauernhäuser der Ortenau“ und „Das Heidenhaus“¹⁾ wurde der Versuch gemacht, die Mannigfaltigkeit der Hausformen in der Ortenau auf drei Typen zu verdichten: Für die Rheinebene das Kniestockhaus und für das Gebirge mit seinen Tälern das ältere „Heidenhaus“ und das jüngere Ortenauer Schwarzwaldhaus. Die Bezeichnung Type darf jedoch nicht dazu verleiten, in den beschriebenen Hausarten Urbilder im wörtlichen Sinne zu sehen; sondern sie sind Ausgangsformen für eine Entwicklung in den letzten 800 Jahren, die wir mit einiger Sicherheit überblicken können. Die unserer Betrachtung zugrundegelegten Typen sind selbstverständlich Glieder einer Entwicklungskette, die wir nur nicht restlos übersehen, sind also auch wieder Mischformen, wie es bereits am Ortenauer Haus aufgezeigt wurde, und wie es am Heidenhaus noch geschehen soll. Welche Rolle bei diesem fortwährenden Mischungsprozeß das Kinzigtal spielt, und welche Bedeutung diesem Flußlauf als „Kulturader“ der Ortenau zukommt, sollen die folgenden Zeilen und die beiliegende Karte dartun (Abb. 1—30).

Schon oberflächlich betrachtet, zeigt diese Karte eine erstaunliche Vielfalt von Haus- und Hofformen, einen verwirrenden Kulturreichtum, der, neben der dauernden Vermischung und Entmischung von Hausformen, hervorgerufen durch die hier das Rhein- und Kinzigtal hinauf und herunter pulsenden Kulturwellen, durch die mannigfache Bodengestaltung und die mit ihr auf das engste verknüpfte Bodennutzung entstanden ist. Beim näheren Betrachten ergeben sich noch eine Reihe von Einzelbetrachtungen, die für den Siedlungsgeographen, den Historiker und den Volkskundler gleich wichtig sind. Besonders aufschlußreich und zu kühnen Schlüssen auffordernd ist das Bild der Verteilung der Hausformen in unserer Ortenau beiderseits der Kinzig, jener alten Durchzugsstraße vom Rhein zur schwäbisch-bayrischen Hochebene, die seit den

¹⁾ „Die Ortenau“, Veröffentlichungen des Historischen Vereins für Mittelbaden, 1936 und 1937, Heft 23 und 24.

ältesten Zeiten von den verschiedensten Völkern mit mehr oder minder starken geschichtlichen Kräften besiedelt und durchstreift wurde.

Längs dieser Durchzugsstraße, in den weit nach Süden geöffneten Nebentälern, wie dem Harmersbach- und dem Wolfstal, sowie auch auf den sonnseitigen Hängen der kleineren Täler finden wir das Ortenauer



Abb. 1. Kniestockhaus. Waltersweier.

Erbaut 1802. Der Dachfuß (Traufe) liegt ungefähr 60 cm über der Stubendecke, wodurch der Kniestock entsteht.

Schwarzwaldhaus, jenen stolzen gestelzten Einbau mit seinem malerischen Gegensatz von steinernem Untergeschoß und hölzernem Obergeschoß, dem Trippel und Halbwaln, Nußbühne und Sparrendach mit liegendem Stuhl, den mächtigen, dunklen Dachflächen, immer begleitet von einer Reihe sorgfältig erstellter Speicher und sonstiger Nebengebäude (Abb. 3, 4). Inmitten dieses Verbreitungsgebietes des Ortenauer Schwarzwaldhauses in den Welschen- und Waldorten (Walchenorten), sowie in den Tälern mit uraltem Bergbau beobachten wir dagegen Häuser, die ihr Gepräge vom Heidenhaus erhalten haben. Wir finden hier ebenerdige, zweistöckige Anlagen mit unverkennbaren Resten der älteren Pfosten-Rafendachkonstruktion (Abb. 5). Auf den spät erschlossenen und durch die Klimaungunst gekennzeichneten Hochflächen des Schwarzwaldes begegnen wir dem kaum umgestalteten Pfosten-Rafendach, wie es bereits in der oben erwähnten Arbeit beschrieben worden ist (Abb. 2, 6).

Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß die Häuser von Welschensteinach, Welschbollenbach, Waldstein, der Gürtenau, des Fannis, Pfauß und des Ullerst (alles romanische Namen) und die des Prinzbaches auch vom Strome der Entwicklung erfaßt wurden und in den letzten Jahrhunderten die rückwärtige Wohnlage aufgegeben haben, und daß der Giebel der Häuser dieser Orte dem deutschen Geschmack entsprechend seine Bedeutungslosigkeit aufgibt und stärker betont, wenn auch nicht so prachtvoll wie im Haupttal und den übrigen Seitentälern der Kinzig gestaltet wird.

Es kann m. E. keinem Zweifel unterliegen, daß diesem räumlichen Nebeneinander ein zeitliches Nacheinander im Ablauf der Entwick-

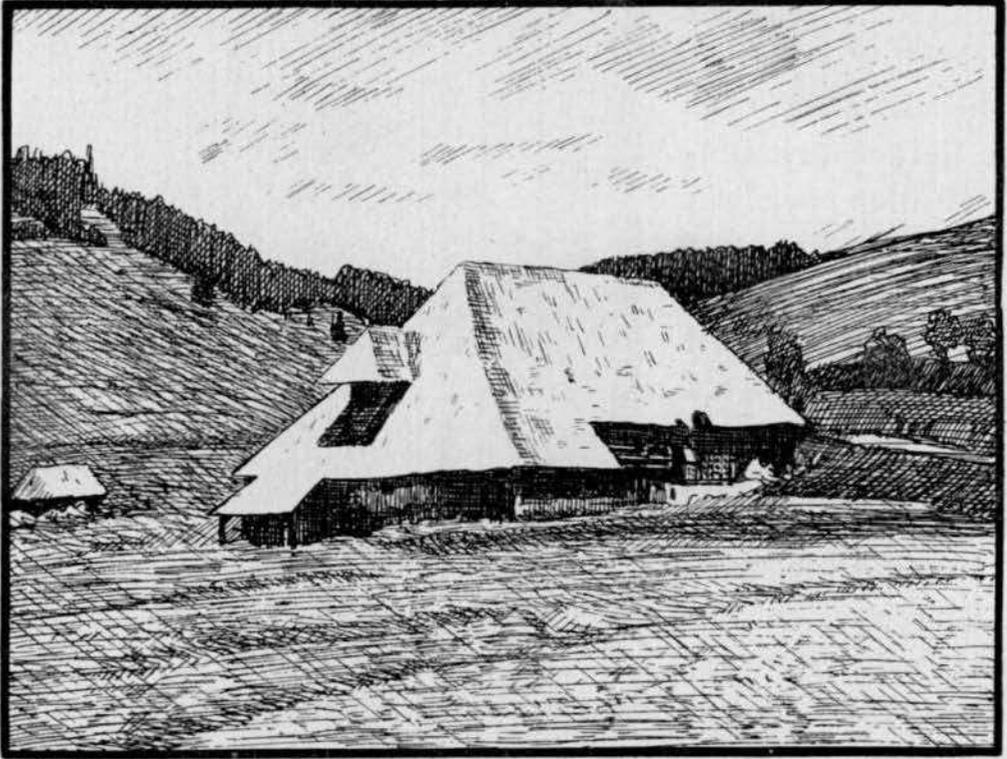


Abb. 2. Heidenhaus.

Sägenmahlshof aus dem Vorderen Schützenbach bei Furtwangen.

Erbaut 1623. Man beachte die Vollwalmern, die zweistöckige Anlage, das Fehlen einer Stelzung (steinerner oder hölzerner Unterbau) und den Gang an der Außenseite des Hauses.

lungsgeschichte der Häuser der Ortenau entspricht. Fraglich bleibt immer noch, welche Bedeutung den von Schulte¹⁾ nachgewiesenen romanisierten Bevölkerungstesten und ihren Bauepiflogenheiten für die Entwicklung unseres heimischen Hausbaues zukommt. Für unsere Untersuchung lautet die Frage ganz einfach: Konnte die vielleicht zahlenmäßig geringe voralemannische, romanisierte Bevölkerung den Hausbau eines so mächtigen Stammes wie der Alemannen derart beeinflussen, daß deren Bauten zunächst ihr Gepräge vom Haus der voralemannischen Bevölkerung erhielt? Das unvoreingenommene Studium des Aufbaues der Häuser in diesem Gebiet und seine Kartierung beantwortet diese Kernfrage des Problems mit ja.

Einmal liegen die Orte mit voralemannischen romanisierten Volkstesten im Herzen des Kinzigtals, an jener Stelle, wo sich der Zug der Einwanderer stauen und nördlich und südlich des Haupttales in das breitere Harmersbachtal und das verkehrswichtige Emersbachtal verteilen mußte, so daß in Zukunft Kulturstrahlungen von allen Seiten einwirken konnten. Zweitens zeugen die Untersuchungen Schultes nicht dafür, daß diese Bevölkerungsteste gerade zahlenmäßig gering gewesen wären; viel-

¹⁾ Karl Schulte, Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, Band 4, Heft 3.



Abb. 3. Ortenauer
Schwarzwaldhaus.
Brucherhof/
Unterharmersbach.

Erbaut 1605. Das Haus ist gestelzt (steinerner Unterbau), hat einen Trippel (Galerie), Halbwalm und die Ruhbühne (Raum zwischen Stubendecke und Galerie).

mehr scheint das häufige Auftreten romanisierter Namen in allen Ortenauer Klöstern gerade für das Gegenteil zu sprechen. Drittens bauten schon damals nicht die Bauern ihre Häuser, sondern der sachkundige Zimmermann hat die Häuser unter Beihilfe der Bauern erstellt. Es ist durchaus einleuchtend, daß bei der Überlegenheit des voralemannischen Hauses auch der voralemannische Zimmermann sich durch größere Sachkunde und Fertigkeit von dem alemannischen Zimmermann abhob, dessen technische Fertigkeiten in den Wander- und Kampfzeiten der Alemannen bestimmt nicht gefördert wurden, darum in den Folgezeiten zum Baumeister der Neuankömmlinge wurde und sich über weite Gebiete eine gewaltige kulturelle Nachwirkung sichern konnte. Weiter unten soll bei einer anderen Gelegenheit diese Möglichkeit noch einmal betrachtet werden. Endlich haben wir ja die Angst vor der Zahl verloren. In solchen Fällen entscheidet die Leistung. B. Schier¹⁾ hat an dem Beispiel des Bauernhauses in der Normandie gezeigt, wie ein kulturell höher stehen-

¹⁾ B. Schier, Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa, Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenbach, 1932.

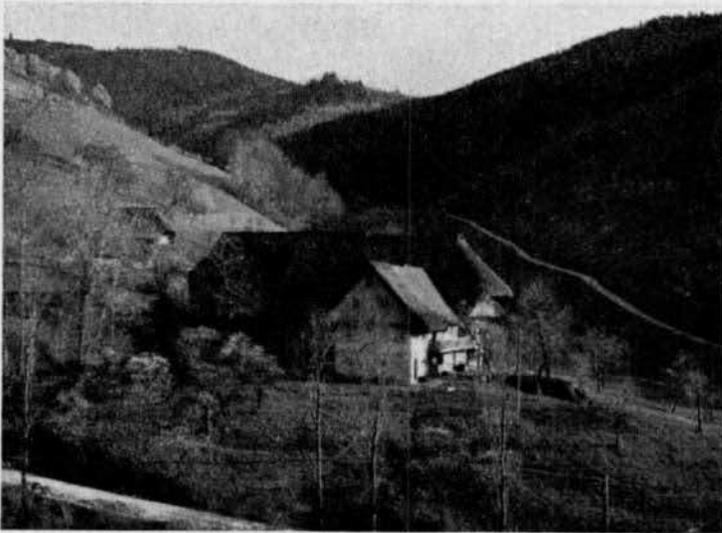


Abb. 4. Bühlbauer/Oberharmersbach.
Erbaut im Anfang des 16. Jahrhunderts.

gerade die Ortenau, die schon infolge ihrer hydrographischen und geologischen Verhältnisse in der vorgeschichtlichen Zeit der am schwächsten besiedelte Teil des Oberrheintales war und die noch Ptolemäus als „Helvetierwüste“ bezeichnete, eine Ausnahme machen?¹⁾ Noch heute beherrscht das Bild des Heidenhauses den Hausbau im ackerbaulich genutzten Zartener Becken im Höllental, während sonst dieser Haustyp überall im Bereiche des Schwarzwaldes auf die rauheren Höhen mit vorwiegender Viehwirtschaft abgedrängt wurde. Wenn auch hier die Spatenforschung aus Mangel an Funden noch schweigt, um so eindringlicher sprechen die Häuser, allerdings nur unter der Voraussetzung, daß man sich davon überzeugen läßt, im Heidenhause eine voralemannische Schöpfung zu erkennen. Dann würde dieses Beispiel recht anschaulich zeigen, daß sich romanisierte Bevölkerungsreste auch außerhalb der Ortenau, abseits der wichtigen Rheintalstraße gehalten haben können.

der Baugedanke von einer verhältnismäßig kleinen Schicht durchgeföhrt wurde.

Solche voralemannischen Kulturzellen wie die des Kinzigtals dürfen wir uns wohl noch mehrere im Bereiche des Schwarzwaldes vorstellen. Sie sind bis jetzt nur noch nicht nachgewiesen und daher nicht in den Bereich der Betrachtung gezogen worden. Warum sollte auch



Abb. 5. Mischform. Fahrenhof/Mühlenbach.
Erbaut 1616. Diesen Formen fehlt die Stelzung und die Ruffbühne.

¹⁾ Karl Gutmann in „Ur- und Frühgeschichte der Ortenau“. Die Ortenau in Wort und Bild, 1929, Historischer Verein für Mittelbaden, Offenburg.

Damit sind wir bei der zweiten Kernfrage angelangt: Wie sah das von den Alemannen mitgebrachte Haus aus, und wie war demgegenüber das Haus beschaffen, das die Ankömmlinge hier antrafen?

Über die Gestalt des alemannischen Hauses können wir nichts aussagen. Was wir wohl mit Bestimmtheit behaupten können, ist die Einräumigkeit, also die Deckenlosigkeit dieser Häuser¹⁾. Sie entbehrten der heizbaren und zugleich rauchlosen Stube, der Kulturzelle eines Hauses, des Keimes jeder kulturellen Weiterentwicklung. Seine äußere Gestalt ist uns gänzlich unbekannt. Alle Rekonstruktionsversuche müssen wir vorläufig als Phantasiegebilde ablehnen. Nur die Vielhausanlage scheint nach den Volksrechten der Alemannen²⁾ sowie nach einer Reihe von



Abb. 6. Rainertonhof/Schwarzenbach/Triberg.
Erbaut 1822.



Abb. 7.

Laubenhaus. Allmannsweier/Lahr.

Erbaut 1669. Man beachte vorgekragte Laube mit unterstützendem Pfosten und die Firstpfeife.

Vgl. „Die Ortenau“, 23. Heft 1936, Seite 33.

baulichen Eigentümlichkeiten, auf die der Verfasser in der Beschreibung der Ortenauer Häuser eingegangen ist, verbürgt zu sein. Diese Vielhausanlage erscheint im Schrifttum als nord- bzw. ostgermanisch.

Um im Verfolg der Entwicklungsgeschichte unserer Häuser nicht die Übersicht zu verlieren, muß man sich immer vor Augen halten, daß alle aufgeführten west-, nord- und ostgermanischen Baumerkmale lokal abgetönte Bauepflogenheiten einer gemeinsamen, gemeingermanischen Entwicklung sind, die, da schon vor der Völkerwanderungszeit im Entstehen begriffen, uns ermöglichen,

¹⁾ Quellen bei Schilli.

²⁾ Stephani, K., Der älteste deutsche Wohnbau, Leipzig, 1902.

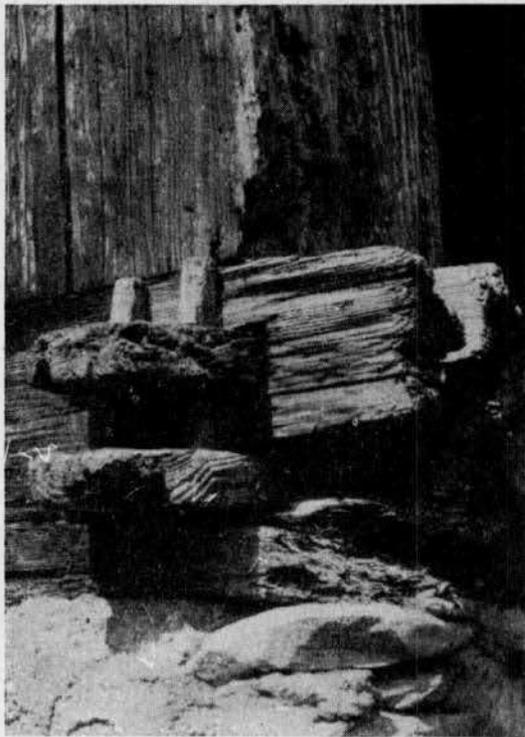


Abb. 8. Eckbildung beim Heidenhaus.

wahrscheinlichen Herkunft bezeichnen und nur für die während der Völkerwanderungszeit und später hereingetragenen Eigenheiten die Begriffe west-, ost- und nordgermanisch anwenden.

Des weiteren weisen die bei uns vorhandenen Lauben, von denen weiter unten die Rede sein soll, die gestelzten Speicher mit Umgängen oder Vorlauben, der vorgekragte Trippel mit unterstützenden Pfosten und die Art des Zusammenbaues als Ständerkonstruktion auf die Möglichkeit eines Vorhallenhauses (Abb. 7). Neuerdings glaubte sogar ein Forscher, die Stelzung aus einem Räderhaus ableiten zu können. Nach den alemannischen Rechtsbüchern gehört das Haus zu der fahrbaren Habe¹⁾. Es braucht dies nicht so verstanden zu werden, wie dies oft geschieht, daß bei Wanderungen nur wichtige Baueinzelteile, wie etwa die Firstsäule, mitgenommen wurden; sondern es liegt bei der Kleinheit der Häuser durchaus im Bereich der technischen Möglichkeit, daß die Häuser so zusammengebaut waren, daß sie ohne besondere Schwierigkeiten abgeschlagen, verfrachtet und wieder aufgeschlagen werden konnten. Es war ja bis in das letzte Jahrhundert bei uns üblich, Häuser zu verkaufen, abzubauen und an anderen Orten wieder aufzurichten, wie ich das in meinen früheren Arbeiten belegt habe.

Eine Ableitung der Stelzung von einem Karrenhaus ist m. E. ab-

¹⁾ Stephani, K., Der älteste deutsche Wohnbau, Leipzig, 1902.

mit einiger Vorsicht etwas über die landschaftliche Herkunft der Neusiedler auszusagen. Es wäre vielleicht besser gewesen, statt westgermanisch rheinisch-niederdeutsch zu setzen; doch wollte der Verfasser von den nun einmal in der Literatur gebräuchlichen Bezeichnungen nicht abweichen. So ist auch die Vielhausanlage einmal germanisches Gemeingut gewesen, das die Alemannen, den angetroffenen Einflüssen der Bodennatur entsprechend, weiter gepflegt haben. Auf den folgenden Seiten werde ich jedoch, um unliebsame Vorstellungen und mögliche Verwechslungen zu vermeiden, alle Baumerkmale, die vor dem Einbruch der Alemannen in unseren Raum eingesickert sind, nach ihrer höchst-

wegig. Gewiß sind uns fahrbare Häuser auf Kufen und Rädern bekannt, wobei die Schwellen gleichzeitig als Gleitkufen verwandt wurden¹⁾. Das alemannisch abgebundene Haus entbehrt aber gerade einer Schwelle, der ersten Voraussetzung zum Anbringen der Radachsen. Der bereits erwähnte Zusammenbau ermöglicht, technisch gesehen, ein wiederholtes Aufrichten derartiger Häuser. Bei ihm gehen die Ständer des Ortenauer Schwarzwaldhauses und die der Häuser der Rheinebene bis auf einen Bretterbelag, den Blindboden, durch; in sie werden die Schwellen verzapft, eine Verbindungsart, die diese Häuser scharf abhebt einmal gegen die an sich älteren Heidenhäuser, zum andern aber auch grundsätzlich unterscheidet vom mitteldeutschen, dem sogenannten fränkischen Zusammenbau, bei dem immer die Pfosten auf einen Schwellenkranz gestellt werden (Abb. 8a, 8). Die schon angeführte Vielhausanlage hat eine Reihe von kleineren Gebäuden bedingt, bei denen Stall und Wohnung getrennt standen. Die Einzelgebäude waren naturgemäß nicht so groß wie das angetroffene Einhaus der voralemannischen Bevölkerung. Das Erbauen dieser kleineren Häuser beanspruchte aus begreiflichen Gründen nicht die Sachkenntnis wie der in einem Zuge zu errichtende Einbau.

An dem Heidenhause können wir im Gegensatz zu dem hypothetischen alemannischen Haus eine Reihe von hochentwickelten Baumerkmalen nachweisen, die ihrer Herkunft nach aus der Zeit der voralemannischen Besiedlung stammen müssen und so, zeitlich gesehen, diese Hausart eindeutig in den Ablauf der Geschichte einreihen. Diese älteren Heidenhäuser, die wir nur zur Aufhellung der Entwicklung in den letzten Jahrhunderten als Urbilder voranstellten, sind wieder Mischformen vorrömischer, römischer und sicherlich auch alemannischer Bauelemente. Schon hingewiesen wurde auf das alte Pfosten-Rafendachgerüst, das schon für die vorrömische Zeit in ganz Alteuropa nachgewiesen wurde, und das in heidenhausähnlichen Formen auch in Oberdeutschland als oberschwäbisches²⁾ und Nargauer Bauernhaus (= Hoßenhaus) weiter-

Abb. 8a.
Alemannische Ecke.

1. Eckpfosten, 2. Schwelle,
3. Blindboden, 4. Balkenlage,
5. Stiche, das sind kurze Balkenstücke, die in die Balkenlage eingezapft sind.



¹⁾ Quellen bei Stephani und Phleps, Ost- und westgermanische Baukultur unter besonderer Würdigung der ländlichen Baukunst Siebenbürgens, Verlag für Kunstwissenschaft, Berlin, 1934.

²⁾ Gruber, O., Deutsche Bauern- und Ackerbürgerhäuser, Braun, Karlsruhe, 1926.

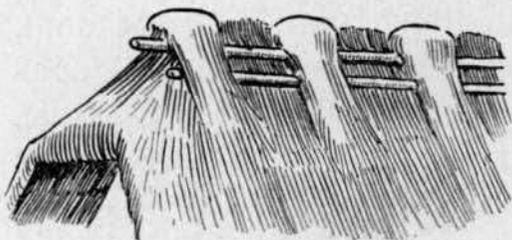


Abb. 9.
Firrsticherung durch Strohschauben.

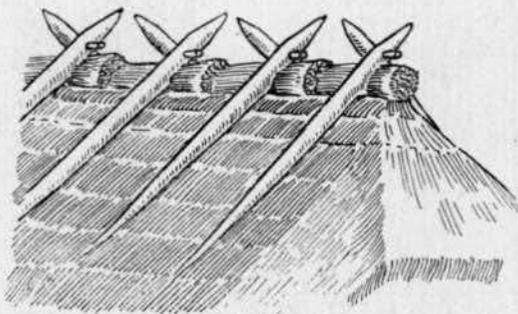


Abb. 10.
Firrsticherung durch Gewichtshölzer.

lebt. Es sei daher dieses Mal auf die Hausurne von Jaispitz in Mähren¹⁾ hingewiesen, die einen Firstpfeiler mit Tierschädel in der Art der Hochsäulenbegründung der Heidenhäuser aufweist, und auf das hallstattzeitliche Fürstengrab von Billingen²⁾.

Ebenso scheint mir die nur im Verbreitungsgebiet der Heidenhäuser auftretende Sicherung der Dachdeckung am First auf das alteuropäische Dach hinzuweisen. Bei dieser Firrsticherung werden Strohschauben in der Art der alten Gewichtshölzer im Abstand von etwa 1 m über den First gebunden und an den mit dem First gleichlaufenden Stangen befestigt (Abb. 9). Diese Firrsticherung findet sich noch heute vereinzelt bei Dachdeckungen im Hochschwarzwald, häufiger in der Alpirsbacher Gegend auf den dortigen Ziegeldächern und im Hohenwald sowie in starker Verkümmern in den Firstverzierungen der schindelgedeckten Heidenhäuser. Diese Gewichtshölzer sind die Überbleibsel einer uralten Dachsicherung, bei der am First befestigte Stangen in der Fallrichtung auf der Dachdeckung lasteten und sie festhielten (Abb. 10)³⁾.

Westgermanisch sind die schrägen Fugen-nägel in den Blättern der Pfosten und Längshölzer⁴⁾, eine Verbindungsart, die uns primitiv anmutet, aber bei aller Einfachheit der Herstellung das Holz ganz läßt und hervorragende statische Eigenschaften entwickelt, und die sich daher bis in das letzte Jahrhundert im Hohenwalde halten konnte (Abb. 11). Es sei hier ausdrücklich betont, daß sich diese Holzverbindung an den Ortenauer Schwarzwaldhäusern und den Häusern des benachbarten württembergischen Schwarzwaldes nicht findet. Auch hier möchte der Ver-

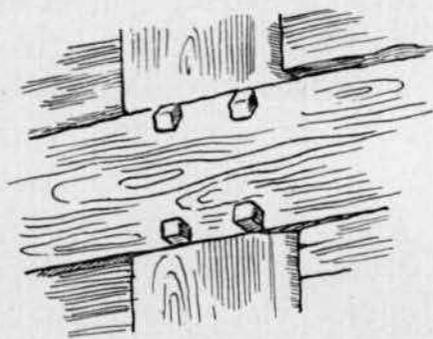


Abb. 11. Schrägnagelung.

¹⁾ Behn, Fr., Vorgeschichtliche Forschungen, Berlin, 1924.

²⁾ Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden, Kreis Billingen, (Mohr, Tübingen).

³⁾ Schier, f. o.

⁴⁾ Nach mündlicher Mitteilung von Herrn Prof. Phleps an den Verfasser.

fasser die Ortsbestimmung westgermanisch so verstanden wissen, daß wir uns auch in dieser Verbindung eine uralte gemeingermanische Fügungsart vorstellen müssen, die aber von den Ostgermanen sehr frühe aufgegeben und durch den Zapfen mit Holznagel und Besteck, das ist mit Vorsprung, ersetzt wurde. Dabei mag das Bestreben zur Vereinfachung des Aufschlagens bei den zuerst und in größerem Umfange wandernden Ostgermanen die Verwendung des Zapfens mit Nagel gefordert haben.



Abb. 12. Wuspenhof/Glottertal.

Des weiteren ist die rückwärtige Lage des Wohnteiles ein Grundzug des niederdeutschen Wohnbrauches. Auf niederdeutsche Einflüsse scheint weiter die Entwicklung der Tenne hinzuweisen. Sie befand sich ursprünglich gangartig zwischen Stall- und Wohnteil, war mit einer Bohlenlage bedeckt und durch die Schwelle vom Erdboden getrennt¹⁾. Man konnte daher diese Tenne nie befahren. Beim Wandern dieses Hauses in das Gebirge wurde sie zunächst in das Obergeschoß als Kammerterrenne verlegt, bis sie endlich unter Ortenauer Einfluß auf den Dachboden wanderte und dort befahrbar gemacht wurde¹⁾.

Der Wohnstallbau an und für sich ist niederdeutsch, aber anscheinend auch keltisch, nach dem von Dehlmann ausgegrabenen Bauernhof von Mayen²⁾. Ob dabei das Hereinziehen des Viehes in das Wohnhaus in den heutigen niedersächsischen Gebieten auf keltischen Einfluß hin geschah, oder ob die Kelten das Wohnstallhaus von den seinerzeitigen Bewohnern Niederdeutschlands übernahmen, ist für unsere Untersuchung gleichgültig. Wichtig bleibt für unser Gebiet allein der Tatbestand, daß das Wohnstallhaus bereits in vorrömischer Zeit den Rhein heraufwanderte. Unter römischem Einfluß mag dieser Baugedanke, der sich mit der von den Römern geübten Bauweise deckte, dann neuen Antrieb erfahren haben.

Unsere Heidenhöfe sind heute Einbauten im strengsten Sinne des

¹⁾ Schilli, s. o.

²⁾ Dehlmann, Fr., Bonner Jahrbücher, Heft 133, 1928.

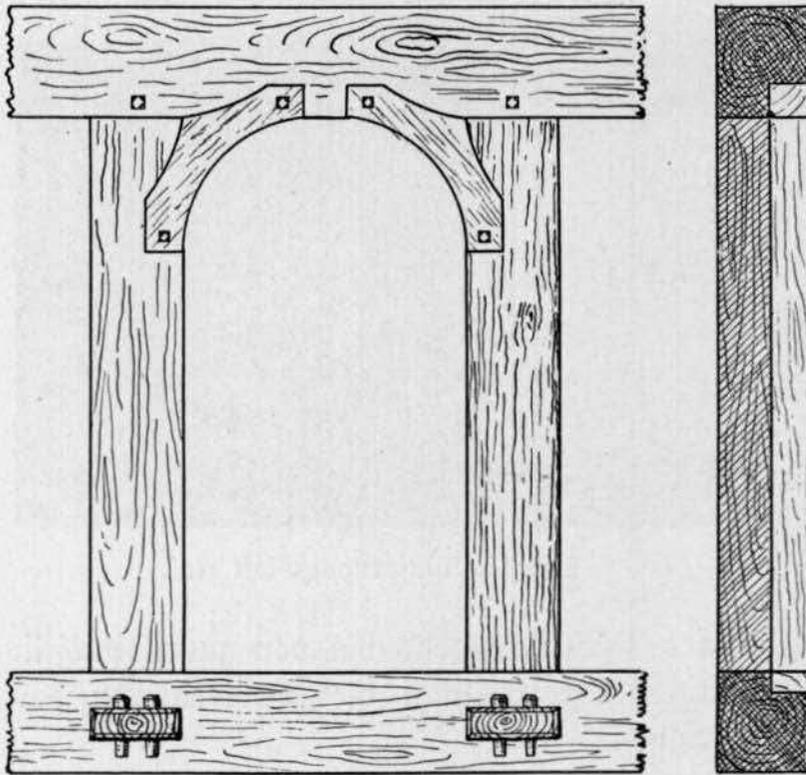


Abb. 13. Türe eines Heidenhauses.

Man beachte die Ausbildung des Sturzes und die Hochschwelle.

Begriffes. Sie sind frei von irgendwelchen baulich besonders hervorgehobenen Begleitern, im Gegensatz zu den Ortenauer Schwarzwaldhäusern, die von prachtvoll gestalteten Speichern umgeben sind, ein Zug, der gerade für das Ostgermanentum kennzeichnend ist. Die heutigen Begleitbauten unserer Heidenhöfe sind erst in jüngster Zeit und ohne besondere Sorgfalt erstellt

worden. Dabei handelt es sich um schuppenähnliche Bauten, die in nichts an die urtümlichen Speicher erinnern. Dem war jedoch nicht immer so. Auch hier ergeben sich merkwürdige Parallelen mit dem Niedersachsenhaus. Dort wie hier hat sich der strenge Einbaugedanke erst herausgebildet, indem die Begleitbauten baulich zunächst vernachlässigt und schließlich weggelassen wurden. Die wenigen erhalten gebliebenen Speicher im Niedersächsischen und im Verbreitungsgebiet der Heidenhäuser sind sich darüber hinaus sehr ähnlich. Die Schwarzwälder Treppenspeicher unterscheiden sich von ihren niedersächsischen Doppelgängern nur durch den zusätzlichen Schindelmantel. Eine Ausnahme im Zuge dieser Entwicklung machen die Speicher der voralemannischen Häuser des Welschensteinach- und des Mühlenbachtals. Sie wurden hier, verstärkt durch alemannische Einflüsse, baulich weitergepflegt und weiterentwickelt.

Die Wände unserer Heidenhäuser, eine Ständerblockkonstruktion, bei der die Blöcke, hier Flöcklinge genannt, das sind die waagrecht laufenden, vierseitig behauenen Balken, in die Ständer eingenuftet sind, dürften ebenfalls auf die alte vorrömisch-keltische Pfosten-Lehmwand zurückgehen, wie sie Dehmann an dem schon angezogenen keltischen Gehöft in Manen nachgewiesen hat. Hier im Bereiche des holzreichen Schwarzwaldes wurde die Pfosten-Lehmwand zur Ständerblockwand

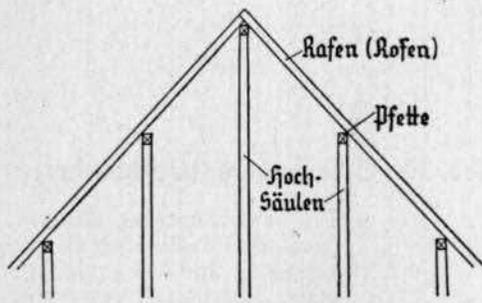


Abb. 14. Prinzip des Pfosten-rafendaches.

umgestaltet. Pfosten und Wände haben dabei ihre alten Aufgaben beibehalten, die Pfosten haben das

Dachgerüst zu tragen und die Wände lediglich den Wärmeschutz des Hauses zu übernehmen. Die für die Bearbeitung der Hölzer zu Flöcklingen notwendige gut entwickelte Handwerkstechnik war ja schon zur Hallstattzeit, wie das Fürstengrab in Willingen bezeugt, vorhanden.

Endlich dürfte eine niederdeutsche Erinnerung die sorgfältige Anlage der Dungelege sein. Nur im alten, durch romanisierte Flurnamen gekennzeichneten Dauersiedlungsgebiet finden wir Misthaufen, deren Kanten aus übereinander geschichteten Strohzöpfen gebildet sind und so für eine sorgsame Stallpflege, wie sie den Westgermanen eignete, Zeugnis ablegen¹⁾.

Diese große Zahl von niederdeutschen Baumerkmalen deutet auf eine irgendwie geartete germanische Beeinflussung des voralemannischen Hausbaues hin, sei es durch die rassistisch nicht mehr reinen Kelten, die diese Bauepflogenheiten aus den Niederrheinlanden stromaufwärts brachten, sei es durch eine dünne niederdeutsche Siedlerschicht, die hier in voralemannischen Zeiten in unsern Raum eingesickert sein mußte. Diese Feststellung wird bekräftigt durch die Untersuchungen A. Helboks. Dieser Forscher kommt in seiner Arbeit: „Die volksgeschichtliche Bedeutung des alten Ausbreitungsfeldes der germanischen Steinsetzung in Südwestdeutschland“, Volkskundearbeit, Verlag de Gruyter & Co., 1934, zu folgendem Schluß: „Zwischen dem Südwesten und dem Nordwesten Deutschlands liegen daher offenbar tiefere volksmäßige Zusammenhänge vor, die auf eine uralte, gemeinsame Grundlage hindeuten“.

Die romanisierte voralemannische Bevölkerung erscheint uns jetzt in einem anderen Lichte. Der vorrömische, irgendwie niederdeutsch beeinflusste keltische Bauer scheint demnach auch in Römerzeiten auf seinem

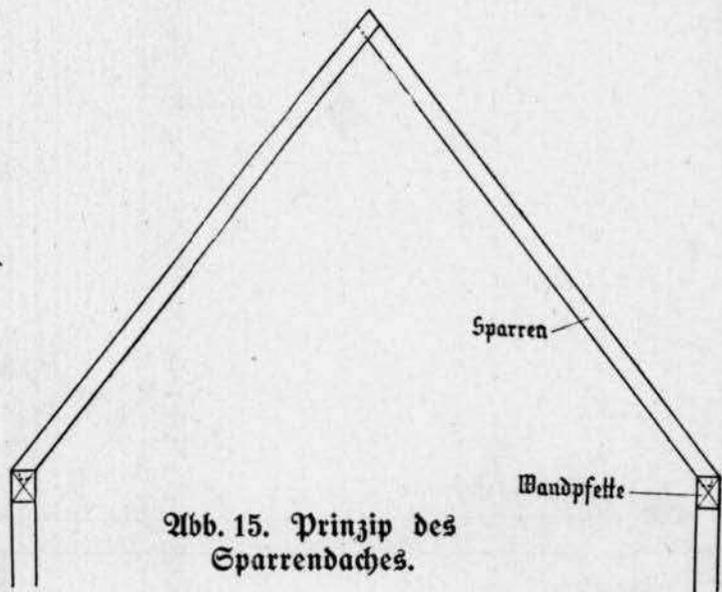


Abb. 15. Prinzip des Sparrendaches.

¹⁾ Quelle bei Schier.

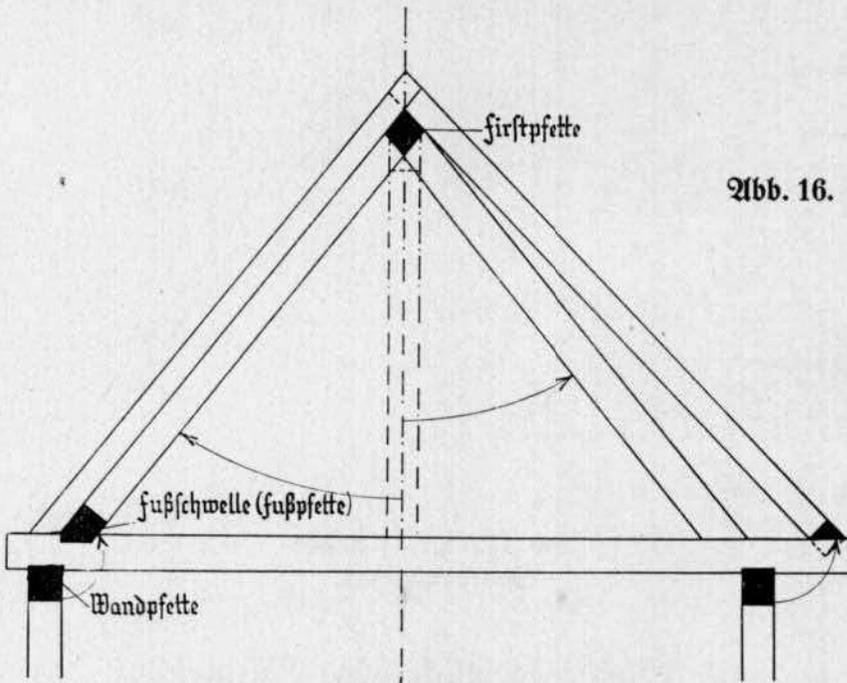


Abb. 16. Scherendach (Spitzbinder).

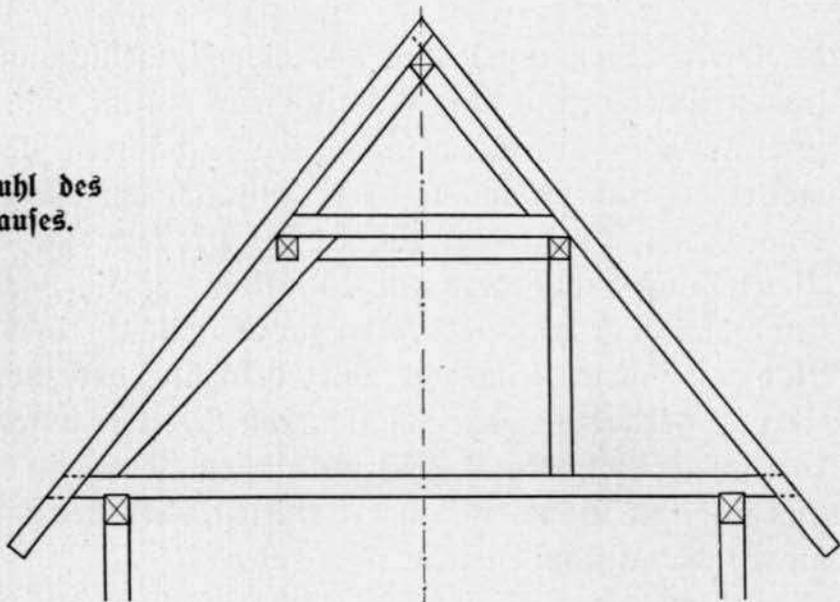
Die unterstützende Mittel- (Hoch) Säule wurde zur Seite, anfänglich nur wenig (rechts), später unmittelbar unter die Sparren gedreht (links). Das unterstützende Längsholz unter dem First (Firstpfette) wurde hierbei verkantet.

Hofe sitzen geblieben zu sein. Auf die Dauer wurden diese Bauern von der überlegenen Zivilisation der neuen Herren beeindruckt, übernahmen sie teilweise und sind so mehr und mehr, wenn auch nur äußerlich, zu Romanen geworden. Wir würden uns daher auch nicht mehr wundern, wenn die einwandernden Alemannen diese Bevölkerung nicht als fremd empfunden und ihr überlegenes bauliches Brauchtum übernommen hätten. Es ist nicht einzusehen, warum die Neuankömmlinge dieses Heidenhaus, das ja der gleichen rassistischen Wurzel entwachsen ist, als artfremd empfunden und deshalb abgelehnt haben sollen. Das vorgefundene Heidenhaus mit seiner fortgeschrittenen Raumdifferenzierung bot sich ihnen als die weiter entwickelte Form ihres mitgebrachten Pfostenhauses dar, das durch seine Art, wenn man von den technischen Verschiedenheiten des Aufbaues absieht, keinerlei Hemmungen erzeugen konnte, die einer Übernahme hätten hinderlich sein können.

Der römisch geschulte Einfluß auf die Gestaltung unseres voralemannischen Hauses zeigt sich in erster Linie in der Verwendung eines Schwellenkranzes. Der Aufbau der Wände der voralemannischen Bauten zeigt im Gegensatz zum Ortenauer Schwarzwaldhaus eine fortgeschrittenere Ständerblockkonstruktion, bei der die Ständer auf einen Schwellenrost eingezapft sind (Abb. 8). Bei der Ständerblockbauart unserer Heidenhäuser werden im Gegensatz zu den reinen Blockbauweisen die Wände nicht aus waagrecht liegenden und an den Ecken kunstvoll verbundenen Balken gebildet, sondern die waagrecht liegenden Hölzer, die Flöcklinge, greifen in Nuten in die als Eck- und Wandpfosten gestellten Ständer ein. Diese Bauweise stellt eine weitere Entwicklung der keltischen Pfostenlehmwandtechnik

Abb. 17. Kehlbalkendachstuhl des Ortenauer Schwarzwaldhauses.

Die linke Hälfte der Abbildung zeigt die Ausbildung mit liegendem Stuhl über dem Wohnteil des Hauses, die rechte Hälfte den stehenden Stuhl über dem Stallteil des Hauses.



dar, die von dem von den Germanen schon in vorrömischer Zeit geübten Fachwerkbau abweicht. Sowohl den Kelten wie den Germanen waren Schwellen unbekannt. So hatten die von W. Schulz bei Kneblingshausen, Kreis Lippstadt, ausgegrabenen westgermanischen Häuser keine Schwellen, wie dieser Forscher aus der Lagerung der Pfosten nachgewiesen hat¹⁾. Doch steht die Verwendung von Grundschwellen für die römische Baukunst außer Zweifel²⁾. Desgleichen dürfen wir im Lande der römischen Bäder und Gutshöfe mit ihren hochentwickelten Heizungsanlagen die Übernahme des römischen Hinterladeofens, des vom Kochraum aus gefeuerten Ofens, suchen. Diese Bäder und Gutshöfe wurden bestimmt unter Mitwirkung heimischer Handwerker errichtet und unterhalten. Dabei wurden die bodenständigen Werkleute mit der römischen Ofenanlage, der Hypokaust, vertraut. Es ist heute wie seinerzeit naheliegend, daß diese Handwerker die Vorteile der römischen Heizung gerade so schätzten wie ihre Auftraggeber und durch diese Neuerung angeregt wurden, ihre Koch- und Heizanlagen zu verbessern. Noch heute überträgt ja der Handwerker die in der Stadt geübten Arbeitsweisen in seiner Art auf das Land. Die Kriegsteilnehmer werden sich dabei erinnern, wie wir im Felde ebenfalls hochentwickelte technische Errungenschaften auf ihre Grundgedanken zurückführten, ihren Aufbau vereinfachten und zu unserer Zufriedenheit verwandten. So scheint der Weg von den tubulischen Befestigungen der römischen Hypokaustis zu der hohlgemauerten heizbaren Wand nicht allzuweit zu sein. Auf die überlegene Art der Rauchabführung in den Heidenhäusern habe ich in den früheren Arbeiten schon hin-

¹⁾ Schulz W., Das germanische Haus in vorgeschichtlicher Zeit, Mannus-Bibliothek, Leipzig, 1923.

²⁾ Quelle bei Stephan.

gewiesen. Vielleicht helfen uns hier Untersuchungen über die mundartlichen Wörter: Kunscht, Kaunscht und Kuscht, wie man im Vorarlbergischen für die Kachelöfen in den Bauernhäusern sagt, durch Sprachkennner weiter und führen uns aus dem Zustande der bloßen Vermutung heraus. Ohne Zweifel reizte der Aufbau als Pfostenhaus mit seinen waagrechten Versteifungen geradezu zur Unterteilung, die dann in Verbindung mit dem römischen Hinterladeofen zur Abteilung eines heizbaren, rauchlosen Raumes führte. Aus der Durchdringung der zur räumlichen Differenzierung geradezu vorher bestimmten Pfostenhäuser und der überlegenen römischen Wohnkultur mag so in allen Zonen, in denen sich germanische und römische Bauweisen überschneiden, darunter auch in unserem Raume, die Stube entstanden sein.

Mit einiger Vorsicht sei noch auf einen anderen Baukörper hingewiesen, auf die Kapellen- oder Glockentürmchen mit den Vesperglocken, die den Bauer und sein Gesinde zum Essen rufen und die zum Bild der Heidenhöfe gehören. Bei den Kinzigtäler Einödhöfen finden wir nichts entsprechendes, obgleich diese Leute wohl ebenso fromm waren und ebenso weit zur Kirche hatten, wie die Bauern der übrigen Schwarzwaldhöfe. Ein Gradmesser des bäuerlichen Wohlstandes können diese Bauten auch nicht gewesen sein. Die wohlhabenden Bauern des Kinzig- und Wolfstales begnügten sich in der kapellenfreudigsten Zeit mit einem Bildstock. Wir begegnen daher diesen Anlagen erst am Rande der Ortenau gegen den Hochschwarzwald (Abb. 12). Es müssen auch hier andere Kräfte am Werke gewesen sein, zumal im Hochschwarzwald diese Kapellen vielfach in das ausgehende 16. Jahrhundert und in das anfangende 17. Jahrhundert zurückgehen, also rund hundert Jahre vor das Barockzeitalter, das zur Errichtung unserer meisten Dorfkirchen führte. Es ist doch eigenartig, daß die barocke Welle sich gerade im Gebiete der Heidenhöfe so lebhaft und auf diese Weise brach. Ja, nach der mündlichen Überlieferung traten die Steinbauten im 18. Jahrhundert an die Stelle hölzerner Bestätten. Wenn es in der Zukunft noch gelingen sollte, mehr beweiskräftige Unterlagen aufzudecken, so dürfte es möglich sein nachzuweisen, daß hier eine alte Bauepiflogenheit, die möglicherweise an den römischen Gutshof mit Eigenkirche anknüpft, neuen Auftrieb erhielt, der zur weiteren Errichtung von Kapellen und zur Gestaltung der Glockentürmchen dieser Häuser führte. Ein derartiges Rudiment der römischen Einwirkung könnte sich natürlich ebenfalls nur über einen voralemannischen Bevölkerungsrest erhalten haben. Starke Anklänge an die römische Steinbautechnik zeigt auch die Ausbildung des Türsturzes (Abb. 13). Die Türen selbst sind noch heute vielfach einflügelig mit der alten Hoch-

schwelle, die jedoch immer mehr und mehr von den jüngeren quergeteilten Türen verdrängt werden.

Diese aus alteuropäischen, niederdeutschen und römischen Elementen entwickelte Mischform des Bauernhauses haben die einwandernden, stammlich noch nicht ausgereiften alemannischen Bauern dem heutigen Befunde nach auch wohl übernommen. Sie haben sich dabei von der Zweckmäßigkeit und der größeren Wohnlichkeit des angetroffenen Hauses zunächst überumpeln lassen, wobei auch wirtschaftliche Erwägungen eine Rolle gespielt haben dürften. Nicht von

der Hand zu weisen ist der Gedanke, daß die Neulinge in unserer Ortenau mit einer fortgeschritteneren Viehwirtschaft bekannt und so zu intensiveren Viehzüchtern wurden. Der Wohnstallbau, die großen Vorratsräume für Heu, die Gestaltung der Dunglege und die bereits umrissene Entwicklung der Tenne scheinen in dieser Sache eine eindringliche Sprache zu sprechen. Ihre mitgebrachten Handwerkseigentümlichkeiten pflegten sie weiter an den Nebengebäuden, von denen sie sich trotz des Überganges von der Vielhausanlage zum Einhaus nicht zu trennen vermochten. Ja, diesen Nebengebäuden gehört auch weiterhin ihre Aufmerksamkeit, die so im Laufe der nächsten Jahrhunderte zu kunstvoll abgebundenen Speichern, Mühlen und Bienenhäuschen weiter entwickelt wurden. Ein Blick auf die Karte zeigt daher im Gebiete der zweiten Etappe der Besiedlung Höfe mit prachtvollen Speichern, wahren Kabinettstückchen der Zimmermannskunst.

Aus dem Kinzigtale heraus erfolgte im 11. und 12. Jahrhundert die Besiedlung weiter Teile des mittleren Schwarzwaldes. Bei diesem Ersteigen der Hochflächen des Schwarzwaldes nahmen die Neusiedler, die wir den Häusern nach uns in erster Linie als Grasbauern vorstellen dürfen, das Heidenhaus mit. Auf diesen Höhen, die vorwiegend viehwirtschaftlich genutzt werden können, hat sich dieser Haustyp bis zur Stunde gehalten, während in den vom Klima begünstigten Talböden der Kinzig und ihrer Seitenbäche sowie im Renchtal der Ackerbau immer mehr gepflegt und entwickelt wurde, ein Vorgang, der vielgestaltigere Raumbedürfnisse im Gefolge hatte und somit eine weitere Differenzierung des Hauses



Abb. 18. Herrgottswinkel im Fegerhof in Oberwolfach.



Abb. 19. Iffenhausen/Elfaß.

Erbaut im Anfang des 18. Jahrhunderts. In der Mitte des Giebels die alte Hochsäule, die hier noch das Dach trägt.

bedingte. Die Bewohner, vorwiegend Alemannen, haben hierbei nur auf die in den Nebengebäuden weitergepflegten hochentwickelten, ureigenen Arbeitsweisen zurückzugreifen brauchen, um hier jenen, ganz aus Zweckmäßigkeitgründen entwickelten und vom Gemüte erwärmten Großbau zu gestalten, den der Verfasser nach dem Verbreitungsgebiet Ortenauer Schwarzwaldhaus genannt hat. Hierbei haben nieder- und mitteldeutsche Kulturwellen sowie Modeströmungen der hohen Kunst, die längs des Rheines heraufdrangen, entscheidend den Dachaufbau beeinflusst und damit an der äußeren Gestaltung mitgewirkt. So wurde das Haus in der Art der alten Speicher gestelzt, die Pfosten-Rafendachkonstruktion aufgegeben,

der Vollwalm wich in der Rheinebene dem mitteldeutschen Steilgiebel, im Kinzig- und Renchtal dem Halbwalme. Zeugen dieser Entwicklung sind in der Rheinebene die Krüppelwalme und Wetterdächchen, hierzulande Welschkorndächle genannt, und in den Gebirgstälern die Halbwalme, die in diesen kümmerlichen Formen noch an die einstigen Vollwalme erinnern. Eigentümlicherweise wurde bei allen Häusern in der Ortenau an dem von den Alemannen mitgebrachten schwellenlosen Aufbau festgehalten.

Wieder waren es niederdeutsche Einflüsse, die zu dieser Entwicklung den Anstoß gaben. Die heutigen Formen der Häuser unserer Bauern und Häusler sind das Ergebnis der Verschmelzung des jüngeren niederdeutschen Sparrendaches mit dem älteren, alteuropäischen Pfosten-Rafendach. Hierbei fiel der Ortenau eine besondere Rolle zu. In dieser Landschaft entstand früher als in andern oberdeutschen Gauen, gestützt auf ein handwerklich meisterhaft durchgebildetes und an Großbauten erprobtes Zimmerergewerbe, der klare und statisch so ausgezeichnet empfundene Kehlbalkendachstuhl mit liegenden und stehenden Bindern (Abb. 17).

Dieser bei uns zeitlich so früh einsetzende Umbildungsprozeß und die

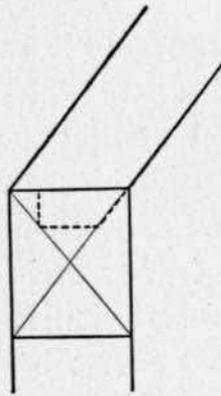
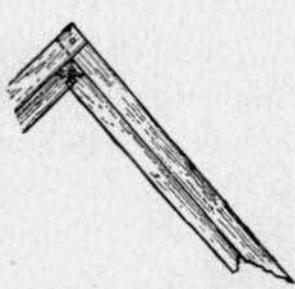


Abb. 20.
Sparrenfuß (Aufstreifen des
Dachsparrens auf obersten
Wandbalken) beim Orte-
nauer Kniestockhaus.

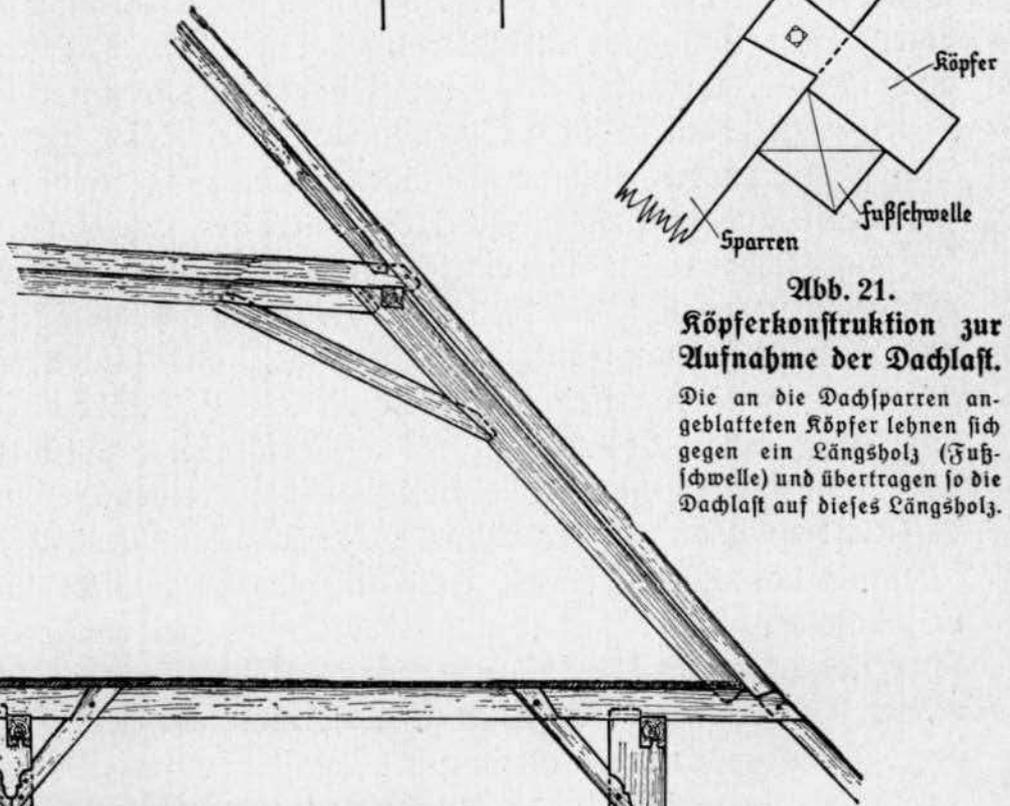


Abb. 21.
Köpferkonstruktion zur
Aufnahme der Dachlast.
Die an die Dachsparren an-
geblatteten Köpfer lehnen sich
gegen ein Längsholz (Fuß-
schwelle) und übertragen so die
Dachlast auf dieses Längsholz.

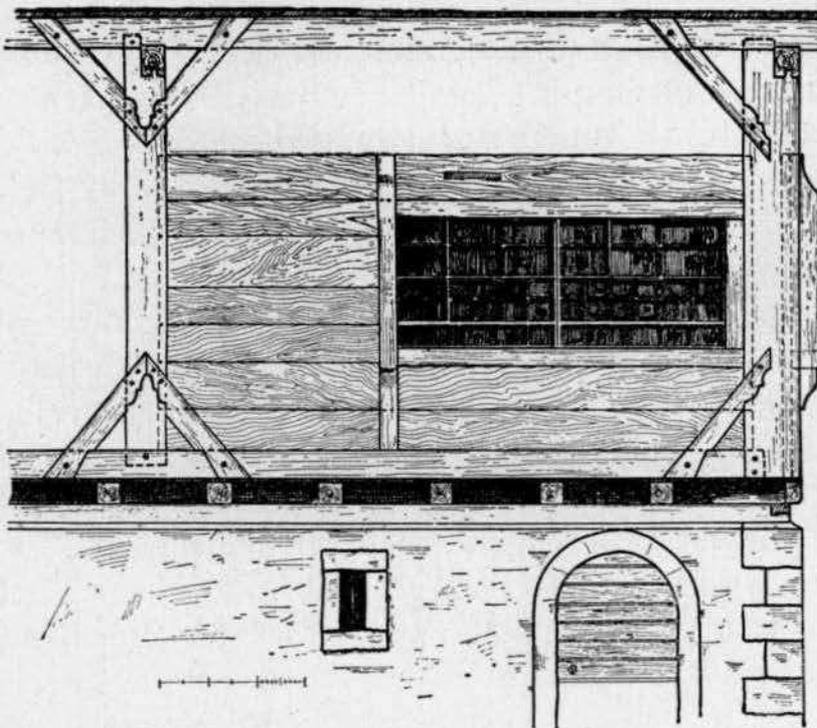


Abb. 22. Heinrichshof/Oberharmersbach.

Erbaut 1541. Klar zu erkennen ist auf diesem Bild die Rußbühne, der Raum zwischen der Stubendecke und der eigentlichen Balkenlage.

daraus für die Siedlungsgeschichte der Ortenau sich ergebenden Rückschlüsse verlohnen ein näheres Eingehen auf die Entwicklung des Dachaufbaues der Ortenauer Häuser, deren einzigartige Stellung schon einen derartigen Versuch rechtfertigen würde.

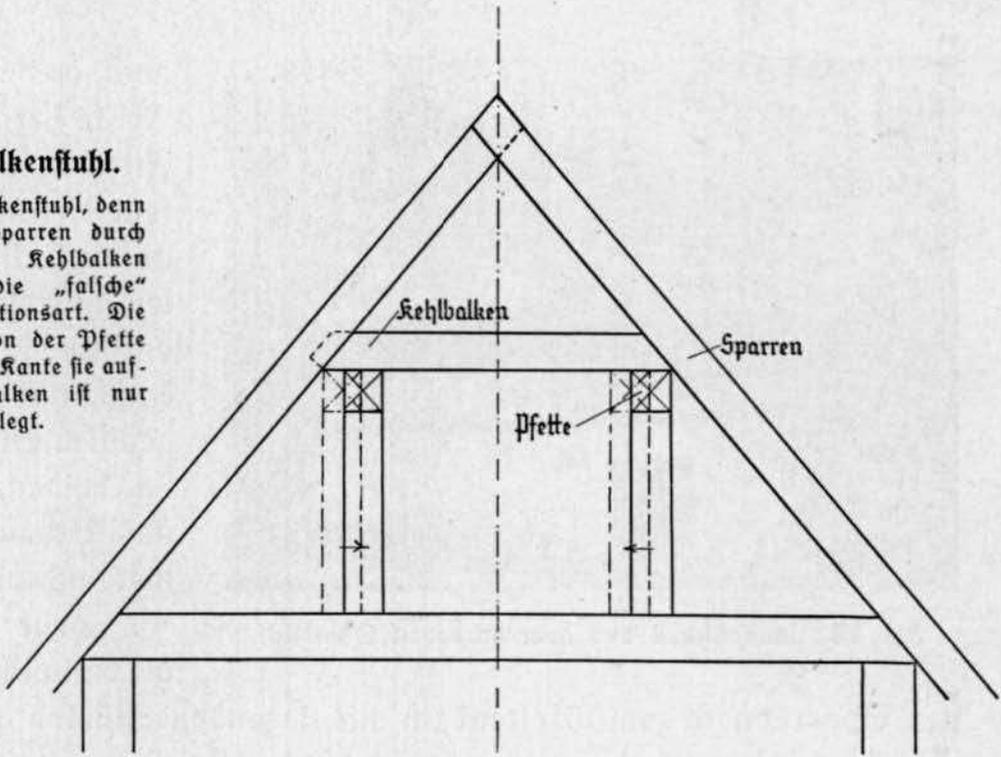
Der alteuropäische Dachaufbau mittels Pfosten, Pfetten und Rasen, bei dem also das Dach in der Mitte von einem Firstbaum und darunter gestellten Hochsäulen, auch Firstsäulen genannt, unterstützt wird und die Sparren, hier als Rasen oder Rosen bezeichnet, nur zur Befestigung der eigentlichen Dachhaut aus Stroh oder Schindeln dienen, wich gegen Ende des 1. Jahrtausends unserer Zeitrechnung in unserem Raum einem neuen Baugedanken, dem Sparrendach. Bei dieser Bauart werden die Rasen zu Sparren, d. h. zu den eigentlichen Tragegliedern, die nunmehr, paarweise angeordnet, sorgfältiger bearbeitet, am First zusammen gesichert oder gegenseitig überblattet, die Dachlast unmittelbar auf die Hauswände übertragen (Abb. 14, 15). Dadurch fielen die für die Grundriß- und Raumgestaltung lästigen First- und Pfettensäulen weg. Es ist für unsere Folgerungen gleichgültig, ob wir mit B. Schier diese „geniale Tat von europäischer Bedeutung“ in die Jahrhunderte zwischen 500 und 800 n. d. Z. oder mit Phleps noch weiter zurückverlegen. Wichtig für uns ist das Ursprungsland dieser Bauart, die so merkwürdig früh in genialer Weiterentwicklung bei uns erscheint. Die am südlichen Rande unserer Ortenau, im stärkeren Strahlungsbereich der Heidenhäuser auftretenden schierendachähnlichen Dachstühle, sowie die Spitzbinder über den Kehlbalken der Ortenauer Schwarzwaldhäuser sind noch heute sichtbare Etappen auf dem Wege unseres altheimischen Pfostenhauses zum Sparrendach mit Kehlbalkenstuhl (Abb. 16, 17, 19). Der noch aus kultischen Regionen stammende Nimbus der nunmehr wegfallenden Firstsäulen geht auf die Eckpfosten über, die in den Folgezeiten im Herrgottswinkel zu Trägern der häuslichen Frömmigkeit werden (Abb. 18).

Das durch die neue Bauart bedingte Wegfallen des inneren Traggerüstes gestattet, in dem nunmehr freien Dachraum den zentralen Wirtschaftsraum zu schaffen, wie ihn die Gehöfte der Rheinebene im Hofe haben. Der Einbau der kastenartigen Stube in den unteren großen, stützenlosen Einraum führte weiter zu der Notwendigkeit, die Bohlendecke durch eine Keilbohle zu sprengen und so jene eigenartige, für diese Häuser so charakteristische Rauch- oder Nußbühne zu bilden (Abb. 22).

Dieser Vorgang dürfte mit dem 12. Jahrhundert abgeschlossen gewesen sein. In den ältesten Vertretern dieser Hausart, die aus der Mitte des 16. Jahrhunderts stammen, haben wir sicherlich die zweite Erstellungsfolge dieser Häuser vor uns. Ebenso bezeugen eine Reihe von Speichern mit Nußbühne und Keilbohlendecke aus dieser Zeit, daß wir diese

Abb. 23. Kehlbalkenstuhl.

Links echter Kehlbalkenstuhl, denn hier wird jeder Sparren durch einen eingezapften Kehlbalken gestützt. Rechts die „falsche“ Ortenauer Konstruktionsart. Die Sparren werden von der Pfette getragen, auf deren Kante sie aufliegen. Der Kehlbalken ist nur lose aufgelegt.



Bauart ruhig in das 12. Jahrhundert zurückverlängern dürfen. Ein derartiger, handwerkstechnisch gesehen ausgereifter Einbau verlangt ein hohes Maß an technischem Können, reiche Erfahrung und, mit ihr auf das engste verknüpft, die restlose Beherrschung der Gesetze der Statik. Es ist daher ganz ausgeschlossen, daß diese Häuser auf den ersten Anhub in der uns heute gegenwärtigen Gestalt erstellt worden sind.

Die Zwischenglieder in diesem Entwicklungsgang sind die bereits aufgezeigten liegenden Streben unmittelbar unter den Sparren, die in Südbaden und im benachbarten Elsaß noch im 18. Jahrhundert die gangbarsten Dachstühle waren (Abb. 16, 17, 19). Der Übergang vom Pfettendach zum Sparrendach mit Kehlbalkenstuhl scheint in unserem Lande demnach so erfolgt zu sein, daß in den großen Einbauten im Gebirge und seinen Tälern zunächst die Pfettensäulen, bei den kleineren Häusern in der Rheinebene die Firstssäulen aus ihrer senkrechten Stellung in eine parallel zu den Rosen laufende Lage unmittelbar unter denselben herausgedreht wurden, wobei anfänglich in beiden Fällen noch an der Unterstützung durch den Firstbaum festgehalten wurde, der zu diesem Zweck bei den kleineren Bauten verkantet wurde (Abb. 16). So zeigen die Dachstühle der Heidenhäuser nach dem ersten Schritt auf dem Wege dieser Entwicklung liegende Pfettensäulen, während die Hochsäulen noch ihre alte Stellung beibehalten haben. Die Einfahrt auf den Dachboden ist daher bei den Häusern dieser Entwicklungsstufe außermittig angelegt. Bei den kleineren Bauten der Rheinebene wurde schon nach diesem ersten Schritt der erwünschte freie Dachraum erreicht. Doch wird auch hier



Abb. 24. Laubenhaus aus dem vorderen Ohlsbach.

noch das Dach aus der Mitte heraus von einem Firstbaum getragen, der seinerseits wieder von nunmehr liegenden Säulen unterstützt wird. Es entstand so eine Pfettendachkonstruktion mit liegendem Stuhl (Abb. 16). In beiden Fällen ruht das Schwergewicht immer noch auf den Pfetten.

Sehr hübsch wird die Entwicklung vom reinen Sparrendach zum Pfettendach mit liegenden Stühlen auch durch die

Wandlung der Dachschwelle aufgezeigt. Bei den ältesten Sparrenhäusern sind die Sparren, die nunmehr die gesamte Dachlast aufnehmen, auf eine Schwelle aufgeklaut, die zugleich den oberen Abschluß der Wand bildet (Abb. 20). Nach dem Zusammentreffen des jüngeren Sparrendaches mit dem älteren Pfettendach, das die Entwicklung des beschriebenen einzigartigen Kehlbalkendaches mit liegendem Stuhl zur Folge hat, wandert diese Wandschwelle als Dachschwelle über die Balkenlage, um hier die liegenden Pfosten aufzunehmen (Abb. 16). Noch geht diese Fußschwelle bei den Bauten aus der Mitte des 16. Jahrhunderts durch den ganzen Bau (Abb. 16, 22). Bei der nächsten Häuserfolge, die im 17. Jahrhundert errichtet wird, fällt diese Fußschwelle über dem Wohnteil weg. Die schrägen Säulen des liegenden Stuhles über dem Wohnteil werden unmittelbar in die zugehörigen Balken gezapft (Abb. 17, links). In der hinteren Hälfte, im Stallteil des Hauses, der in alter Weise nicht mit einer Balkenlage überdeckt ist, bleibt jedoch die Fußschwelle liegen. Sie nimmt hierbei die bereits paarweise angeordneten Sparren auf, deren neue Aufgabe als Mitträger des ganzen Dachgerüsts durch eine noch nicht ausgereifte, typische Übergangskonstruktion verdeutlicht wird. Die Sparren hängen nicht mehr wie bei der alten Pfosten-Rafendachkonstruktion über den Pfetten, sondern sie stützen sich mit „Köpfer“ gegen die Fußschwelle (Abb. 21). Vom Kinzigtal aus tritt dieser Dachstuhl seinen Siegeszug über den ganzen Schwarzwald an und verdrängt die alten voralemannischen Formen. Dieser Vorgang dauert bis in die Gegenwart. Auch hierbei kommt es zu Mischformen, wie die des halben liegenden Stuhles, bei dem die Säule noch nicht restlos unter die Sparren gerückt wurde (Abb. 16, rechte Hälfte.)

Am Ende des 18. Jahrhunderts scheint der Kampf zwischen Sparren- und Pfettendach im Oberland noch nicht entschieden zu sein. Heute noch stellen wir im Oberrheintal überall kleine Firstsäulen, Firstpfetten, Rundhölzer als Rafen, kurz, einen hohen Anteil an Pfostendachelementen fest, während die Ortenauer Häuser der Rheinebene die Firstpfetten bereits verloren haben, die Reste der alten Pfettendachkonstruktion nach außen verdecken und einen Sparrenkehlbalkenstuhl vortäuschen, also einen größeren Anteil an Sparrenelementen aufweisen (Abb. 23, rechts).

An dem Nordsaum der Ortenau, der zugleich die nördlichste Grenze der —fung-Orte bildet, rücken die Pfetten mit den sie stützenden Pfosten unter den „falschen“, weil zur Aus-

nützung des Dachraumes nur lose aufgelegten, Kehlbalcken gegen die Mitte (Abb. 23). Hierdurch können sich die Dachhölzer, hier reine Sparren, also tragende Glieder, nicht mehr gegen die Pfetten lehnen. In der Hauptsache werden die auftretenden Belastungen von den Kehlbalcken, die nunmehr durch Zapfen oder Anblattungen fest mit den Sparren verbunden werden, aufgenommen und durch die senkrechten oder schrägen Pfosten weitergeleitet. Es beginnt dort das Verbreitungsgebiet des mitteldeutschen Sparrendaches mit Kehlbalckenstuhl (Abb. 23, links).

Der Ortenauer Hausbau mit seinen Kniestockhäusern und seinen eigenartigen Mischgebilden von Dachstühlen nimmt damit innerhalb des Oberrheintales eine Sonderstellung ein, die gekennzeichnet ist durch eine überraschend frühzeitige Übernahme und Umbildung des niederdeutschen Sparrendaches in Richtung eines Pfetten-Sparrendaches, die um so wunderlicher ist, als das fruchtbarere und daher volk- und verkehrreichere jenseitige Ufer zunächst von dieser Bewegung nicht erfaßt wird und bis zur Stunde, neben vielen reinen Pfettendachkonstruktionen, das gleiche Bild in dem Stand der Entwicklung der Dachstühle wie das badische Oberland aufweist (Abb. 19). Diese erstmalig in der Ortenau auftretende Umbildung der Dachkonstruktionen kann also nicht auf dem üblichen Weg längs des Rheines herauf von Niedersachsen über Mittel-



Abb. 25. Laubenhäuser aus dem hinteren Ohlsbach.



Abb. 26.
Speicher des Fizenhofes. Mühlenbach.

tung scheint sich durch das Studium der Entwicklung der Dachgerüste der Ortenau zur Tatsache zu verdichten. Im Bereiche der —hurst- und —tung-Orte befinden wir uns im Kerngebiet des fortgeschritteneren und am meisten vom reinen Sparrendach beeinflussten Dachverbandes, der mit seinen vielen technischen und wirtschaftlichen Vorteilen stark nach Süden und Norden ausstrahlt. Wie sollten die Bewohner der Ortenau zu dieser Dachkonstruktion gekommen sein, wenn nicht durch die Vermittlung dieser niederdeutschen und sächsischen Siedler, die diesen, damals modernen Dachverband mitbrachten? Dieser Schluß wird noch bekräftigt und abgerundet durch das Bild der Verteilung der Laubenhäuser in diesem Gebiet.

Das Laubenhaus war ursprünglich gebunden an eine Pfettendachkonstruktion, denn nur Pfettendächer gestatten einen großen Dachvorsprung in Richtung des Firstes, also der mit dem First gleichlaufenden Pfetten (Abb. 7). Ein Blick auf unsere Karte zeigt mit dem Beginn der —hurst-Siedlungen eine scharfe Grenzlinie der Verbreitung der Laubenhäuser. Nördlich dieser durch Müllen gedachten wagrechten Linie finden wir in der Rheinebene keine Siebellauben mehr. Wir haben also auf Grund der Hausforschung einen doppelten Beweis für die Richtigkeit der von Walter ausgesprochenen Vermutung zu buchen. Unter gewissen Vorbehalten sei noch auf die nur in diesem Raume fehlenden Hofabschlüsse und die damit verknüpfte Ähnlichkeit mit niedersächsischen Bauepflogenheiten hingewiesen.

Das Bild der Besiedlungsgeschichte unserer Ortenau wird allerdings

deutschland gewandert sein. Schon das frühe Auftreten dieses Dachgerüsts in unserem Raum schließt diese Möglichkeit aus.

Nun hat Walter in seiner Arbeit: „Die Besiedlung der Ortenau in der geschichtlichen Zeit“ (Die Ortenau in Wort und Bild, Offenburg, 1929) darauf hingewiesen, daß in der fränkischen Zeit möglicherweise sächsische und niederdeutsche Zwangssiedler hierher verpflanzt wurden, die hier in der Ortenau ihre in ihrer alten Heimat üblichen Ortsnamen mit den Endungen auf —hurst und —tung verwendeten. Diese Vermutung

hierdurch noch komplizierter. Gibt es aber für den auffallenden kulturellen Reichtum dieser Landschaft, der neben vielem andern gerade im Hausbau einen recht eindrucksvollen Niederschlag gefunden hat, eine natürlichere Erklärung als das Neben- und Ineinanderwirken verschiedener



Abb. 27. Speicher von Sulgen bei Schramberg.
Erbaut 1620.

Stammeseigentümlichkeiten, die in einem selbstbewußten und wohlhabenden Bauernschlag, wie ihn unsere „Hanauer“ und unsere „Talbauern“ verkörpern, einen hierfür besonders geeigneten Träger fanden?

Und noch eine Lehre erteilt uns die eingehende Betrachtung der Bauelemente der Ortenauer Häuser, deren Ergebnisse wir ruhig über den ganzen deutschen Südwesten, dieses alte Durchzugsland, übertragen dürfen: Es gibt kein alemannisches Haus, noch einen alemannischen Baustil, es gibt nur Häuser im alemannischen Raum und günstigstenfalls einige alemannische Bauepflogenheiten.

Das Ortenauer Schwarzwaldhaus, das sich den Bedürfnissen des Ackerbauern wie des Viehzüchters und zugleich in hohem Maße den Forderungen des Bodens und des Klimas unterordnet, wurde in den letzten Jahrhunderten zum Vorbild, das im Begriffe war, langsam die Höhen zu ersteigen und das ältere Heidenhaus immer mehr zu verdrängen, bis vor wenigen Jahrzehnten die Einführung des Schornsteines die Rauchbühne überflüssig machte und so auch diesen Haustyp zum jetzigen Bild umformte, der auf den Höhen und in den Tälern schrittweise Boden gewinnt. So zeigt das Bild der gegenwärtigen Verbreitung des älteren voralemannischen Heidenhauses auf unserer Karte den typischen Verlauf einer Rückzugsstellung, die heute restlos in Gebieten der Klimungunst mit vorherrschender Weidewirtschaft verläuft. Nur hier konnte sich dieses Haus bis zur Stunde halten. Es wird aber auch hier über Mischbildungen hinweg immer mehr verdrängt werden.

An dem Beispiele des Kirnbachtales wurde dieser Vorgang auf der Karte vermerkt, während in den übrigen, hinteren Nebentälern der Kinzig und der Wolf die Kartierung der Übersicht wegen weggelassen wurde

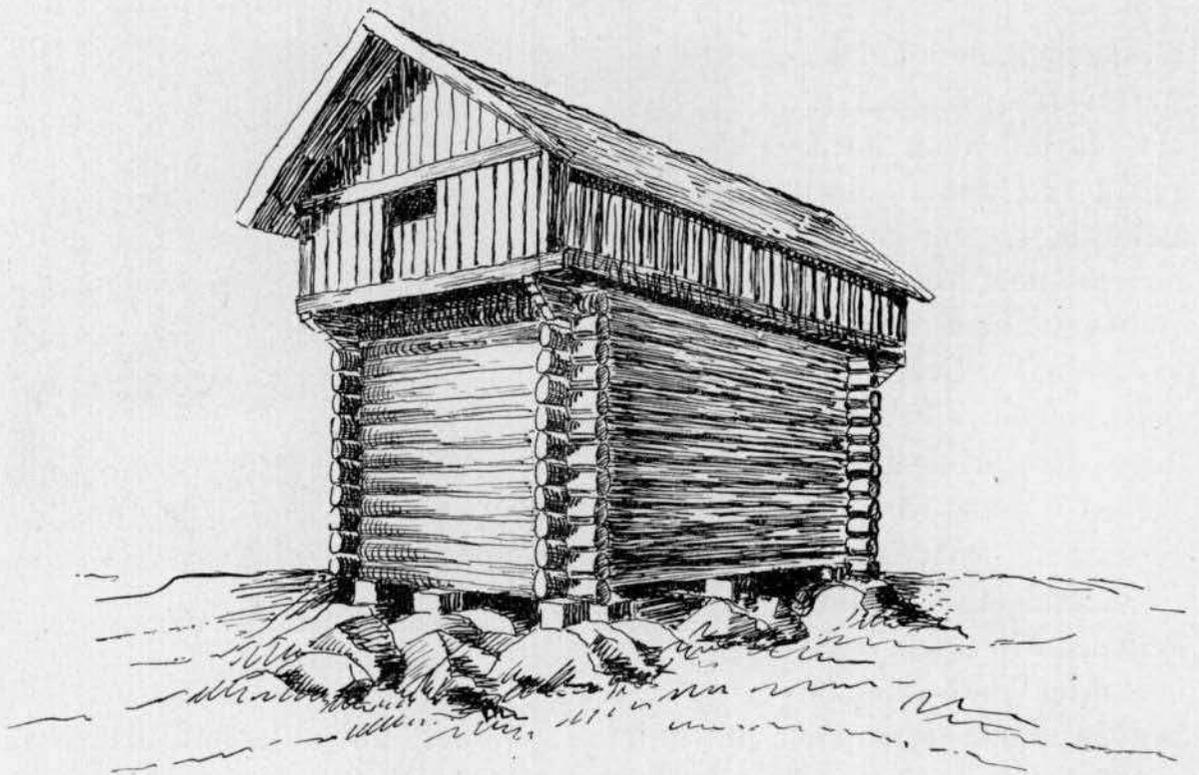


Abb. 28. Nordischer Speicher.

und daher in Gedanken von dem Leser in gleicher Weise ergänzt werden muß. Wandert man das Kirnbachtal hinauf, so erfreuen den Wanderer am Unter- und Mittellauf des Talbaches die herrlichen Bauten Ortenauer Gepräges, die den Ruhm und Preis dieser Hausart weit über die Landesgrenzen Badens hinausgetragen haben. Rechts und links des Sträßchens blicken die mächtigen, gestelzten Häuser mit ihren Haubendächern, ihren gereihten Fensterflächen, ihrem Massenüberschuß an Holz von den Hängen herab, ein eindringliches Bild der Echtheit und Kraft und zugleich ein Ausdruck der Wohlhabenheit der Bewohner. Noch bevor der Wanderer die Hochfläche erreicht, beginnt sich das Bild zu ändern. Die freundlichen Häuser Ortenauer Art beginnen Mischformen weniger freundlichen Aussehens zu weichen, um endlich auf dem Plateau und den dahinter ostwärts liegenden Tälern dem düster dreinschauenden urtümlichen Heidenhaus Platz zu machen. Mit dem Faisthanzenbur beginnt die Bedeutung des Giebels zu schwinden, die Stelzung wird verkürzt, der langsame Übergang von der Kehlbalckenkonstruktion mit stehendem und liegendem Stuhl zu dem reinen Pfosten-Rafendach Alteuropas nimmt seinen Anfang. Hier taucht auch erstmals die altdeutsche Bezeichnung Rafen für die Dachhölzer auf, von mhd. rāve, rāse der Sparren, die im Kinzig- und Renchtale gänzlich unbekannt ist.

Offen bleibt jetzt noch die Frage nach der Herkunft der im fraglichen Schrifttum als ostgermanisch bezeichneten Hausmerkmale, wie der

Trennung von Wohnung und Stallung, die allerdings vielfach nur noch in Rudimenten erkennbar ist, des Gadenwesens, dem im ganzen Kinzigtale eine besondere Bedeutung zukommt, und der Laube, die das ganze Tal und die Seitentäler hinaufwanderte und hier zum Trippele umgestaltet wurde, wie das die Abbildungen 24 und 25 andeuten sollen, und die sich an den Speichern bis zur Stunde größtenteils gehalten hat. Für die Trennung von Wohnung und Stallung wurde eingangs eine Deutung ver-

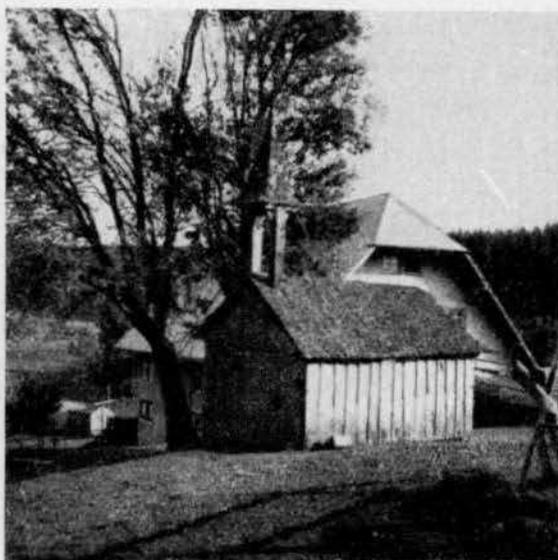


Abb. 29. Kapellenspeicher des Sattlerhofes/Schönwald.

sucht. Im Dunklen verbleibt dagegen der Ursprung des zum mindesten ostgermanisch anmutenden Speicherwesens, das ob seiner im ganzen Schwarzwald nur hier so wertbetont vorkommenden, inselgleichen Verbreitung besonders merkwürdig ist. Im mittleren Kinzigtale, im Wolfstal und im Harmersbachtal scheinen wir im Kerngebiet dieses hochentwickelten Speicherbaues zu sein, in dessen Strahlungsbereich natürlich am Ausgang des Mittelalters auch die Welschen- und Waldorte sowie die Seitentäler der oberen Kinzig und der Gutach einbezogen wurden. Je weiter der Speicher in das Gebiet des älteren Heidenhauses vordringt, um so mehr verliert er sein ursprüngliches Gesicht, wird sein Äußeres unscheinbarer. Die Form wird vereinfacht, die Stelzung fällt weg, und der Aufbau erfolgt in der für die Heidenhäuser üblichen Weise auf einen Schwellenkranz (Abb. 27). Wie kommen die zu den Westgermanen zählenden Alemannen zu dem gerade das Ostgermanentum auszeichnenden Speicherbau?

In dem oben umrissenen Kerngebiet finden wir die ältesten, aus dem Ende des 15. Jahrhunderts und aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts stammenden schönsten Vertreter einer wirklich meisterhaften Zimmermannskunst (Abb. 26). Aber nicht nur das Vorhandensein dieser prachtvollen Speicher spricht für eine mögliche ostgermanische Beeinflussung. Diese prachtvoll abgezimmerten Gaden könnten ja auch das zufällige Ergebnis der hier in diesem Gebiete so hoch entwickelten Zimmermannskunst sein, die uns ja auch den einzigartigen Kehl balkendachstuhl des Ortenauer Schwarzwaldhauses schenkte. Räume zur Unterbringung der Erntevorräte braucht man überall, und der Obstbau mit seiner Weiter-

verarbeitung zu Most könnte schon frühzeitig zu besonders hervorgehobenen Sondergebäuden geführt haben. Allein schon die Verwendung dieses Speichers als Kleiderkasten mit kunstvollem Schloß und prächtig geschmiedetem Schlüssel, die Sorgfalt der Holzverbindungen, seine gelegentliche Verwendung als Schlafstätte der herangewachsenen Töchter verrät seine besondere Wertschätzung und gemahnt an das große Ansehen, das den Speichern im nord- und ostgermanischen Kulturkreis zukommt. Hierzu treten noch eine Reihe typisch nordgermanischer Züge, wie die überaus hohe Stelzung, die Vorkragung des eigentlichen Speichers mit Laubengang über den Sockel, alles Bauepflogenheiten, die besonders lebhaft an die hinausstrebenden Formen der nordischen Speicher und ihre vorgekragten, verschalten und umgehenden Laufgänge erinnern (Abb. 28). Die sorgfältigen Zinkungen der Kasten, die einen fugendichten Abschluß gewährleisten, stehen dagegen mit den kunstvollen Eckverbindungen im ostdeutschen Raum in keinem Zusammenhang. Sie finden sich überall bei uns und dürften ein weiteres Zeugnis der hochstehenden Handwerkstechnik des 16. und 17. Jahrhunderts sein. Dagegen dürfte die Hochschwelle dieser Speicher, die wir sonst an den Häusern Ortenauer Gepräges nicht beobachten, noch ein Rest uralter Bauepflogenheiten sein, der sich an diesen Speichern gehalten hat. Vereinzelt treffen wir auch speicherähnliche Gebäude in den Gehöften der Rheinebene. Doch dürfte hier die weitere bauliche Veredelung der Speicher durch das frühe Zusammenwachsen der mitgebrachten Vielhausanlage zur jetzigen Hofanlage verhindert worden sein.

So klar zunächst die ethnographische Herkunft nach diesem Befund auch erscheinen mag, so schwer fällt jedoch eine stammesgruppenmäßige Zuweisung nach einer gründlichen Betrachtung des Speicherwesens im Herzen des Hochschwarzwaldes. Wie schon eingangs erwähnt, waren auch die Heidenhöfe einst von baulich veredelten Speichern begleitet. Neben den bereits genannten Treppenspeichern findet sich noch eine zweite, wahrscheinlich ältere Form, der sich nach oben erweiternde, auf Pfählen oder Steinpfeilern stehende Kasten, wie ihn Skandinavien und die Alpenländer kennen.

Daneben zeigen die Übergangsräume zwischen dem Verbreitungsgebiet der Ortenauer Häuser und der Heidenhöfe jene so ungemein reizvollen Kapellenspeicher, die im Zuge des stärkeren Hervorhebens des Einbaugedankens vernachlässigt wurden und so heute nur noch in baulich bedenklichen, formal aber bemerkenswerten Formen von dem alten Ansehen dieser Einrichtungen zeugen (Abb. 29).

Diese erstaunliche Vielfalt von Speicherformen, vom einfachen, nur zur Aufbewahrung von landwirtschaftlichen Erzeugnissen dienenden Schup-

pen bis zum handwerklich hervorragend gestalteten Stockbau macht es unmöglich, die Geschichte und Entwicklung des Schwarzwälder Speicherwesens nur von einem Blickpunkt aus zu betrachten und zu übersehen. Die Unmöglichkeit, diese Bauten auf einen Nenner zu bringen, bestätigt eben die bereits aufgezeigte Übersichtung niederdeutscher mit ost- bzw. nordgermanischen Bauepflogenheiten. Im Kinzigtale, dieser Hauptverkehrsader der Ortenau, sind sich wohl die beiden Speicherformen in ihren Hochzeiten begegnet und vereinigten sich so zu einem neuen Antrieb, der bis ins 18. Jahrhundert hinein hier wirksam blieb.

Noch nicht beantwortet ist hiermit die Frage, ob diese ostgermanischen Bauepflogenheiten mit der Vielhofanlage von den Alemannen bereits mitgebracht oder durch ostgermanische, also wohl durch burgundische oder lombardische Zimmerleute aus den Gebieten des ehemaligen Burgund und der Schweiz in diesem Raum getragen worden sind. Die



Abb. 30. Ortenauer Schwarzwaldhaus. Rübenmichelhof/Oberharmerzbach.



Abb. 30a. Oberer Tiefenbacherhof. Schönwald.

In diesen Abbildungen (30 und 30a) sind die beiden Haustypen in ihrer eindringlichen Verschiedenheit noch einmal einander gegenübergestellt; die beiden Häuser sind um 1720 erbaut.

heutige Verteilung der ostgermanischen Lauben und ihre Reste scheinen für die letztere Annahme zu zeugen. Zur Vervollständigung des Bildes muß der Leser allerdings die Karte im Geiste durch das linke Rheinufer und das Oberelsaß, den Verbindungsweg nach Burgund, mit ihren Laubenhäusern ergänzen. Wenn wir das Verbreitungsgebiet so betrachten, glauben wir in Offenheim,

dem Dorfe mit den meisten Laubenhäusern und dem alten wichtigen Übergang über den Rhein, einen Strahlungsherd dieser Bauweise zu erkennen, dessen Wirkungsweise nach Norden, Süden und Westen vererbt, dessen Kreise aber Wellenschlägen gleich sich der alten Durchzugsstraße der Kinzig entlang weiter fortpflanzen. Dafür spricht auch die Pürschgerichtskarte der ehemaligen freien Reichsstadt Rottweil¹⁾, die in bildlicher Darstellung einer anderen alemannischen Landschaft das in diesen Zeilen entworfene Bild von der Entwicklung unserer Häuser in der Ortenau bekräftigen. Auf dieser Karte, die aus dem Jahre 1564 stammt, konnte der Verfasser nur an der Ostabdachung des Schwarzwaldes gegen das Kinzigtal Häuser mit laubenähnlichen Gebilden unter dem Halbwalme entdecken (auf dem Hardt und Tischneck). Doch kann der Schein trügen. Bei der Bedeutung des örtlichen Zimmermeisters für die Ausgestaltung des Hauses dürften wir auch in Ottenheim eine tüchtige Zimmermannsfamilie vermuten, deren Geschicklichkeit und Kunst sie „weit beriebt machte“, wie wir oft den Spannmeister, das ist der Zimmermeister, an unseren Häusern gelobt finden, und so zum Mitgestalter einer Kulturlandschaft erhob. Bruno Schier hat diesen Vorgang für eine andere Landschaft bewiesen. Das ganze Egerland mit seinen kunstvollen und so bodenständig wirkenden Fachwerkgehöften verdankt dieses die ganze Kulturlandschaft so charakterisierende Gesicht einer einzigen Zimmermannsfamilie, die zur typenbildenden Kraft für das Bauwesen dieses ganzen Landstriches wurde. Ein ähnlicher Vorgang wäre auch hier nicht ausgeschlossen²⁾.

Meines Erachtens jedoch wurden all diese ostgermanischen Bauernmerkmale von den einwandernden Alemannen schon mitgebracht. Einmal dürfte die unmittelbare Nachbarschaft der semnischen Alemannen mit den ostgermanischen Burgundern vor und während der Völkerwanderung dies möglich erscheinen lassen. Zum andern geht das Vorhallenhaus auf die steinzeitliche Dachhütte zurück, war also vor Zeiten Gemeingut aller Germanen, an dem eben die Alemannen wie an der Vielhausanlage festgehalten haben, während die westgermanischen Brüder, Sachsen und Franken, ihre westgermanischen Züge erst später entwickelt haben.

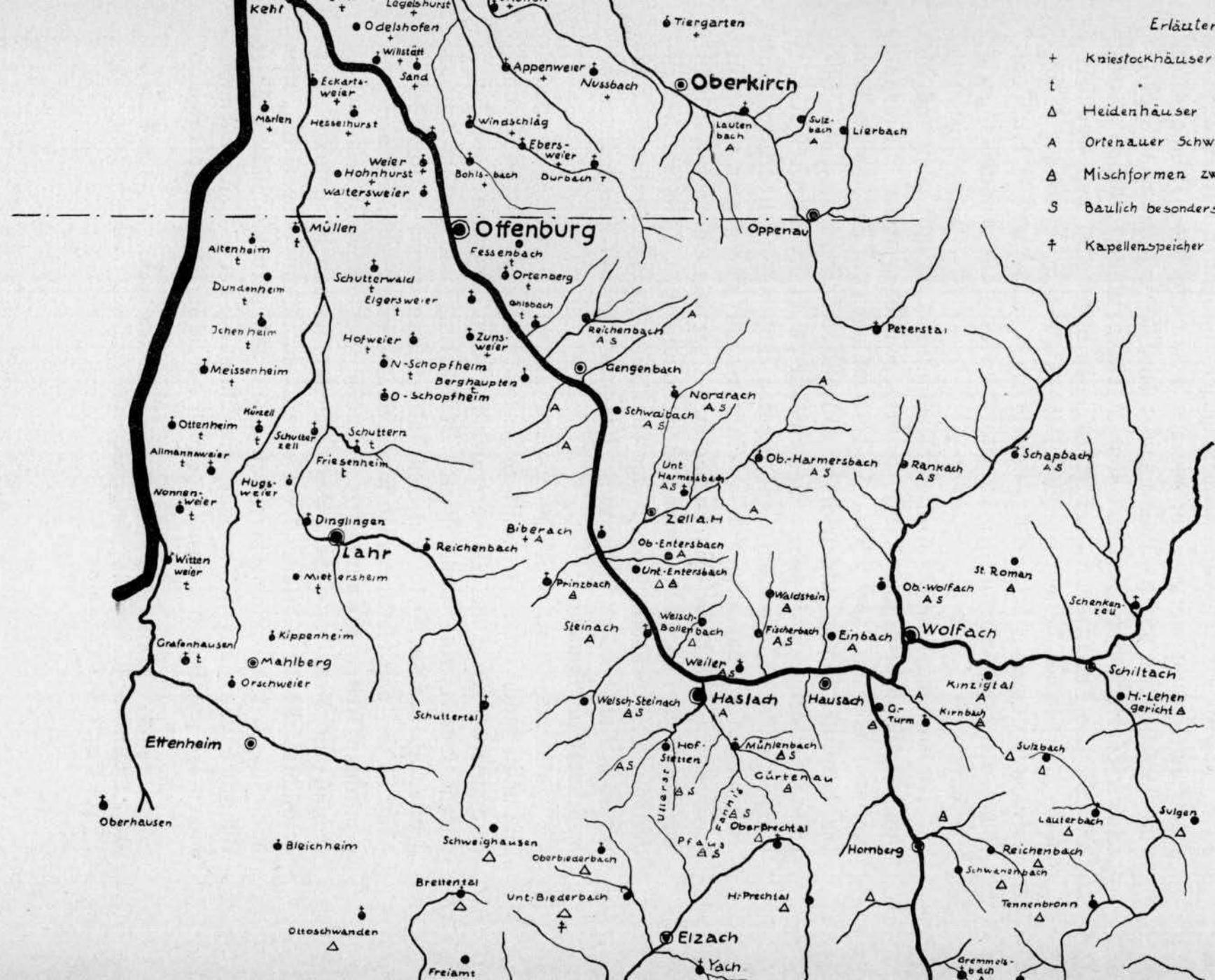
Endlich verbliebe auch die Möglichkeit einer Beeinflussung durch

¹⁾ Hölder, O., Die Pürschgerichtskarte der ehemaligen freien Reichsstadt Rottweil aus dem Jahre 1564. Stuttgart, Kohlhammer, 1936. Die Anregung, diese Karte für meine Untersuchungen auszuwerten, verdanke ich Herrn Dr. Dehne von der Universitätsbibliothek Freiburg i. Br.

²⁾ Schier, B., Vortrag anlässlich der Tagung der Mittelstelle Deutscher Bauernhof in Eger 1939.

Erläuterung

- + Kniestockhäuser
- t " " mit Laubenhäuser
- Δ Heidenhäuser
- A Ortenauer Schwarzwaldhäuser
- Δ Mischformen zwischen beiden
- S Baulich besonders hervorgehobene Speicher
- † Kapellenspeicher



Kehl
 Odelshofen
 Willstätt
 Eckartaweier
 Sand
 Marlen
 Hessehurst
 Appenweier
 Nussbach
 Tiergarten
 Oberkirch
 Lautenbach
 Sulzbach
 Lierbach
 Windschlag
 Ebersweier
 Bohlsbach
 Durbach
 Weier
 Hohnhurst
 Waltersweier
 Müllen
 Offenburg
 Fessenbach
 Ortenberg
 Oppenau
 Reichenbach
 Ansbach
 Zunsweier
 Reichenbach
 Peterstal
 Altenheim
 Dundenheim
 Jochenheim
 Meissenheim
 Hofweier
 N-Schopfheim
 Berghaupten
 O-Schopfheim
 Gengenbach
 Nordrach
 Schwaibach
 Ob-Harmersbach
 Rankach
 Schapbach
 Ottenheim
 Hünzell
 Schutterzell
 Schuttern
 Unt-Harmersbach
 Ob-Harmersbach
 Schapbach
 Allmannweier
 Nonnenweier
 Hugsweier
 Dinglingen
 Friesenheim
 Biberach
 Zell A.M.
 Ob-Entersbach
 Unt-Entersbach
 Nonnenweier
 Wittenweier
 Reichenbach
 Prinzbach
 Unt-Entersbach
 Waldstein
 Ob-Wolfach
 St. Roman
 Schenkental
 Grafenhausen
 Kippenheim
 Mahlberg
 Orschweier
 Schuttental
 Steinach
 Weisch-Bollenbach
 Fischerbach
 Einbach
 Wolfach
 Schiltach
 H. Lehen gericht
 Ettenheim
 Oberhausen
 Schuttental
 Weisch-Steinach
 Haslach
 Hausach
 G-Turm
 Kinzigtal
 Kirnbach
 Sulzbach
 Schuttental
 Bleichheim
 Schweighausen
 Oberbiederbach
 Hornberg
 Lauterbach
 Sulgen
 Breitenzal
 Unt-Biederbach
 H. Prechtal
 Reichenbach
 Schwanenbach
 Tennenbronn
 Otoschwanden
 Freiamt
 Eizach
 Kach
 Gremmelsbach

langobardische Bauweise aus den langobardischen Einflußgebieten im Wallis und in Graubünden über eine Einwanderung aus der Schweiz. Sie hat jedoch wenig Wahrscheinlichkeit für sich. Gerade die schönsten Kinzigtäler Speicher stammen aus den Zeiten vor dem Dreißigjährigen Krieg, in dessen Gefolge die Besiedlungsgeschichte einen stärkeren Zuzug von Schweizern vermerkt. Sehr dagegen spricht auch das Hohenhaus, das eine Parallellform unseres Heidenhauses darstellt, und das von schweizerischen Siedlern bzw. Zimmerleuten in diesen Raum gebracht wurde. Dieses Haus enthält keines der aufgezeigten ostgermanischen Baumerkmale, nicht einmal die von Hunziker¹⁾ als burgundisch bezeichnete Rauchabführung unseres Heidenhauses mittels eines Holzkastens in den Dachraum, als deren Übermittler ja gerade dieses Haus besonders geeignet wäre²⁾.

Für die Annahme einer alten alemannischen Mitgift zeugt auch die schon erwähnte Pürschgerichtskarte der ehemaligen freien Reichsstadt Rottweil. Auf ihr findet sich nur in Schwenningen ein Speicher in Form des nordischen Lofstes aufgezeichnet. Wir dürfen daher aus all dem Vorgetragenen den Schluß ziehen: Das Speichergebiet des mittleren Kinzigtales ist eine durch den oben aufgezeigten Umstand erhalten gebliebene Restzone, in der das mitgebrachte, einstmals über den ganzen alemannischen Raum verbreitete Gadenwesen weiter gepflegt wurde, während die Bewohner der übrigen alemannischen Landschaften gleich ihren westgermanischen Brüdern in den Folgezeiten dem Speicher baulich über das technisch Notwendige hinaus keine Beachtung schenkten und ihn immer mehr vernachlässigten.

Zusammengefaßt ergibt die Betrachtung der Verteilung der Hausmerkmale nach ihrer Herkunft folgendes Bild von der Besiedlungsgeschichte der Ortenau: Vor der alemannischen Besitzergreifung saß in diesem Gebiet eine romanisierte Bevölkerung mit keltischen Baugespflogenheiten und niederdeutschen Kulturspuren. Es wurde schon darauf hingewiesen, daß die niederdeutschen Baumerkmale auch mit den stark gemischten Kelten rheinaufwärts getragen sein können. Jeder weitere Schluß aus diesen baulichen Gegebenheiten sei den berufeneren Vorgeschichtsforschern überlassen. Diese voralemannische Bevölkerung blieb auch zur Zeit der Römerherrschaft sitzen und vervollkommnete unter römischen Anregungen ihr Haus, ein Vorgang, der sich auf allen Gebieten des praktischen Lebens abgespielt haben dürfte. Diese voraleman-

¹⁾ Hunziker, J., Das Schweizerhaus nach seinen landschaftlichen Formen und seiner geschichtlichen Entwicklung. Aarau, Sauerländer u. Co., 1914.

²⁾ Schilli, Das Heidenhaus.

nische Bevölkerung wurde so, wenn auch vielleicht nur äußerlich, romanisiert.

Bei der ersten Landnahme besetzten die Alemannen nur die geeigneten Siedlungsplätze in der Rheinebene und die Vorberge. Neben diesen alemannischen Siedlungen blieben die der voralemannischen Bevölkerung im Kinzigtal und seinen Nebentälern bestehen. Vielleicht wurden diese Bevölkerungsreste nicht nur aus den bereits geschilderten Gründen, sondern auch mit Rücksicht auf den von ihnen betriebenen Bergbau geschont. Es sei in diesem Zusammenhange auf die gewaltigen Halden im Prinzachtal hingewiesen, die bei den damaligen Abbauverhältnissen unmöglich in den wenigen Jahrhunderten der alemannischen Herrschaft bis zum Erliegen des Prinzbacher und Emersbacher Bergbaues angelegt sein können.

In einer zweiten Etappe erfolgte die Besiedlung des mittleren und hinteren Kinzigtales und seiner Nebentäler und abschließend das Erstiegen der Hochflächen des Schwarzwaldes. Die Besiedlung des Hochschwarzwaldes muß noch vor dem 13. Jahrhundert erfolgt sein, denn die neuen Siedler brachten in ihre junge Heimat noch das alte, von der voralemannischen Bevölkerung entwickelte Heidenhaus mit, während die Kinzigtäler Zimmerleute im 13. und 14. Jahrhundert unter dem Drucke der steigenden Bedürfnisse eines sich immer weiter entwickelnden Ackerbaues unter gleichzeitiger Anregung durch das inzwischen entstandene niederdeutsche Sparrendach und unter Zurückgreifen auf uralte Baugespflogenheiten, die in den Nebengebäuden weiter gepflegt worden waren, dazu übergingen, das voralemannische Haus zum Ortenauer Schwarzwaldhaus in der beschriebenen Weise umzugestalten. Dabei mag die gleichzeitig eindringende Gotik ihren Teil mit dazu beigetragen haben, die Walme zu verdrängen und den Giebel zum Prunkstück des Hauses zu machen. Das Sparrendach selbst, das diese Entwicklung eingeleitet hat, mußte dabei unwahrscheinlich rasch den Rhein heraufgewandert sein, so daß wir mit größerer Wahrscheinlichkeit mit Walter die Ansiedlung niederdeutscher Bauern in der Ortenau, die die Träger des neuen Baugedankens gewesen wären, nach dem Siege der Franken über die Alemannen annehmen dürfen.

H. Schilli.

Anhang zu der Geschichte des Kapuzinerklosters in B.-Baden („Ortenau“, 18. und 26. Heft).

Guardiane im Baden-Badener Kapuzinerkloster. 1631. P. Friedrich von Neckarhausen. 1646. P. Ambrosius von Altheim. Sein weltlicher Name war Rein. Er war Doktor der Theologie und Fiskal des Bischofs von Konstanz. Am 24. Juni 1633 trat er in den Orden ein und wurde von den Obern bald mit den wichtigsten Ämtern betraut, so schon 1640 mit dem eines Guardians zu Ravensburg, vier Jahre später nochmals, dann 1646 in Baden; von 1650—52 war er Superior des neugegründeten Klosters in Immenstadt, 1655 Guardian daselbst, 1658 Guardian und Definitor in Rottenburg, 1662 in Konstanz. Er starb am 21. Januar 1663 als Guardian, Definitor und Kustos zu Freiburg (s. Zierler, Das Kapuzinerkloster in Ravensburg, S. 38). 1671. P. Aurelius Friburgensis starb am 16. Oktober dieses Jahres als Guardian (P. Romuald a. a. O., S. 475). 1689. P. Philipp. Er war adligen Geschlechts derer von Liebenfels. Von ihm wird seine Nächstenliebe und seine Liebe zur Armut und Einsamkeit gerühmt. Er starb 1692. Er beschreibt in seinem Tagebuch die Plünderung der Stadt und des Klosters. 1693. P. Andreas, Capucinus ac Superior. 1702. P. Chrysogonus Bludentinus, 1671 in den Orden eingetreten, 1710 gestorben. 1713. P. Florinus ex Stein, war 1717 Guardian zu Freiburg, starb 1720. Von ihm wird seine Sprachenkenntnis gerühmt. 1717. P. Sabinus aus Freiburg, 1689—1721 im Orden. 1718. P. Udalricus, 1692 eingetreten. 1721. P. Henricus (Taufbuch Steinbach). 1722. P. Beda. 1725. P. Balthasar. 1736. P. Eulogius. 1738. P. Matthias von Meskirch. 1740. P. Leodegar. 1746. P. Georg Antonius. 1753. P. Hermenegild. 1758. P. Crispinianus. 1759. P. Adjutus. 1770. P. Othmar von Hornussen. 1771. P. Andreas von Rettich, gebürtig aus Marchtal, war 1770 eine Zeitlang, dann 1772, 1774 und 1778 Guardian. „P. Andreas war ein Mann von seltener Begabung und ganz vorzüglichen Eigenschaften. Aus adeliger Familie entsprossen (seine Eltern werden Praenobiles genannt), trat er am 21. Oktober 1742 zu Riedlingen in den Kapuzinerorden ein. 1748—1751 treffen wir ihn noch als Kleriker (Student) zu Konstanz. 1752 kam er als Lektor (Professor) nach Rheinfelden. Im Jahre 1764 war er Guardian zu Oberkirch. In diesem Jahre starben seine Eltern, die der Klosterbibliothek zu Oberkirch und zu Engen, wo sich sein Bruder P. Fidelis aufhielt, Bücher im Werte von je 200 fl. vermachten“. Von Oberkirch muß er gleich nach Baden-Baden versetzt worden sein; denn einer Notiz im G. L. A. zufolge war er sieben Jahre Beichtvater des letzten katholischen Markgrafen.¹⁾ „Er schrieb auch Regesten des Fürstlichen Hauses und, wie Mone weiß, 1771 die Schrift über den Tod des Markgrafen.“²⁾ Nach seinem Aufenthalte in Ravensburg, wohin er von Baden aus versetzt wurde, haben wir keine weiteren Nachrichten mehr von ihm. Er starb nach dem Nekrologium von Immenstadt am 9. Juni 1803 zu Markdorf. Richtiger wohl läßt ihn Mone zu Baden sterben. Bei seinem Tode übergab er, wie Mone berichtet, das kostbare Andenken, das er vom sterbenden Markgrafen erhalten hatte,

¹⁾ Nach Mone a. a. O. war er es nur 1769, was aber mit den Tatsachen nicht übereinstimmt; er selbst schreibt in seinem Buch über die Eucharistie, daß er mehrere Jahre Beichtvater des Markgrafen gewesen sei.

²⁾ Im G. L. A. befinden sich mehrere Schriften von einem P. Andreas Rettich über die Stellung der Katholiken in der Herrschaft Mahlberg.

dem Stiftsdekan Freiherrn Karl v. Harrant. — Auch literarisch war dieser Mann sehr tätig. 1771 erschien z. B. von ihm in Straßburg: „Kurzer aber gründlicher Beweis der wahren Gegenwart des Hochheiligen Fronleichnam's Jesu Christi“. Auch noch andere Druckwerke haben ihn zum Verfasser. Wertvoller aber sind seine Tagebücher, denen er selbst den Titel: „Armarium quodlibeticum“ gegeben hat. Sie bestanden aus 8 Bänden, von denen 7 der zu Bonn verstorbene Professor Birlinger in Händen hatte; diese Bände sind seit dessen Tod verschollen. Ob sie je wieder ans Tageslicht kommen werden? Diese Bände enthalten meist in lateinischer Sprache die interessantesten Aufzeichnungen aus Zeit- und Ordensgeschichte. Einiges wurde von P. Beck im Diözesan-Archiv für Schwaben (XVII, S. 80; XVIII, S. 23 ff.; XXVI, S. 60) und F. D. A. (X, S. 368) aus dem 8. Bande veröffentlicht. — Außerdem besaß das Kloster Ravensburg durch das Verdienst dieses Mannes, der ein vorzüglicher Zeichner und Dilettant im Kupferstechen war, „eine wertvolle große Sammlung von Porträtskupferstichen in etlichen 50 Folianten“. Waren Blätter in der Reihenfolge abgängig, so suchte sie P. Andreas mit eigenen Handzeichnungen nach dem Originale, die mit der Kühnheit eines Meisters hinschräftiert sind, zu ersetzen. Außerdem hatte er auch eine umfassende Naturaliensammlung zusammengebracht, die zu Beginn des Jahres 1780 in den Besitz des Klosters Salem kam¹⁾.

Interessant dürfte der freundschaftliche Verkehr dieses Kapuziners mit Markgraf Karl Friedrich sein. Es sind noch einige Briefe erhalten, die er an den Markgrafen schrieb. So richtete er am 23. Oktober 1779 an ihn von Ravensburg aus ein Dankschreiben für alle Wohltaten, die ihm in so reichlichem Maße von ihm zugeflossen seien. Am 2. Juni 1780 meldet er dem Markgrafen, daß er jetzt in Ravensburg angekommen sei, nachdem er zuvor in Ulm krank gelegen; der hochfürstliche Rat v. Gayling habe durch den Hofrat und Medikus Hennenhofer seine Pflege besorgen lassen, so „daß ich nach 4 Tagen ausgehen, an der Tafel der hochfürstlich badischen Gesandtschaft speisen und am folgenden Tage meine Reise nach Viberach fortsetzen konnte...“ Karl Friedrich wünschte, daß P. Andreas wieder nach Baden versetzt würde. Dieses wurde aber auf dem am 22. September 1780 zu Konstanz gehaltenen Kapitel nicht zugestanden. Der General habe ihn nicht gut nach Baden versetzen können, man möge ihn entschuldigen, so schreibt er am 8. Oktober. P. General ließe durch ihn für alle Gnadenerweise seinen Dank aussprechen. Auf diesen Brief läßt der Markgraf antworten, er bedaure es, daß er (P. Andreas) nicht nach Baden versetzt worden sei; er werde den Pater immer in gutem Andenken bewahren.

1776. P. Georg von Rottweil. 1779. P. Adrianus. 1783. P. Fernandus. 1788. P. Fintan von Engen. 1792. P. Anton Thiergärtner von Baden. 1805. P. Raymondus.

Aus Baden-Baden stammende Kapuziner. Diese Liste beansprucht keineswegs Vollständigkeit. Sie ist zusammengestellt aus der bei P. Romuald angeführten Liste derer, die in den Orden eingetreten bzw. als dessen Mitglieder gestorben sind.

P. Modestus CC. (Concionator et Confessor, Prediger und Beichtvater), 1704 gestorben. P. Wilhelmus Badensis Conf., gestorben 1724. Er, ein Vorbild in der Beobachtung der Regel, begleitete das Amt eines Beichtvaters, Guardians und Novizenmeisters; freiwillig legte er diese Ämter nieder. Die Markgräfin (Augusta Sibylla) wählte ihn zu ihrem Beichtvater, welches Amt er mehrere Jahre bis zu seinem Tode ausübte. Sie kam zu ihm (um ihre Beichte zu machen) in die „von dem morschen Zustand übelriechende Zelle“ und berührte zum Beweis ihrer Reue „die von Schmutz starrenden Tücher“, mit denen man den Kranken die eifernden Wunden verbunden hatte. In des Paters letzter Krankheit pflegte sie ihn und

¹⁾ Zierler, a. a. O., S. 207 ff.

versorgte ihn mit dem Nötigsten und suchte so zu vergelten, was er ihrer Seele Gutes getan. Dieses seine letzte Krankheit ertrug er mit der größten Geduld. P. Alanus Badensis, gestorben 1727.

In den Orden traten als Kleriker folgende ein: 1713 F. Felig. — 1715 F. Alanus. — 1716 F. Landelinus. — 1718 F. Liborius. — 1718 F. Guido. — 1730 FF. Donatianus und Flavianus. — 1734 F. Celsus. —

Franz Xaver Lenz.

Kleinere Mitteilungen.

Der Gründer der Pfarrei Durbach. (Übersetzung einer noch nicht veröffentlichten Urkunde.) Das Totenbuch Durbach vom Jahre 1666 bringt über die Bestattung des Gründers der Pfarrei Durbach, Baron Wilhelm v. Orselar, folgenden anschaulichen Eintrag im lateinischen Urtext. Wir lassen eine wortgetreue deutsche Übersetzung folgen.

Am 18. Juni im Jahre des Heiles 1666 ist trotz seiner hohen Abkunft in die Reihe der Toten eingegliedert worden:

Der erlauchte und hochedle Herr Wilhelm Hermann von Orselar des hl. römischen Reiches Freiherr, Kammerherr des erlauchten Fürsten und Markgrafen Wilhelm von Baden, Herr auf Staufenberg, Stifter, Patronatsherr und Verleiher der Pfarrei Durbach im Alter von etwa 38 Jahren. Er war der lateinischen, italienischen und französischen Sprache außer der deutschen ziemlich mächtig (Orselar war von Geburt Holländer), von hervorragend großer Gestalt, doch unverheirateten Standes. Am 25. Juni des Jahres 1666 wurde die Leiche des obengenannten hohen Herrn von der Burg Staufenberg herabgetragen und hier in unserer Pfarrkirche beigesetzt unter einer riesigen Beteiligung des Volkes.

Von geistlicher Seite waren zugegen: der hochw. P. Anastasius, Abt des Klosters Allerheiligen, mein hochw. Vorgesetzter, dem ich Gehorsam schuldig bin; der hochw. und sehr verehrte Magister Adam Hefner, Rektor in Offenburg; der hochw. P. Severin, Guardian der Franziskaner mit Genossen, die hochw. P. Valerian und Apollonius von den Vätern der Kapuziner in Offenburg; der hochw. P. Godofried Kistner, Kanonikus der Prämonstratenser von Allerheiligen; der hochw. P. Friedrich Lang, Kanonikus der Prämonstratenser und Pfarrer von Ebersweier; der hochw. P. Adalbert Raufcher, Kanonikus der Prämonstratenser und Pfarrer von Rusbach; der hochw. P. Bernhard Fabri, Kanonikus der Prämonstratenser und Pfarrer von Appenweyer. Anwesend war auch ich, P. Albert Schleck, des obengenannten Herrn Barons sel. Angedenkens unwürdiger Hofkaplan und Pfarrer von Durbach aus dem Konvent von Allerheiligen und habe außerdem von der Kanzel der Kirche aus eine Trauerpredigt gehalten.

Aus den weltlichen Ständen waren vertreten: der weitberühmte und hochedle Herr N. v. Beckendorf, Verwandter des verewigten Barons, des erlauchten fürstl. Markgrafen v. Baden Geheimer Rat usw. zusammen mit seiner Gemahlin der hochedlen Elisabeth Dorothea, der Schwester des verbliebenen Barons; der edle und wohlgeborene Junker Friedrich v. Beckendorf; der hochadelige Herr Karl v. Neveu de la Folie, Grundherr in der Ortenau, Herr in Windschleeg, Verwandter des obigen Herrn Barons seligen Angedenkens. (Das Stammhaus derer von Neveu ist Blois an d. Loire d. E.) Der hochedle Wilhelm Hermann v. Neuenstein, Grundherr der Herr-

schaft Oberkirch, zusammen mit seiner Gemahlin Elisabeth aus dem Geschlecht der Edlen von Ambringen; der hochadelige N. v. Harde aus der Ritterschaft von Offen- burg mit seiner Gemahlin. Der hochedle Herr Philipp Hannibal v. Schauenburg aus dem Ritterstand von Oberkirch. Vom Offenburger Senat waren zugegen zwei Mit- glieder, ebenso einige aus dem Oberkircher Senat mit dem Schultheißen an der Spitze, Herrn Abraham Goll. Ferner war dabei der ehrenwerte Joh. Karl Grünlinger, Amt- mann der Staufenberger Herrschaft und Zeremonienmeister bei der Bestattung, der außerdem nach Beendigung der kirchlichen Feier außerhalb des Kirchhofes in einer Ansprache allem Volk öffentlich Dank sagte für die Teilnahme am Leichenbegräbniß.

Die noch übrigen Teilnehmer setze ich voraus und übergehe sie, ohne ihren Na- men zu nennen, und mit ihnen allen bete und wünsche ich, daß der allgütige Gott der Seele des verbliebenen Herrn Barons die ewige Ruhe schenke und mich mit ihm zur ewigen Seligkeit vereinige.

Pater Albert Schleck, Parochus (Pfarrer).

Karl Lehn.

Der Stand der Pfarrei Gengenbach und der Schulen in derselben im Jahre 1811. Darüber berichtete der damalige Pfarrer Franz Joseph Isenmann auf Anfrage an seinen Bischof das Nachfolgende: „Die Pfarrei hat $4\frac{1}{2}$ Stunden im Durchmesser und besteht aus der Stadt und 3 Vorstädten, deren Seelenzahl sich auf 2045 mit 180 Schulkindern beläuft; dann aus 4 Vogteien, nämlich: a) Ohlsbach, wo das erste Haus 1 Stunde vom Pfarrhose und das letzte $2\frac{1}{2}$ Stunden entfernt ist, deren Seelenzahl sich auf 597 und 114 Schulinder beläuft. b) Reichenbach, wo das erste Haus $\frac{1}{2}$ Stunde vom Pfarrhause entfernt ist und das letzte $2\frac{1}{2}$ Stunden, deren Seelen- zahl sich auf 814 und die der Schulinder in 2 Schulen, nämlich in Reichenbach und im Haiger, auf 134 beläuft. c) Danfersbach, wo das erste Haus $\frac{1}{4}$ Stunde und das letzte $1\frac{1}{2}$ Stunden vom Pfarrhause entfernt ist; Seelenzahl: 428, Schulinder in den 2 Schulen in Danfersbach und im Schimbert: 86. d) Bermersbach, wo das nächste Haus $\frac{1}{2}$ Stunde, das letzte $1\frac{1}{4}$ Stunden vom Pfarrhause entfernt ist. Seelenzahl: 611, Schulinder 93 in drei Schulen. Jede Vogtei hat ihren Namen vom Hauptorte, wozu noch mehrere Täler und Zinken gehören; so gehören zu Ohlsbach: Hinterohlsbach, Viechen, Ebersweyer und Schluch, zu Reichenbach: die Täler Schwärzenbach, Son- dersbach, Mittelbach, Binzmatt, Haiger und Pfaffenbach; zu Danfersbach: die Täler Hittersbach, Schwaibach, Bergach und Schimbert; zur Vogtei Bermersbach: Stroh- bach, Fußbach und Wingerbach. Nach dieser richtigen Beschreibung besteht die Pfarrei aus 17 Tälern und 4 Zinken mit der Stadt und 3 Vororten, die Seelenzahl zusammen: 4509, Schulinder: 607.

Auf diese Kolozppfarrei, nach der Dotierung von 1807, sind 4 Hilfspriester be- stellt, die für die weitstichtige Pfarrei und 9 Schulen kaum zureichen. Zur Zeit des Klosters waren gleichsam alle Religiösen (= Priester im Kloster) Kapläne und wurden in allem vom Kloster versorgt. Die jetzigen erhalten Kost, Holz, Licht, Wäsche nebst 400 Gulden vom Pfarrer. — Der Kirchenfonds besteht nach Angabe des Oberbürgermeisters Wolf in 30142 Gulden; er hatte 1810 eine Ausgabe von 2120 Gulden.

Die einzige Stadtschule ist hinlänglich dotiert (= ausgestattet), weil sie vor 70 Jahren die einzige in der Pfarrei war; sie ist mit einem guten Lehrer ver- sehen; nur ist die Schule etwas zu klein. Der Lehrer bekam ehemals von der Abtei 15 Malter Kernen und 27 Ohm Wein und 82 Gulden Geld. (Dazu hatte er freie Kost und Wohnung im Kloster, bei Aufhebung des Klosters gab ihm der bad. Staat für diese Verpflegung nur noch 52 Gulden jährlich). Die übrigen 8 Schulen sind nicht dotiert, sondern die Lehrer sind von den Gemeinden gedungen um einen so geringen Lohn, daß sie davon gar nicht leben können, weswegen auch keine geprüften Lehrer dafür bekommen werden können. Der Lehrer in Ohlsbach hat in allem 86 Gulden und eine zahlreiche Familie; das Schulhaus ist mittelmäßig (die Wohnung hatten da-

zu alle frei!). Im Reichenbach ist ein geprüfter Lehrer; er hat von der Gemeinde 115 Gulden und 15 Gulden vom St. Erhardsfonds. Das Schulhaus kann jeden Tag zusammenfallen. Im Haiger ist ein alter Mann; er bekommt von der Gemeinde 27 Gulden und vom St. Erhardsfonds 15 fl. Das Haus ist unterstützt, sonst wäre es schon zusammengefallen. Für Danterbach ist ein geprüfter Lehrer; er hat von der Gemeinde 128 Gulden und 15 vom St. Erhardsfonds. Das Schulhaus ist viel zu klein, könnte aber leicht vergrößert werden. Im Schimbert ist ein guter, aber etwas fauber Lehrer; er hat von der Gemeinde 55 Gulden und aus dem St. Erhardsfonds 10. Das Haus ist so klein, daß die Schulfrau in der Schule Kindbetten muß; wollte der Schweinehirte aus demselben vertrieben werden, so wäre dem Übel abgeholfen. In Fußbach ist ein Lehrer nach seinem Lohne; er hat von der Gemeinde 22 Gulden und 15 vom St. Erhardsfonds; er teilt das Häuslein mit dem Schweinehirten. In Strohbach ist ein braver Korporal (Unteroffizier) Lehrer, er hat von der Gemeinde 46 Gulden und vom St. Erhardsfonds 15; sein Schulhäuslein muß er mit dem Schweinehirten teilen. In Bernersbach ist ein fleißiger Lehrer; er hat 25 Gulden von der Gemeinde und 15 vom St. Erhardsfonds und den Wandertisch (d. h. er wandert von einem Bauern zum andern zum Essen). Die Schulstube ist gut, solange der Lehrer nicht darin wohnen muß. Alle obgedachten Lehrer haben ferner noch je 3 Klafter Holz von ihrer Gemeinde.

So notwendig und so gut auch der Zweck dieser Schulen war, so hart muß es den Lehrern fallen, wenn sie nach geendeter Schule nicht wissen, woher sie zu essen bekommen werden; denn daß diese meistens aus dem für sie ausgeworfenen Gehalte nicht leben können, wird jedermann einsehen, und kein geprüfter würde dahin gehen. Die Bauern pflanzen jetzt ihre Felder selbst an, um etwas daraus zu ziehen. Den Gemeinden würde es auch äußerst hart fallen, wenn man ihnen noch mehr aufbürden wollte, da die mehrsten Bürger verarmt und mit Schulden beladen sind. Höchstens das Schulhaus zu verbessern und zu unterhalten, könnten die Gemeinden noch tragen. Zum Unterhalte der Lehrer sollte aber eine andere Quelle eröffnet werden. Wäre es nicht möglich, aus der Weinkaufskasse für selbe etwas zu entbehren? Oder aus dem St. Erhardsfonds, der eine fromme Stiftung für hiesige Pfarrei ist? (Der Erhardsfonds rührt her von der Stiftung, die der in Gengenbach geborene, aber in Offenburg wohnhafte Berthold Huther im Jahre 1469 gemacht hat. Das Erträgnis sollte dienen, um einen Priester in der Stadt anzustellen; da das ganz selten geschah, wuchs das Kapital an und wurde dann für alle möglichen Armen- und namentlich für Schulzwecke verwendet. Seine Verwaltung lag lt. Stiftung ausschließlich in den Händen des „hochweisen Rates“ von Gengenbach). Wer etwas dazu beitragen kann, daß die armen Lehrer verbessert und in Zukunft mit rechtschaffenen Männern können besetzt werden, den bitte ich um der Barmherzigkeit Gottes willen zu tun, was möglich ist, weil ich das Elend oft nicht ansehen kann.

Gengenbach, den 16ten Juli 1811.

Jfenmann, Dekan.“

Dekan Jfenmann, der übrigens in die Verwandtschaft des Gengenbacher Komponisten gehören dürfte, kämpfte auch von der Kanzel für einen regelmäßigen Besuch der Schulen. Immer und immer wieder setzte er den Eltern Himmel und Hölle vor Augen, um ihnen die Pflicht einer besseren Erziehung ihrer Kinder und der Hirtenbuben, die meist aus andern Pfarreien stammten, einzuschärfen. Zweieinhalb Jahre nach Abfassung des vorstehenden Briefes war er bereits tot. Ein Eintrag aus jener Zeit besagt: „Er starb, 40 Jahre alt, zu Gengenbach, den 21. Januar 1814, als Opfer der Liebe bei einer wütenden Krankheit (Typhus), indem er nach dem Tode des österreich. Feldcaplans Jakob Woswadschill die mit 800 kranken Soldaten (meist Bayern und Russen) angefüllten Lazarett im Kloster, dem Spital und einigen großen Privathäusern besuchte“.

Aug. Kast.

Die Auflösung des Offenburger Kapuzinerklosters. Zu den badischen Klöstern, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts im Zuge der Säkularisierung aufgehoben wurden, gehörte auch das Offenburger Kapuzinerkloster. Das Gebäude, dessen Kreuzgang nach der Restaurierung im vorletzten Sommer wieder ein malerisches und anheimelndes Bild bietet, ist das einzige Haus, das die Zerstörung der Stadt durch die Franzosen (9. Sept. 1689) überdauert hat.

Obwohl das Direktorium des Kinzigkreises gemäß dem Erlaß des Innenministeriums schon lange die Auflösung des Klosters verfügt hatte, bemühte sich die Bürgerschaft wiederholt um dessen Erhaltung. Aber es half nichts. Die Regierung vertröstete sie auf die Verlegung des Ottersweierer Frauen-Instituts nach Offenburg. Dieses siedelte auch nach Offenburg über, aber in das Franziskanerkloster. Und das Gymnasium, welches in diesem geräumigen Bau untergebracht war, mußte in das kleine Kapuzinerkloster umziehen.

Die letzten Klosterinsassen waren der Guardian P. Marquard, Pater Maurus, 2 Laienbrüder und 3 Knechte. Da sie vorläufig in keinem anderen Kloster unterkommen konnten, sollte sie die Stadt wenigstens vorübergehend im St.-Andreas-Hospital beherbergen. Aber hier waren sie auch nicht willkommen. Der Rat sträubte sich; denn der Spitalfonds war durch die lange Kriegszeit sehr geschwächt. Schließlich entschlossen sich der Rat und das Oberpflegamt in einer Sitzung am 14. Juli 1820, die beiden Patres und den 78jährigen Bruder im Hospital aufzunehmen, und wiesen dem Guardian zwei Zimmer und dem anderen Pater und dem Bruder je ein Zimmer an. Die nötigen Möbel, Bett- und Leibwäsche, die jeder Pfründner selbst stellen mußte, sollten ihnen aus den Klöstereffekten überlassen werden. Die Ordensstracht mußten sie ablegen; dafür erhielten sie zusammen eine Kleidervergütung von 75 fl. Verköstigt wurden sie am Oberpfründnertisch; ferner bekamen die beiden Patres zu jeder Mahlzeit je eine „Bouteille“ und der Bruder einen Schoppen Wein. Kosten für ärztliche Behandlung und Heilmittel sollten auf die Rechnung des Armenhauses gesetzt werden. Der jüngere Bruder wurde vom Oberkircher Kapuzinerkloster übernommen; bei seiner Abreise erhielt er 5 fl. 30 kr. Reise-geld. Die drei Hausknechte wurden entlassen und mit einem Jahreslohn abgefunden (zusammen 130 fl.).

Am 14. August konnte der Oberamtsrevisor dem Kinzigkreisdirektorium die Räumung des Gebäudes melden. Dem Bericht fügte er hinzu, daß die Klosterinsassen „sich in gereizter Stimmung gegen die Prozedur der Kommission befunden und auch nicht eine Hand der wiederholt erteilten Aufforderung zur Aushilfe geboten“ hätten. U. a. weigerte sich der Guardian, ein Messgewand herauszugeben, das der Fürstbischof von Basel den Kapuzinern geschenkt habe.

Die beiden Patres und der alte Bruder waren im St.-Andreas-Hospital gut aufgehoben. Aber die Hospital-Schaffnei ließ deutlich merken, daß die „3 Kapuziner-Individuen dem Spital sehr zur Last seien“. Am 6. Februar 1821 ver setzte sie die kath. Kirchensektion des Innenministeriums in das Kapuzinerkloster Oberkirch. Der Guardian wehrte sich ohne Erfolg. Die Reisekosten mußte das St.-Andreas-Hospital vorschießen, da „dessen ökonomischer Vorteil hierdurch befördert“ wurde.

Die Liquidierung des Klostervermögens war Ende März 1821 abgeschlossen. Wertvollere Möbelstücke scheinen nicht vorhanden gewesen zu sein. Denn die Einrichtung der Zellen wird als „kümmerlich“ bezeichnet. Außer den Möbeln, Paramenten und Büchern waren Lebensmittelvorräte vorhanden: Früchte, Weizen, Öl, Schmalz, Mehl, ein Mastschwein, gegen 200 Ohm Weißwein, ferner 19 Pfund Wachs und Brennholz. Sie wurden kurz nach der Räumung versteigert. Der Wein brachte einen Erlös von 1710 fl., die Fässer 477 fl., die Möbel 1071 fl. Die Bücher, Paramente und Geräte wurden dem Gymnasiumsfonds zum Preis von 728 fl. überlassen. Der Gesamtwert der Fahrnisse belief sich auf 4103 fl. Den Klostergarten pachtete der Chirurgus und Badischhofwirt Sohler auf dem Steigerungswege zum

„unerwartet hohen“ Jahrespreis von 116 fl. Das Klostergebäude befand sich in einem schlechten Zustand. Eine gründliche Renovierung war notwendig. Bis zum „Einzug der Professoren“ wurde das Haus von einem Polizeidiener überwacht, der darin Wohnung nahm. Im April 1822 zog das Gymnasium in sein neues Heim ein.

Otto Kähni.

Der „**Bolisbock**“ von Münchweier. Nach dem Bericht älterer Leute wurde in Münchweier der „Samiklaus“ in früherer Zeit stets von einem unheimlichen Gesellen begleitet: dem „**Bolisbock**“ oder „**Schoplisbock**“. Es war dies eine Teufelsgestalt mit Hörnern. Ähnliches Brauchtum hat sich bis zum heutigen Tag zu Steinach im Kinzigtal erhalten. Dort werden die zwei bärtigen Bischöfe vom „**Ruppelz**“ und dem phantastischen Klausenpicker, der einen Pferdekopf trägt, begleitet. Den Namen „**Bolisbock**“ aber kennt man in Steinach nicht. Blättert man aber im 4. Heft des Jahrgangs 1939 der Vierteljahrschrift „**Deutsche Volkskunde**“ (Hoheneichen-Verlag, München), so findet man dort unter den zahlreichen interessanten Abbildungen zum Aufsatz „**Der Ruprecht oder Pelznickel im Weihnachtsbrauchtum**“ von Friedrich Rehm-Berlin eine solche, die betitelt ist „**Der Bolleschbock**“. Dabei steht der Text: „**Der Bolleschbock** gehört zu einer Gruppe pferde- oder bockartiger Gestalten, die um den 6. Dezember oder am letzten Donnerstag vor Weihnachten in den Dörfern des Odenwalds erscheinen“. Es ist kein Zweifel, daß die Gestalten von Münchweier und vom Odenwald identisch sind. Wir haben es hier mit einem charakteristischen Begleiter des Pelznickels oder Ruprechts zu tun, wie der Nikolaus vielerorts heißt. Nikolaus ist der Wotan unserer Vorfahren. In Thüringen heißt er heute „**Wude Nikolaus**“; er trägt dort den germanischen und christlichen Namen zugleich. Der „**Bolisbock**“ von Münchweier, Ruprechts Begleiter, ist eine Erinnerung aus unserer germanischen Frühzeit, so gut wie der „**Bolleschbock**“ des Odenwalds oder Klausenpicker von Steinach.

Emil Baader.

Bücherbesprechungen.

Oskar Kohler, **Die Mauer am Fluß**. Eine halbwegs geschichtliche Erzählung aus der Ortenau. Druck von M. Schauenburg, Lahr (Baden), 1938. 178 Seiten. 8°.

Wir freuen uns, hier eine „halbwegs geschichtliche Erzählung aus der Ortenau“ anzeigen zu können, die im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts, das so bedeutsame Ereignisse wie die Reformation und den Bauernkrieg brachte, sich abspielt und zeitwie kulturgeschichtliches Interesse der zahlreichen Leser dieser Zeitschrift beanspruchen darf. Nicht so sehr die religiöse Bewegung als die auch die Gegend um Lahr, Friesenheim und Schuttern in Erregung setzende Bauernerhebung steht mit Hans Lehmann, dem Helden der Geschichte, im zweiten Teil im Brennpunkt der Erzählung. Eine Einteilung in Kapitel wäre wohl für manche Leser von Vorteil. Möchten recht viele Ortenauer zu diesem ansprechenden Büchlein greifen, das für den Verfasser ein gutes Zeugnis ablegt.

O. Viehler.

Hermine Maierheuser, **Bärbel von Ottenheim**. Roman vom Oberrhein. 305 Seiten. Steuben-Verlag Paul G. Esser, Berlin, 1939. Leinenband 5,80 RM.

Immer wieder bannt die Gestalt der „**Bärbel von Ottenheim**“ die Künstler. Otto Flake schenkte uns einen „historischen Bericht“ über „**Schön-Bärbel**“, Hermann Eris Busse gestaltete das Schicksal der „**Tollen Bärbel**“ in einer straffen, fastigen

Kurzgeschichte. In den Mittelpunkt eines großen oberrheinischen Romans, der reich ist an sprühendem, farbigem Leben, der von Anfang bis zum Ende fesselt, stellt die badische Dichterin Hermine Maierheuser dieses Frauenwesen, das Nikolaus Gerhart von Leyden vor bald 500 Jahren so meisterhaft modellierte. Nicht mit Unrecht hat man die Bärbel-Büste die „deutsche Mona Lisa“ genannt. Das unergründliche Lächeln ist es, das uns an Bärbel immer wieder fesselt. Hermine Maierheusers Roman ist eine große Deutung dieses Lächelns. Man erkennt: diese Bärbel war ein fast mythisches Natur- und Zauberwesen. Allzu wenig wußten wir bisher von dieser Frau, die vor ein Hexengericht gestellt werden sollte, als Graf Jakob gestorben war. O, die Dichter lehren uns die Gestalten der Geschichte tiefer und anders schauen! Wir danken der Dichterin für dieses Buch, das ein Höhepunkt in ihrem bisherigen Schaffen darstellt.

Emil Baader.

Palaestra 218, Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie, herausgegeben von Alois Brandl, Julius Petersen und Arthur Hübner. Grimms Haus und seine Verleger, Untersuchungen über die Chronologie seiner Schriften und den Echtheitscharakter der frühen Ausgaben von Manfred Koschlig. Akademische Verlagsgesellschaft m. b. H., Leipzig, 1939.

Der Verfasser erstrebt mit diesem Werk, die Abfassungs- und Erscheinungszeiten der einzelnen Schriften Grimms zu bestimmen, die Ausgabenverhältnisse in sprachlicher und verlegerischer Hinsicht zu klären und den äußeren Umfang des Grimmschen Werkes abzugrenzen.

A. Staedele.

J. H. Scholte, Grimms Haus und das Barock. Festschrift für Julius Petersen, Leipzig, 1938.

Zum „urwüchsigen“ Simplicissimus wurde aus Gründen des Absatzes der sogenannte „Schulmeister“-Simplicissimus geschaffen, und der Renscher Schultheiß schenkte der Leserschaft den „Barock“-Simplicissimus, um dem Geschmack seiner Leser entgegenzukommen. Der Volkschriftsteller suchte seinen Volksroman durch die Schnörkel des Barocks zu verschönern.

A. Staedele.

Das Dorfsippenbuch Grafenhausen. Herausgeber und Bearbeiter: Verein für bäuerliche Sippenkunde und bäuerliches Wappenwesen e. V., dem Reichsnährstand angegliedert. Blut- und Boden-Verlag, Reichsbauernstadt Goslar.

Die Verkartung der Kirchenbücher und der Standesamtsregister, sowie die Anlage des Familienbuches als Grundlage für das Dorfsippenbuch erfolgte in der Landesbauernschaft Baden durch Albert Köbele aus Grafenhausen. Die Gemeinde hat den Abschluß dieser Arbeit tatkräftig unterstützt.

Vorliegendes Dorfsippenbuch bildet den dritten badischen Band, Buch 1 im Landkreis Lahr, 20. Buch der gesamten Schriftenreihe „Die Ahnen des deutschen Volkes“. Es enthält eine Zusammenstellung aller Personen, die in einem Zeitraum von 250 Jahren in Grafenhausen gelebt haben und durch schriftliche Quellen belegt werden können. Über Grafenhausen selbst erfahren wir etwa das Folgende:

Das Dorf Grafenhausen ist eine verhältnismäßig späte Siedlung. Von dem „Hof zum Graben“, einem fränkischen Königshof, erfolgte die Zurückdrängung des Wassers und die allmähliche Austrocknung der Niederung. Daß durch Rodung schon weithin nutzbares Acker- und Weideland gewonnen war, beweisen bereits im 15. und 16. Jahrhundert die vielen Flurnamen in den Zinsbüchern und Lebensregistern des Klosters Effenheimmünster und des bischöflichen Amtmannes von Straßburg. Dreißigjähriger Krieg und die Raubkriege Ludwigs XIV. brachten für

Grafenhausen viel Unglück. 1803 wurde das bischöfliche Oberamt Ettenheim und damit unser Dorf badisch. 14 Söhne der Gemeinde gehörten zu den badischen Truppen, die für Napoleon kämpfen mußten. An der Auswanderung des 19. Jahrhunderts hatte auch Grafenhausen starken Anteil. Die erste Welle erfolgte nach den Hungerjahren 1817 und 1819. Von 1831 bis 1834 sind 14 Familien mit 80 Köpfen weggezogen. Im Jahre 1852 verließen 47 Personen die Heimat mit Staatserlaubnis, dazu kamen alle die, welche heimlich unter Hinterlassung von Schulden über das große Wasser gingen. Die Gemarkung war zu klein geworden, die Feldflur war zwar durch Rodung von Wald noch einmal erweitert worden, Feldbereinigung und Wiesenregulierung förderten die Entwicklung der Landwirtschaft, von 1810 an kam der Tabakbau auf, und bald entstanden Tabakfabriken und boten neue Verdienstmöglichkeiten. Heute hat Grafenhausen etwas über 1400 Einwohner, die zum größeren Teil von der Landwirtschaft und zum geringeren Teil von der Industrie im Dorf und in seiner Umgebung leben. 56 Teilnehmer am Weltkrieg haben ihr Leben für das Vaterland dahingegeben.

Nach einer Anleitung für die Benutzung des Dorfsippenbuches läßt der Bearbeiter nun alle an uns vorüberziehen, die einst in Grafenhausen lebten, wirkten und starben. Wir können feststellen ein Kommen und Gehen von Menschen und Geschlechtern, ein längeres oder kürzeres Verweilen des einen und anderen Geschlechtes, eine Verästelung und Verzweigung in alle möglichen Geschlechter hinein, aber auch ein erstaunliches Verharren mancher Geschlechter auf Jahrhunderte hinaus. Die Zuwanderung erfolgte meist aus der nächsten Umgebung, die Abwanderung erfolgte wohl auch in die nächste Umgebung, manche wanderten nach Straßburg, Lyon und nach Paris. Wenn einmal die Sippenbücher der Dörfer der Umgebung geschrieben sind, bekommen wir erst ein genaueres Bild von der Abwanderung und von dem Hin und Her der Geschlechter benachbarter Dörfer. Denken wir an die geschichtlichen Ereignisse und stellen wir diese Menschen, die uns hier entgegneten, mitten in sie hinein, so werden Geschichte und Menschen lebendig und erzählen uns von Freud und Leid, Arbeiten und Ruhen, Scherz und Ernst, Krieg und Frieden, Freundschaft und Feindschaft, Wohl und Wehe. Dazu sei eines herausgegriffen. Uneheliche Kinder der Jahre 1793—1797 haben zum Vater einen Soldaten, da heißt es neben dem Vaternamen: Soldat aus Böhmen, aus Ungarn, unter Conde, unter Mirabeau, unter Erzherzog Ferdinand, kaiserlicher Soldat. Einige Soldaten sind auch zu dieser Zeit in Grafenhausen gestorben. Ein Verzeichnis aller Familiennamen und Orte mit Angabe der Familiennummer erleichtert den Gebrauch des Werkes, das mit Recht auf viele Abnehmer hoffen darf.

A. Staedele.

Franz Ell, Renchen im Wandel der Zeiten. Unifas, Bühl-Baden.

Das vorliegende Büchlein gibt uns, nach Jahrhunderten geordnet, Aufschluß über die Geschichte Renchens, ohne jedoch Vollständigkeit erstreben zu wollen.

A. Staedele.

Franz Ell, Besiedelung des Eisenbacher Tales. Buchdruckerei Steinhart, Neustadt i. Schw.

Nachdem uns der Verfasser einiges über Bräunlingen, Urach, die Entstehung der Hofgüter in den Tälern Schwärzenbach, Langenordnach, Schollach usw., Bubenbach und Oberbränd erzählt hat, kommt er auf die Entstehung des Ortes Eisenbach zu sprechen. Schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts wurde hier Bergbau getrieben, doch scheinen schon aus früherer Zeit Gruben vorhanden gewesen zu sein. Nun wird uns eine Geschichte des dortigen Bergwerkes gegeben und der Anfang zur eigenen Eisenbacher Gemarkung geschildert, um uns zum Schluß vom Eisenbacher Uhren-gewerbe zu berichten.

A. Staedele.

Freiburger Urkundenbuch, I. Band, 3. und 4. Lieferung, bearbeitet von Friedrich Hefele, Freiburg i. Br., 1939.

Dieses Urkundenwerk soll die Voraussetzung bilden für eine quellenmäßige Geschichte der ehemaligen Metropole des Herzoglich Zähringischen Territoriums und späteren Hauptstadt Vorderösterreichs. Die vorliegenden Lieferungen, welche 158 Urkunden aus den Jahren 1262—1282, 50 Schrifttafeln und 8 Siegeltafeln enthalten, bringen auch das Vorwort und eine ausführliche Einleitung zum Gesamtwerk. Hier legt der Herausgeber die Grundsätze dar, die der Bearbeiter alter Quellen zu beachten hat. Er erläutert z. B. den Begriff Urkunde, behandelt Fragen der Textgestaltung und erklärt die geschichtliche und genealogische Bedeutung der Siegel. Ferner weist er eingehend auf die Wichtigkeit der dieses Werk auszeichnenden Schrifttafeln für diplomatische und paläographische Untersuchungen hin, indem er zeigt, wie aufschlußreich die sprachlichen Merkmale, die Schriftform und das Formelwesen für die Bestimmung des Schreibers sind. Zum Schluß wird Stellung genommen zur Frage der Entstehung der Freiburger Stadtkanzlei und der Person des Schreibers Gottfried von Freiburg.

Das bahnbrechende Werk, mit dem sich der Direktor des Freiburger Stadtarchivs ein großes Verdienst um die Erforschung der Freiburger Stadtgeschichte erwirbt, verdient stärkste Beachtung.

Otto Kähni.

Hermann Freudenberg, Die Insel Reichenau. Das Dorf Handschuhheim. Ein wirtschaftsgeographischer Vergleich (Oberrheinische Geographische Abhandlungen, 1. Heft).

Ausgehend von der Ansicht, daß „der Vergleich das Wesen geographischer Auffassung ist“, beschreibt der Verfasser in diesen beiden kurzen landwirtschaftsgeographischen Abhandlungen zwei geschlossene Wirtschaftsgebiete, die trotz der ziemlich großen räumlichen Entfernung und Verschiedenheit in Siedlungsweise und Volkstum infolge eines sehr günstigen Klimas eine große Ähnlichkeit und bei genauerer Untersuchung doch wieder grundlegende Unterschiede zeigen. In vergleichender Betrachtung werden die Übereinstimmungen und Verschiedenheiten hinsichtlich Lage, Wirtschafts- und Anbauflächen und Besitzverhältnisse aufgezeigt. Die geschichtliche Entwicklung bringt in beiden Gemeinden eine starke Veränderung in der wirtschaftlichen und sozialen Struktur mit sich, zeitigt aber verschiedene Ergebnisse. Während in Handschuhheim im Verlauf einer längeren Entwicklung aus Bauern zum größten Teil reine Gärtner geworden sind, vollzog sich auf der Reichenau erst in der Nachkriegszeit eine schnelle, fast überstürzte Umstellung vom Rebbau zum Gemüsebau; der wirtschaftende Mensch blieb aber Kleinbauer. Die kurzen, klaren Ausführungen werden durch statistische Mitteilungen und ein sorgfältig angelegtes Kartenwerk, bestehend aus sieben farbigen Plänen, unterstützt.

Otto Kähni.

Albert Fischer, Besiedlung, Wirtschaft und Volkstum des östlichen Heubergs. Ein Beitrag zur Kulturgeographie der Schwäbischen Alb (Oberrheinische Geographische Abhandlungen, 2. Heft).

Durch diese ausführliche und gründliche Abhandlung lernen wir eine „in der wissenschaftlichen Bearbeitung oft vergessene kleine Landschaft“ kennen, die von dem gewaltigen Fortschritt des Verkehrs sehr lange unberührt blieb und infolgedessen in Besiedlung, Wirtschaft und Volkstum ihr ursprüngliches Gesicht fast bewahrt hat. Es ist der badische Anteil an der Schwäbischen Alb, der über die Donau tief in das württembergische Gebiet hineingreift. Mitten in dieser Gegend liegt der Truppenübungsplatz. Der Verfasser zeigt, wie hier eine einheitliche Landschaft jahrhundertlang durch politische Grenzen zerrissen wurde, die aber der heutigen wirtschaftlichen

Entwicklung auf die Dauer nicht trogen können. Fischer schildert die landschaftlichen und geschichtlichen Grundlagen und den Gang der Besiedlung, die Siedlungs- und Hausformen, die wirtschaftlichen Verhältnisse, Handel und Verkehr, die Bevölkerung in ihrer beruflichen Schichtung und sozialen Struktur und die charakterlichen Eigenschaften des Menschen. Skizzen und Bilder erhöhen den Wert des Buches.

Otto Kähni.

Friedrich Luß, Altwürttembergische Hohlmaße (Getreide, Salz, Wein). Bearbeitet und mit einem Anhang über Neuwürttemberg nebst Glossar versehen von Walter Luß. W. Kohlhammer, Stuttgart, 1938, 214 Seiten.

Die Maßordnung vom 31. März 1557 machte der Vielgestaltigkeit der in Altwürttemberg gebräuchlichen Maße ein Ende, indem sie die Einheitlichkeit der Hohlmaße verordnete und das Flächen- und Raummaß regelte. In den Jahren 1555 und 1556 waren sämtliche alten Maße mit dem neuen Landmaß verglichen worden. Das Ergebnis dieser Arbeit liegt in zwei handschriftlichen Foliobänden vor, welche die Hauptgrundlage für das vorliegende Werk bildeten. Das Kernstück des Werkes, die eigentlichen Tabellen, enthält die Umrechnung der alten Getreidemaße ins neue württembergische Landmaß und in Liter, und zwar in buchstäblicher Reihenfolge der einzelnen Orte. In gleicher Weise werden die Flüssigkeitsmaße behandelt. Im Anhang bietet das Werk die Getreide- und Flüssigkeitsmaße aller Städte und Orte Neuwürttembergs einschließlich der Umrechnung in Litern in der Buchstabenfolge der Orte. Mit diesem Werk ist nun die Möglichkeit gegeben, die Abgaben in Frucht und Wein, welche die Untertanen in den verschiedenen Herrschaftsgebieten zu entrichten hatten, in ihrem Verhältnis zueinander zu vergleichen und zu werten.

A. Staedele.

Schwäbisches Heimatbuch 1939. Verlag J. F. Steinkopf, Stuttgart. Gebunden 6,— RM.

Dieses Buch, das der Bund für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern seinen Mitgliedern als Vereinsgabe überreichte, bringt eine Fülle von anregenden, aufrüttelnden und teilweise ganz neuen Gedanken, auf die hier nachdrücklichst hingewiesen sei.

Den Grundton für den größten Teil des Buches gibt das Geleitwort des Gaupropagandaleiters und Landeskulturwarts Adolf Mauer. Mit Stolz und Ehrfurcht stehen wir vor den Schöpfungen unserer Väter. Leider hat man es in den letzten sechzig Jahren nicht immer verstanden, diese Leistungen und Werte hinreichend zu erhalten, zu pflegen und weiter zu entwickeln. Große und gewaltige Aufgaben sind zu lösen; denken wir nur an die geschmacklosen Grabsteine unserer Friedhöfe, die prozigen und kalten Fabrikbauten und daß oft die Eisenbahn und neuerdings die Umgehungsstraßen und Autobahnen gerade an der schlechtesten Seite der Ortschaften vorüberziehen und so der Fremde von den wirklichen Schönheiten der Städte und Dörfer überhaupt nichts zu sehen bekommt. Manches ist in den letzten Jahren schon geleistet worden, vieles bleibt noch zu tun. Eine große Stütze für diese Bestrebungen bietet das Reichsnaturschutzgesetz. Mit dessen Hilfe erhofft Hans Schwenkel den Schutz der Landschaft im Stadtkreis Stuttgart durch Schaffung von Naturschutzgebieten und durch Schutz der Naturdenkmale, der Landschaftsbestandteile, der Landschaftsteile und der ganzen Landschaft und erwartet ihre Gestaltung und Pflege durch richtiges Bauen in der Stadt, den Vororten und Siedlungen, durch Schaffung von Grünanlagen und Vorgärten, durch Anpassung der Verkehrsanlagen und ihrer Hilfsmittel an das Landschaftsbild und durch Beseitigung all dessen, was dieses stört. Weithin fügen sich die Reichsautobahnen mit ihren Anlagen in das Bild der Landschaft ein, und immer ist der Straßenbautechniker vom

Landschaftsgestalter begleitet. Der Vorgarten, meint Otto Valentien, ist mehr ein Teil der Straße als des Hauses; deshalb sei es richtig, die Vorgartenstreifen in städtischen Besitz zu nehmen und einheitlich zu gestalten und zu unterhalten. Sie seien oft überladen durch zu dicht gesetzte Pflanzen und durch Anpflanzung von allerlei Blumen und anderem. Eine räumliche Trennung der Straße vom Vorgarten solle bis zu einer Breite von 5 Metern vermieden werden. Ein ruhiger Rasenstreifen mit niederem Bordstein am Gehweg und sparsam verteilten Bäumen und Sträuchern wirke auch ohne farbigen Schmuck sehr freundlich und belebend. Doch könne dem Wunsch nach Farbe leicht entsprochen werden durch Anpflanzung blühender Schlingpflanzen an den Häusern oder an den Zäunen zwischen den Häusern, oder durch sparsame Blumenpflanzungen. Die Weinberglandschaft verlangt strenge Linienführung und flächenhafte Gleichmäßigkeit, die demnach viele eingestreute Einzelbäume, ganze Baumgruppen oder gar Baumstücke nicht dulden können. Doch wer möchte bei dieser inneren Eintönigkeit an den Stellen, wo es wirtschaftlich möglich ist, die lebendigen Hecken mit ihren Rosensträuchern und Schlehenbüschen missen? Einen schweren Eingriff in das Bild der Weinbauandschaft bedeutet die Weinbergwasserleitung. Da ist zum mindesten zu verlangen, daß bei der Führung der Leitungsstränge jedes Herausfallen aus der gewachsenen Geometrie der Weinberglandschaft streng vermieden wird. Fallen einzelne alte Bäume einer Allee (Kastanienallee von Stuttgart auf die Solitude) aus, so sollen die Lücken unter Verzicht auf gleichmäßigen Abstand der Stämme offen bleiben; werden sie aber zahlreicher und größer, ist der Rest der Bäume zu fällen, und eine größere Teilstrecke der Allee ist auf einmal neu zu bepflanzen. Wiedergutmachung von allerlei Bausünden verlangt Felix Schuster und gibt dazu einige krasse Beispiele. „Wenn die Beleidigungen unseres Auges körperlichen Schmerz oder auch nur solches Unbehagen wie der Lärm dem Ohr verursachen würden, könnten wir es in vielen Städten und Dörfern nicht aushalten.“ In Heidenheim a. Br. sind schon manche Bausünden gutgemacht worden. Dabei wird der deutschen Schrift besondere Aufmerksamkeit zugewendet, eine wertvolle Kraft ist dabei der Schriftkünstler Friedrich Stauf. Auch das Dorf muß von den Entstellungen und den Auswüchsen der hinter uns liegenden Zeit gesäubert und von den Einflüssen der Verstädterung befreit werden, es muß seinen ihm eigenen Ausdruck zurückgewinnen. Verwende nicht überall und immer Beton und Zement! Die Betonmauer sieht starr und tot aus, die kalte, hellgraue Farbe des Zements wirkt abstoßend. Laß dir dein schwäbisches Fachwerk nicht durch fremde Art verdrängen, verzichte sonst lieber auf das sichtbare Fachwerk! Bei all dem kommt F. Schuster zu der Ansicht, daß es fehlt an einer Lehr- und Dauerschau für Heimat- und Naturschutz. — Als angenehm unterbrechend werden einige Aufsätze mehr unterhaltender als belehrender Art dankbar aufgenommen und gelesen. Es sind dies: die ehemalige Hofbibliothek in Stuttgart von Karl v. Stockmayer; das Narrengericht in Grosselfingen von Willy Baur; Bauernmaler schwäbischen Geblüts von Th. Musper; die Künstlerfamilie Yelin von H. O. Roecker. — Unter Berichte und Mitteilungen erfährt man, daß der Bund bereits 30 Jahre besteht und seit dem 6. Februar 1939 den Namen Schwäbischer Heimatbund angenommen hat. Der Bund ist sehr rege und vielseitig tätig in seinem Bereich, wie der Geschäftsbericht über das Jahr 1938 zu melden weiß.

A. Staedele.

Der deutsche Südwesten am Ende des alten Reichs. Geschichtliche Karte des reichsdeutschen und benachbarten Gebiets mit Beiwerk, bearbeitet von Erwin Hölzle, herausgegeben vom Württembergischen Statistischen Landesamt, Stuttgart, 1938.

Dieses einzigartige politisch-historische Kartenwerk, das in der 2. Auflage erschienen ist, ist eine Gemeinschaftsarbeit, die Regierungsrat Dr. Erwin Hölzle unter Mitwirkung einer Reihe von Mitarbeitern und des Badischen Generallandesarchivs ge-

schaffen hat. Es bietet eine anschauliche Übersicht über die geschichtliche Gestaltung des deutschen Südwestens und führt uns die staatliche Zersplitterung unserer engeren und weiteren Heimat drastisch vor Augen. So z. B. zeigt uns die Karte auch deutlich, wie die Ortenau, einst als fränkische Gaugrafschaft ein einheitliches politisches Gebilde, am Ende des 18. Jahrhunderts in ein loses Bündel kleiner und kleinster Herrschaftsgebiete aufgelöst war.

Die Hauptkarte (ein Zwanzigfarbendruck im Maßstab 1 : 200 000) besteht aus drei Blättern, die zusammengeklebt und aufgezogen eine prächtige Wandkarte abgeben. Eingezeichnet sind die geschichtlichen Grenzen, wie sie am 1. Januar 1790 (also vor den Auswirkungen der Französischen Revolution) verliefen. Wir können die Herrschaftszugehörigkeit sämtlicher Gemeinden, Weiler und Höfe ablesen, die Landeshoheits- und Niedergerichtsrechte sind durch volle Flächenfärbung dargestellt. Ja, wir können sogar feststellen, daß viele Dörfer unter mehrere Herrschaften aufgeteilt waren. Das ist gerade der Wert des Werkes, daß es auch auf die kleinsten Zersplitterungen eingeht. Eingetragen sind ferner die Amtsgrenzen der größeren Gebiete, die vorderösterreichischen Landstände, die geschichtliche Grenzziehung am Rhein (Talweglinie), die Burgen, Bistumsitze, Klöster und Kommenden. Die geschichtliche Verflechtung der rechts- und linksrheinischen Gebiete ist deutlich zu erkennen. Durch die Darstellung der Verbreitung der Juden ist eine Forderung der neuen Geschichtsforschung erfüllt (Judensiedlungen, d. h. Gemeinden mit zwei oder mehr Judenfamilien, sind gekennzeichnet).

Die durchsichtigen Altpapierblätter, die den Blättern der Hauptkarte genau entsprechen und auf diese aufgelegt werden können, enthalten neben den geschichtlichen auch die heutigen Gemeindegrenzen; sie erläutern also die Hauptkarte und leisten einer weiteren heimatgeschichtlichen Forschungsarbeit nützliche Dienste.

Das Beiwort, ein Büchlein im Umfang von 175 Seiten, ebenfalls von E. Hölzle bearbeitet, ergänzt die Karte und gibt viele Anregungen. Der Verfasser schildert darin die geschichtlichen Schicksale des deutschen Südwestens und erklärt Aufbau und Inhalt des Kartenwerks (Umfang, Maßstab, Topographie, die verschiedenen Grenzen); eingehend erläutert werden die Begriffe Landeshoheit und Ortsherrschaft und die verschiedenen in die Karte eingetragenen geschichtlichen Zeichen. Auf die Schriftumsverzeichnisse für die einzelnen Gebiete folgt dann eine Aufstellung der Herrschaftsgebiete; diese enthält geschichtliche Angaben über die Entstehung der einzelnen Territorien, Gebietserwerbungen, Städtegründungen, Säkularisation, reichsritterchaftlichen Steuerrechte u. a. In einem weiteren Aufsatz behandelt Hölzle die verschiedenen Stufen der staatlichen Neugestaltung seit dem Ausbruch der Französischen Revolution; auch hier werden die wichtigsten geschichtlichen Daten genannt. Und schließlich bringt Dr. Helmut Kluge in seinen Ausführungen „Die Siedlungen der Juden“ einen Überblick über die Geschichte der Juden in Südwestdeutschland und eine Aufzählung der Judensiedlungen mit näheren Angaben; außerdem gibt er Ratschläge für die Bearbeitung der Judenfrage in der ortsgeschichtlichen Forschung. Ein Orts-, Sach- und Geschlechtsnamenweiser beschließt das Beiwort.

Dieses inhaltlich und technisch hervorragend ausgestattete Werk, das schon vor seinem Erscheinen eine außerordentlich starke Nachfrage erfuhr, wird dankbar begrüßt werden. Es regt zu orts- und landesgeschichtlicher Forschung an und eignet sich auch vortrefflich als Anschauungsmittel für den Geschichts- und heimatkundlichen Unterricht.

Otto Kähni.

In Singen (Hohentwiel) hat sich eine Arbeitsgemeinschaft für Singener Heimat- und Familienforschung zusammengetan, die sehr rege ist und unter anderm ein Büchlein „Aus der Geschichte Singens und die Singener Geschlechter nach dem Dreißigjährigen Kriege“ im Verlag A. Winz in Singen herausgegeben hat.

A. Staedele.